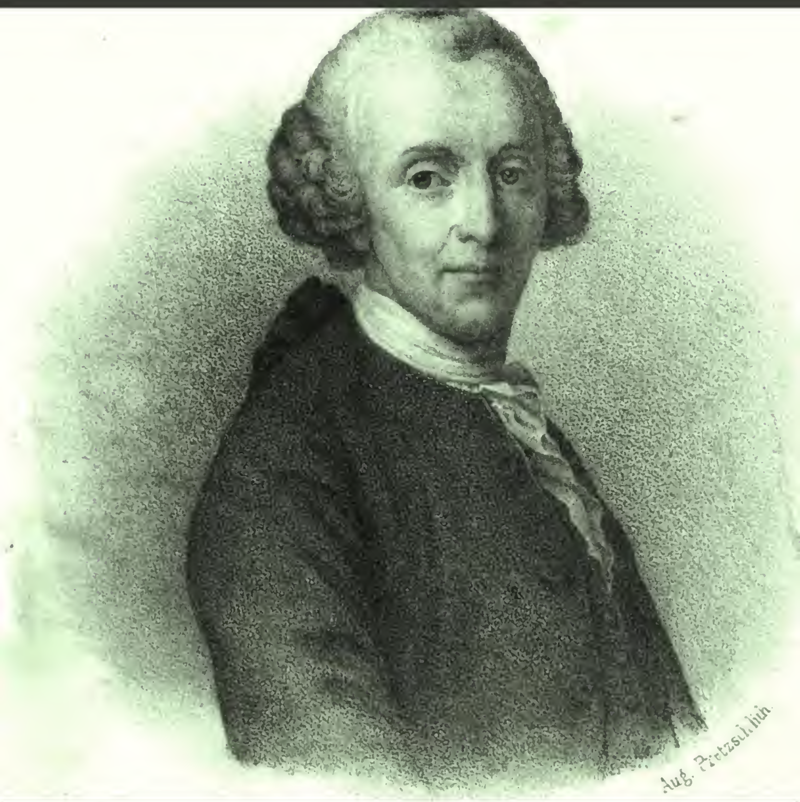


Gellertbuch

Christian Fürchtegott Gellert,
Ferdinand Naumann

Gellertbuch



CH. F. GELLERT.

Lith. Anst. v. C. G. [illegible] & Söhne Breslau


Der Herr hört deinen Lobgesang, lobsing' ihm meine Seele!
18 B 54
B

Gellertbuch.

Herausgegeben

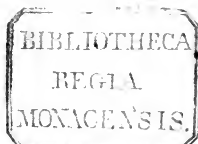
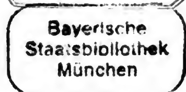
von

Ferdinand Naumann.

Mit einem Titelkupfer: das geistliche Lied Gellerts (nach einer Originalzeichnung des Prof. E. Bendemann), und drei Lithographien: das Portrait, Grab und Facsimile Gellerts.

Dresden, 1854.

Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold und Söhne.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Dem vortrefflichen Christian Fürchtegott Gellert, dessen geistliche Lieder und Fabeln so reichen Segen in allen Schichten des Volkes bei Jung und Alt gebracht haben und noch immer bringen, soll in seiner Vaterstadt, Hainichen in Sachsen, ein ihn ehrendes und seiner würdiges Denkmal errichtet werden. Man glaubte dies für eine unerläßliche Pflicht halten zu müssen, zumal kein äußeres Zeichen der Pietät an den verdienstvollen Mann mehr erinnert, seitdem die Stürme des Jahres 1833 die alte Linde in Hainichen (Gellertlinde) vollends zerstörten, die Gellerts Vater am ersten Geburtstage seines Sohnes, Christian Fürchtegott, setzte, „damit sie mit diesem aufwachsen möchte."

Mit und neben diesem Denkmal von Granit soll aber auch, so der Herr will, ein Denkmal errichtet werden, gebaut von den edelsten Steinen, den Wünschen und Hoffnungen, den Andeutungen und Forderungen

Gellerts selbst (siehe Gellerts Briefwechsel) — ein seinen Namen führendes Rettungshaus. Diesen frommen Zweck soll, unter Gottes Beistand, das mit so vielen, schönen literarischen Gaben reichbeschenkte Gellertbuch fördern und erreichen helfen.

Unter der in dem Gellertbuche mehrfach erwähnten Ausgabe der Gellertschen Schriften ist die in der Hahnschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig 1840 in 6 Theilen erschienene und von Dr. Klee, Rector an der Kreuzschule in Dresden, trefflich revidirte Ausgabe zu verstehen.

Schließlich noch allen den edeln Männern und Frauen, durch deren uneigennützig gewährte Beiträge dieses Buch verherrlicht wurde und entstanden ist, der tiefgefühlteste Dank von dem

Herausgeber.

Inhalt.

*) Seite 159 ist zu lesen Kilzer, statt Kizer.



An Gellert.

An Deinem Grabe hab' ich einst geweilet,
Versenkt in die Gedanken der Natur:
Ob jener Balsam, womit Du geheilet,
Vielleicht noch haucht in dieser Rosenflur?.
Die Luft neigt sanft die Zweige der Cypressen,
Die offnen Kränze hangen traurig grün:
Denn tief verehrt, betrauert, unvergessen —
Wird, frommer Gellert, hier Dein Name blühn!

Die Linde, sturmzersplittert, liegt im Staube,
Die Deinen Manen einstens man geweiht;
Doch Deinen Geist erhob der starke Glaube:
Das Irdische nur steht und fällt der Zeit.
Die wilden Kräfte der Natur erschüttern
Den Bau der Welt — geschaffen zu vergehn;
Doch eine hohe Seele darf nicht zittern,
Der Wahrheit Wort muß ewiglich bestehn!

Nun soll sich Dir ein Monument erheben,
Ein unvergänglich Denkmal von Granit.
Der Lerche Jubel wird darüber schweben,
Die Nachtigall singt hier ihr göttlich Lied!
Der Morgenstrahl wird gülden es verklären,
Des Mondes Silberblick schaut sanft herab —
Der Thau benetzt es mit des Frühlings Zähren,
Denn Friede schwebt um des Gerechten Grab.

Dein Wandel war so rein, daß seine Spuren
Sich lichtumflossen durch die Nachwelt ziehn;
Du gabst die Sprache allen Creaturen,
Der Sinn dafür war Dir von Gott verliehn.

Die Menschlichkeit mit jeglichem Gebrechen
War Deinem Blick ein fein schattirtes Bild;
Den Stab als Richter mochtest Du nicht brechen,
Du halfst den Schwachen, gütig, sanft und mild!

Und welch' ein Seelenarzt bist Du gewesen!
Gewesen? sel'ger Geist, Du bist es noch!
Wie Mancher ist an Deinem Trost genesen!
Wie leicht durch Deine Kraft ward ihm sein Joch!
Und wo ein Herz sich zu verbluten wähnte,
Da stilltest Du der Schmerzen dunkeln Quell —
Wer sich nach Heil in tiefen Wunden sehnte,
Den wiesest Du hinauf — und Gott half schnell!

Du zeigtest klar in Deiner Demuth Spiegel,
Wie schattenhaft das Glück der Erde ist;
Der Ausdruck Deines Lebens war ein Spiegel:
Glückseligkeit genieße nur der Christ!
Und „Wort gehalten wird in jenen Räumen"
Dem gläubigen Gefühl der Zuversicht!
Der Hoffnung Trug erscheint in wachen Träumen,
Doch wer weiß je, daß Gott die Treue bricht?

Und wenn nach einer Prüfung kurzer Tage
Der letzte auch für mich — wie bald! — erscheint,
Wenn ich von hinnen scheide ohne Klage; —
Ob eines Freundes Auge um mich weint? —
Dann werd' ich Dir vor Gottes Throne danken,
Daß mir Dein frommer Geist erhebend war,
Und bringe Dir in reineren Gedanken
Ein Lied im höhern Chor zum Opfer dar!

Henriette Hanke geb. Arndt.

Das Fellerlied.

Zur Erklärung des Titelkupfers nach einer Originalzeichnung des Prof. **Bendemann**.



Ich ging auf sonn'gen Bergeshalden,
Ein Wand'rer in den Tag des Herrn.
Vom Thal herauf die Glocken schallten,
Andächt'ge zogen nah und fern.
   Und lenkte ich durch Busch und Strauch
   Nicht meinen Schritt in's Thal hinab,
   So war es ein Gebet wohl auch,
   Das mir der Sonntagmorgen gab.

Manch Wort aus Gottes heil'gen Schriften
Vernahm ich von dem Wasserfall,
Der rauschend quoll in Thales Triften,
Wie in die Herzen Orgelschall.
   Die Berge standen um und um,
   Gleich frommen Priestern anzuschaun,
   Aus Gottes Evangelium
   Zu predigen Lieb' und Vertraun.

Rings walteten nur Sonnenfunken;
Was sonst ein Lied im Herzen trägt,
War still an Gottes Herz gesunken,
Das droben allerbarmend schlägt.
„O was in solcher Morgenpracht
Die Erde mit dem Himmel spricht,
Das hat noch nie ein Lied erdacht,
Seit man aus Dornen Kronen flicht."

So kam ich nah dem Waldesrande.
Da schlug an's Ohr der fromme Sang,
Das liebe Lied, das längst bekannte:
„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!"
Gelehnt an eine Felsenwand,
Gestützt auf den geschälten Stab,
Wenngleich auch nicht im Festgewand,
Sang es ein frommer Hirtenknab.

Beschämt mußt' ich die Blicke senken,
Gott sprach aus dieses Kindes Mund;
Und meines Gellerts mußt' ich denken
In dieser andachtheitern Stund'.
Sein Lied ergriff mich wunderbar.
Ich sah den Himmel aufgethan,
Und meine Seele zog, ein Aar,
Zu ihm hin auf die lichte Bahn.

Dort sah ich, sonnenglanzumwoben,
Vor Gott die Muse Gellert's stehn.
Den frommen Blick zu ihm erhoben,
War eine Heil'ge sie zu sehn.

Sie schlug die gold'nen Saiten an:
„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!"
Und Engelchöre grüßten dann:
„„Der Herr hört deinen Lobgesang!""

„„Der Herr hat auch dein Lied vernommen
Von Tausenden, die es gebracht;
An jedem, der wie du gekommen,
Erweist sich deines Liedes Macht."" —
Und wieder sprach die Glock im Thal
So hell, das mußt' ein „Amen" sein.
O Hirtenknab', vieltausendmal
Gedenk' ich seitdem segnend dein.

Ferd. Naumann.

Züge aus Gellerts Leben

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

1. Schauet ihr Ende an.



Der Schreiber der nachstehenden Seiten erinnert sich noch sehr wohl jener Zeit, da sich das Auge manches kräftigen Mannes und ernsten Greises mit Thränen der Rührung füllte, wenn sie einer Trauerrede gedachten, welche sie in der dritten Adventswoche des Jahres 1769 zu Leipzig gehört hatten. Der Inhalt der Rede läßt sich mit den Worten des Apostels Ebr. 13, V. 7 bezeichnen: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Der Mann, welcher dort vor einer Versammlung von Leidtragenden sprach, wie sie nur selten so zahlreich, so gemischt aus allen Ständen und so tiefbewegt von Schmerz zu einer Todtenfeier sich einfindet, war der vieljährige Freund eines Lehrers gewesen, dessen Verlust mit ihm und seinen Zuhörern zugleich Tausende, in der Nähe und in der Ferne, beklagten. Und wer konnte der Lehrer, dessen Hinscheiden damals so allgemein, so weit als die deutsche Zunge über Land und Meer reicht, von allen, die aus Wort und Schrift ihn kannten, beklagt wurde, anders sein als Christian Fürchtegott Gellert, welcher wenige Tage vorher, in der Nacht des 13. Decembers zu seiner ewigen Ruhe eingegangen war.

Der Mann, welcher die Trauerrede hielt, wollte heute nicht das Lob von Menschengaben und Menschenwerken, sondern nur das Lob des Herrn verkünden, dessen Erbarmen und Gnade sich an dem Ende eines Gerechten so herrlich erwiesen hatte. Wer Gellert gewesen sei

und was er in seiner Zeit gewirkt habe, das wußten Alle, denn es war vor ihren Augen dagestanden und geschehen, nicht aber Das, was in der stillen, verborgenen Sterbekammer sich zugetragen hatte, in welcher dieses thatenreiche Leben seinen siegreichen Ausgang nahm und seine Krone empfing.

Alle, welche Gellert näher gekannt, ja die ihn nur öfter gesehen hatten, die wußten es, daß er fast sein ganzes Leben hindurch, mitten in dem Genuß des äußren Glückes und der Ehren, die ihm widerfuhren, gleich jenem königlichen Sänger (Ps. 38, V. 18) seufzen mußte: ich bin zu Leiden gemacht und mein Schmerz ist immer vor mir. Seine Freunde kannten das Leid, das ihn darniederbeugte. Es war kein leibliches allein, sondern in Folge von diesem eine tiefe Schwermuth, eine innere Freudelosigkeit, eine Bangigkeit des Herzens, in welche nur selten, wie durch dichten, trüben Nebel ein erheiternder Sonnenstrahl hereinfiel. Schon in den Mienen seines ausdrucksvollen, edlen Angesichtes, wie in dem wehmüthig lautenden Ton seiner Stimme, sprach sich die Traurigkeit seiner Seele aus und nur in solchen Augenblicken, da es ihm gelang, eine fremde Noth zu lindern und Andre zu erfreuen, erhob sich sein sonst immer gesenktes Haupt; aus seinen seelenvollen Augen, aus seinen lächelnden Mienen strahlte Freude. Zwar in seinem kindlich gläubigen Gemüth stand die Ueberzeugung fest, daß er in Christo einen gnädigen Gott habe, aber selbst das Gefühl dieses Trostes war kein ungestörtes; es glich öfter jenem eines Kriegers, den der heftige Schmerz seiner Wunden mitten in dem Siegesjubel der Seinen an den nahen Tod erinnert. Denn während Andere in einem Gefühl des eignen Selbst und seiner Thaten sich erheben, beugte ihn ohne Aufhören nur das Bewußtsein der eigenen Mängel und seines menschlich geistigen Elends tief darnieder.

In dieser geängsteten Stimmung seines Gemüthes war ihm, wie er dies öfters seinen Freunden klagte, der Tod nur als ein König der Schrecken erschienen, an dessen Annähern er nicht ohne tiefes Grauen zu denken vermochte. Er selbst wie seine Freunde sahen mit banger Besorgniß für ihn jener Zeit entgegen, wo sich sein äußeres und inne-

res Leiden bis zu seinem höchsten Maaße steigern, und die Stunden der siebenten und größesten der Trübsale zu ihm herantreten würden, darin man ihm sagen müßte: das Grab ist da.

Aber diese Sorgen waren grundlos gewesen und es sollte sich auch an diesem demüthigen, so oft an der eigenen Kraft verzagenden Glaubenshelden die Wahrheit erweisen, von welcher Paul Gerhard in einem seiner schönen Osterlieder „Als Gottes Lamm und Leue" singt:

Da siehst du, wie die Schwachen
Zuletzt gestärket werden.
Gott kann zu Helden machen
Was blöd ist hier auf Erden;
Der Glaube, der im Dunkeln lag,
Bricht endlich an den hellen Tag
Und leuchtet als die Sonne.

Was Gellerts Freunde, was seine Aerzte befürchtet hatten, das geschahe; seine leiblichen Leiden steigerten sich zu dem höchsten Maaße, welches ein Uebelbefinden dieser Art erreichen kann. Der Hauptsitz seiner Beschwerden war immer in den Organen des Unterleibes gewesen, diese wurden jetzt auch der Kampfplatz für die letzten Anstrengungen der geschwächten Lebenskräfte gegen den herannahenden Tod. Vergebens bemühte sich die Kunst der Aerzte, den stockenden Fortgang der inneren Lebensbewegungen zu Hilfe zu kommen und die Leiden des theuren Mannes zu mildern; diese gingen im Anfang des Decembers in einen Zustand des Hinsterbens über, bei welchem das Gefühl nicht, wie bei eingetretener Ohnmacht, in Schlummer gerieth, sondern in einer peinigenden Schärfe am Wachen blieb. Die Wirksamkeit der äußeren Heilmittel war zu Ende, da gab sich die des innern Heilmittels: des Glaubens in ihrer Gotteskraft kund. Vergangen und dahin wie ein Nebel vor der höher steigenden Sonne, war auf einmal die Schwermuth, diese beständige Gefährtin seines Lebens. „Er hatte," wie sein Freund, der Beschreiber von Gellerts Leben (Cramer) sagt, „keine Bekümmernisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, wie

er allzeit davon gedacht hatte. Er schien durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung durch Christum über sich selber (über seine eigene Natur) erhoben zu sein.“ Er, statt fremden Trost zu begehren, tröstete jetzt seine betrübten Freunde.

Als nun die Tage kamen, in denen das Ende in unverkennbarer Weise ihm nahe trat, als ihm sein Lager zu einer wahren Folter wurde, als er, wie sein Biograph sagt, von vier und zwanzig Stunden täglich sechszehn unter den Händen der Wundärzte zubringen mußte, welche all ihre Kunst aufboten, sein Leben zu erhalten, wohin war da seine frühere zarte Empfindlichkeit gegen Schmerzen, wohin war da sein Grauen vor der Nacht des Grabes geschwunden? Was gab ihm die Heiterkeit des Geistes und seinem sterbenden Leibe die Kraft, als er vier Tage vor seinem Tode, in Gegenwart der Freunde, denen er seinen letzten Willen mitgetheilt hatte, im Bette sich aufrichtete, sein zum Theil schon graues Haupt entblößte und mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht, mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott betete, daß seine Freunde in seinen Mienen, in seinen ganz an den Himmel gehefteten heitren und freudigen Blicken ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnet, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühete sich, alle die besonderen Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; besonders erinnerte er sich auch der Namen aller seiner noch lebenden Freunde und vieler von seinen abwesenden Schülern, und empfahl sie in seinem Gebete der Leitung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besonderen Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Er sprach dieses Gebet mit einer zwar schwachen aber deutlichen Stimme, und mit einer Alle ergreifenden Inbrunst. *)

*) Siehe Gellert's sämmtl. Schriften Th. VI. S. 420 u. 421.

In dieser Fassung eines in Gott gelassenen und in Seiner Liebe seligen Gemüthes blieb der treue Kämpfer mit den Schmerzen des Todes bis an sein Ende. Er war, nachdem er sich und die Seinigen mit dem eben erwähnten Gebet gestärkt hatte, in ein tiefes Schweigen versunken, denn seiner wartete in einer der nächsten Stunden noch eine andere, höhere Stärkung und Erquickung: der Zuspruch seines ihm ehrwürdigen Beichtvaters und die Vorbereitung zum heiligen Abendmahle. Was er mit dem ihm werthen Seelsorger und Freunde Thalemann sprach, das waren Gedanken des Todes, denen der Gedanke an Ihn, welcher durch sein Sterben für uns dem Tode die Macht nahm, eine freudig tröstende Kraft und Weihe gab. Als sein Freund und Lehrer im weiteren Gespräch auf ihn die Worte aus der Geschichte des Lazarus anwendete: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank," da rief er in tiefer Bewegung: „ach, wenn ich doch ein solcher Geliebter des Herrn wäre!" Und als sein frommer Beichvater ihn versicherte, daß jeder Gläubige, der sein Heil in nichts anderem als in der Gnade seines Erlösers suche, von Ihm, seinem Herrn, als ein Freund geliebt sei, da sagte er freudig: „Nun ich hoffe es zu Deiner Gnade, mein Heiland, daß Du auch mich als den Deinigen lieb hast." Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr, daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu beten. Seinem Freunde Heyer, der ihn zu besuchen kam, rief er als Gruß die Worte zu: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin. Dieß, lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber," so fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort, „mir ist Barmherzigkeit widerfahren — ja, Barmherzigkeit widerfahren. Dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf welches ich jetzt lebe und sterbe," worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser Barmherzigkeit ausbrach.

Als ein Wunder der Gnade erschien Allen, welche so glücklich waren, Zeugen von der Feier seiner letzten Communion zu sein, die

geistig wie leiblich belebende Kraft des Glaubens, die sich an ihm, dem Schmerzensmann, kund gab. Sein körperlicher Zustand, das sahen Alle, war in dieser Stunde ein äußerst kläglicher. Dennoch sammelte er alle seine noch übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle seine Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebendigsten Inbrunst zu, und forderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feierlichen Handlung waren, mit freudiger Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinem Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände.

Während er in den letzten Tagen seines Lebens durch die Entzündung aller inneren Theile seines Unterleibes an den empfindlichsten Schmerzen litt, gedachte er ohne Aufhören nur an die Schmerzen seines Erlösers, der um seiner Begnadigung willen doch noch unendlich mehr gelitten hätte, und in den Gedanken an die Wohlthaten des versöhnenden Todes seines Herrn schien er sein eignes Leiden öfters kaum noch zu empfinden. Die theilnehmende Huld seines Churfürsten, der ihm seinen Leibarzt zugesendet hatte, rührte ihn tief. Er betete mit inniger Dankbarkeit für das Wohl eines so gütigen Regenten und seines Hauses. „Ach," so sagte er, „ich als ein Unterthan genieße von meinem Herrn so viel Mitleid, während mein Heiland von den Menschen nicht einmal Gerechtigkeit erlangen konnte."

Einmal, als seine Schmerzen aufs Höchste zu steigen schienen, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen! Doch was sind sie gegen die, welche mein Erlöser erduldet hat. Er wurde unter den Seinigen verspottet und ich Unwürdiger werde so geehrt." Und als die Freunde seinen Schmerz beklagten, da tröstete er sie mit der liebevollsten Zärtlichkeit und bat sie nur um ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig würden, daß er selber nicht mit rechter Kraft

beten könnte. „Ich kann nicht mehr viel fassen," sagte er in seinen letzten Stunden; „aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu, wenn ich diesen nenne oder höre, dann fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir!"

Voll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber blieb in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquickt wurde, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtigen und abwesenden Verwandten und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederholen und sie noch einmal mit Namen segnen konnte. Diese Wünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ.

Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden und verlangte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Kampf des Lebens mit dem Tode dauern könne? Auf die Antwort: vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit fröhlichem Angesicht seine Hände und antwortete: „Nun, Gott Lob, nur noch eine Stunde!" wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Angesicht auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebete seiner um sein Bette herumstehenden Freunde und entschlief freudig. Dieses stille Einschlummern in der Stunde der Mitternacht sprach mit der That dasselbe aus, was Addison noch mit Worten sagen konnte: „So stirbt der Christ!"

Wir vernahmen hier einen treuen Bericht über das, was Gellerts Leben und Wirken das Siegel aufsetzte: über sein Ende. Aber auch den Weg zu diesem Ziele, an welchem der Kämpfer seine Krone empfing, wollen wir, wenn auch nur in einigen wenigen Zügen, betrachten.

---

2. Das Geburtstagsgedicht.

Hätten wir noch das Gedicht, welches Gellert in seinem dreizehnten Jahre zum Geburtstage seines Vaters niederschrieb, dann würde uns der kindlich einfache Sinn desselben auf eine lebendigere Weise in das Haus der Eltern und in die äußre wie innre Geschichte der frühesten Lebensjahre des jungen Dichters einführen, als irgend eine andre Beschreibung dieses vermag. Gellerts Vater war zweiter Prediger zu Haynichen, einer Stadt in Sachsen, und das Haus, welche derselbe mit seiner Frau und seinen dreizehn Kindern bewohnte, unter denen unser Gellert, geboren im Jahre 1715, eines der jüngeren war, gab durch seine architektonische Einrichtung allerdings Stoff genug zu einer poetischen Anschauung. Denn in Folge seines Alters stand es nicht mehr auf den eignen Füßen seiner Mauern allein, sondern es wurde von 14 bis 15 Stützen so kunstreich getragen, daß wenigstens sein Dach noch immer oben, die Thürschwellen aber unten blieben. Was konnte natürlicher sein, als daß der kleine Christian Fürchtegott in seinem Geburtstagsgedichte seinen lieben Vater unter dem Bild des Hauses, seine Mutter aber und ihre dreizehn Kinder nebst dem Enkel unter dem Bilde der Stützen des Gellertschen Namens besang, davon jede in ihrer besondern, natürlichen Art und Weise dem Vater ihren Glückwunsch brachte. Es lag in diesem ersten poetischen Versuche ein so eigenthümlicher Einklang des kindlich frommen Kindes mit naivem Witze, daß es in dem Kreise der Bekannten und Verwandten allgemeinen Beifall fand und daß Viele von diesen dasselbe noch, wenigstens stellenweis, im Gedächtniß behalten hatten, als Gellert es mit andern ähnlichen Versuchen aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren schon längst den Flammen übergeben hatte.

Wenn der junge Dichter in seinen gereimten Geburtstagswunsch einen ähnlichen Sinn gelegt hatte, als der ist, welcher in dem alten Sprüchworte liegt: „viel Kinder bringen viele Vaterunser ins Haus, und das geht nicht ohne Segen aus“, dann hatte er den innern und äußern Haushalt seiner Familie in einer wohl treffenden Weise bezeichnet.

Das baufällige, von vielen Stützen getragene Haus seiner Eltern war ein Wohnsitz des Friedens mit Gott und den Menschen, es war nach dem 84sten Psalm ein Schwalbennest bei den Altären des Herrn, in welchem die Gebete und Lobgesänge der Alten mit ihren Jungen niemals verstummten, und darin man vom Morgen bis zum Abend des Herrn und seiner Furcht gedachte. Gellerts Vater hatte, als er in seinem 75sten Jahre starb, funfzig Jahre lang sein Amt in gewissenhafter Treue verwaltet; seine Mutter, eine geborne Schütz, war durch ihren Wandel in Liebe, Sanftmuth und Demuth, durch ihre Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke, eine treue Gehülfin ihres Eheherrn gewesen. Wie über die geistigen, so waren auch über die leiblichen Güter die beiden Eltern so kluge Haushalter, daß sie unter dem Segen Gottes in redlicher Sparsamkeit, fern vom Geize, ihre dreizehn Kinder in Ehren ernähren und erziehen konnten. Denn wenn das auch nur ein trockenes Brod war, was die Eltern bei ihrem spärlichen Einkommen den Kindern reichten, so war es doch niemals ein Brod der Thränen, und daß der Mensch nicht vom Brode allein lebe, das konnte man an dem leiblichen Gedeihen und an dem fröhlichen Bezeigen der Kinder wie ihrer Eltern erkennen; die Worte des Psalmisten (Ps. 51 V. 14), welche der Vater oft in seinem Gebete sprach: „dein freudiger Geist enthalte mich," gingen an ihm und den Seinigen in reichliche Erfüllung, weil in ihnen allen die Freude an Gottes Geboten und ihrer Erfüllung herrschte. Wohl dem Hause, das auf solchen Stützen ruhet!

Es liegt in der Gewöhnung an äußere Genügsamkeit, wenn sie unter der Furcht des Herrn stehet, zugleich eine gute Zucht zur Bescheidenheit, Demuth und Dankbarkeit. Ein demüthiges und dankbares Gemüth gegen Gott und Menschen gab sich schon von frühester Jugend auf an Gellert kund, wenn er in der Strenge eines seiner Lehrer, in den vielleicht übertriebenen Anforderungen eines seiner Verwandten zu allerhand häuslichen Diensten nur ein Wohlmeinen zu seinem Besten, nur Aeußerungen einer solchen Liebe erkannte, als die war, welche er selber gegen sie in seinem Herzen trug. Schon in

seinem 11ten Jahre lernte er durch den kleinen Erwerb, den ihm das Abschreiben gerichtlicher Acten verschaffte, seinem Vater die Ausgaben erleichtern, die er für ihn machen mußte, und es war ein etwas komisch lautender Ton, den er sich durch diese Beschäftigung angewöhnt hatte, wenn er noch als angehender Schüler auf der Fürstenschule in Meißen die Briefe an seinen Vater im Canzleistyl abfaßte. Dort aber, auf jener Schule, an welcher wie an andern ihr ähnlichen, klösterlich gehaltenen Studienanstalten in Sachsen und Würtemberg, das Studium der alten Sprachen mit Ernst betrieben wurde, lernte er bald ganz andre Muster für den Ausdruck der Gedanken und Empfindungen im geschriebnen wie im gesprochnen Worte kennen. Es waren nicht die Klassiker der Römer und Griechen, sondern die wackern Lehrer an der Schule selber, sowie unter seinen Mitschülern die nachmals berühmten Jünglinge Rabener und Gärtner, welche seine geistigen Kräfte weckten und ihnen ihre angemessene Richtung gaben. Er konnte niemals dieser wohlthätigen Einflüsse ohne dankbare Rührung gedenken.

Gellert trug von seiner Geburt an einen lebenskräftigen Geist in zarter gebrechlicher Hülle; schon auf der Fürstenschule von Meißen äußerten sich an seinem Körper, vielleicht in Folge eines zu anhaltenden, eifrigen Arbeitens und der sitzenden Lebensweise bei ungewohnter Kost, die ersten Spuren seiner nachmaligen leiblichen Leiden. Als er in seinem 19ten Jahre (1734) die Universität Leipzig bezog, da fand er an dieser nur noch wenig jener wohlthuend anregenden Elemente, welche Geist und Gemüth freudig erheben und hierdurch Leib und Seele in den Zustand eines gesunden Wohlbefindens erheben können. Bei seiner großen Geneigtheit, dem Wort der Lehrer in kindlicher Selbstverleugnung und Gläubigkeit sich hinzugeben, verlor er viele Zeit und Kräfte, um sich in die gehalt- und öfters gedankenlosen Spitzfindigkeiten einer solchen Philosophie wie Adolph Hofmann sie lehrte, hinein zu arbeiten, dessen dunkle Vorträge er wörtlich nachschrieb.

Von nachhaltigerer Wirksamkeit war auf ihn das Vorbild einer

solchen Gabe der Rede, wie Mosheim sie besaß und übte. Freilich wurde in Gellerts späteren öffentlichen Vorträgen das ganz zur Natur, was bei Mosheim in vorherrschendem Maaße als Kunst erscheint, doch blieb der Einfluß des trefflichen Redners auf die Bildung seines Gefühles für Würde und richtige Wahl des Ausdruckes ein entschieden wohlthätiger.

Gellert hatte sich dem Wunsche seines Vaters und seiner eignen Neigung gemäß für den Predigerstand entschieden und kehrte nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Candidat der Theologie in das Haus seiner Eltern zurück. Ausgerüstet mit seltnen Gaben der Erkenntniß und der kindlich frommen Gesinnung, hätte er, so schien es, als Lehrer und Seelsorger einer Gemeinde ein erwünschtes Arbeitsfeld gefunden. Und dennoch war ihm der Eintritt in diesen, seinen bescheidnen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis durch unbesiegbare Hindernisse verwehrt. Das eine dieser Hindernisse war seine Scheu vor dem öffentlichen Reden. Der erste Versuch, den er in jugendlichem Selbstvertrauen, noch in seinen Schuljahren, gewagt hätte, vor der Gemeinde bei einer Leichenrede aufzutreten, war mißlungen; bald nach dem feierlichen Anfange hatte den jungen Redner sein Gedächtniß sammt dem Muthe verlassen; von dieser Stunde an war für sein von Natur ängstliches Gemüth jede Predigt eine Aufgabe, an welche er nur mit Furcht und Zagen ging. So vortrefflich nun auch die schriftliche Ausarbeitung seiner Kanzelvorträge sein mochte, blieb dennoch, das fühlte er, ihre Wirksamkeit auf die Mehrzahl der Zuhörer weit hinter seinen Wünschen zurück, denn seine Aengstlichkeit erschwerte ihm nicht nur die Aufnahme der schriftlichen Arbeit ins Gedächtniß, sondern raubte ihm auch alle Freudigkeit zum Vortrag, so daß seine innre Stimmung selbst im Ton seiner ohnehin schwachen Stimme bemerkbar wurde. Zu dieser inneren Hemmung kam auch noch eine äußere: seine öfter wiederkehrende Kränklichkeit, welche ein ernstliches Brustleiden befürchten ließ, und so war der Weg zu dem erwählten Ziele seines Wirkens in unabwendbarer Weise ihm verschlossen.

Aber Gottes Wege sind nicht unsre Wege, Seine Gedanken nicht unsre Gedanken; Gellert sollte nicht ein Lehrer und Führer der Seelen an einer einzelnen Gemeinde sein, er sollte dieses in einem Kreise werden, der noch weit über sein Vaterland und seine Zeit hinausging. Während er mit Kummer in seine dunkle Zukunft blickte und sich höchstens noch zum Abschreiben von Acten oder zum Geschäft eines Kirchendieners, der die Glocken läutet, für befähigt hielt, war ihm der Weg zu dem eigentlichen, schon von Gott bestimmten Berufe bereits eröffnet. Er ward zuerst durch Valentin Löschers Empfehlung ein Jahr lang Lehrer zweier Knaben von Adel, dann im darauf folgenden Jahre von Jünglingen, davon er den einen zum Besuch der Universität vorbereitete und im Jahre 1741 dahin begleitete. In dieser neuen Stellung, als Lehrer junger Leute, fühlte er sich so befriedigt und so glücklich als noch nie vorher, auch seine Gesundheit war kräftiger als jemals sonst. Als er auf der Reise nach Leipzig diese ihm schon früher so lieb gewordene Stadt vor sich liegen sah, da regte sich in ihm der Wunsch sehr lebendig, daß er doch da, wenn es nicht gegen Gottes Rath und Willen sei, seine bleibende Wohnstätte finden möchte, und dieser Wunsch wurde ihm erfüllt.

---

3. Das kleine Senfkorn und sein großes Gewächs.

Das Gleichniß vom Senfkorn, in welchem der Herr den unscheinbaren, verborgenen Anfang und die mächtige Ausbreitung seines Werkes auf Erden andeutet, läßt sich nach seinem Maaße auch auf jenes Werk anwenden, welches seine Zucht und Gnade an einzelnen zu seinem Dienst berufenen Seelen anfängt und vollführt. Gellert trug den Keim zu dem nachmaligen großen und ausgebreiteten Werke seines Lebens in demüthiger Hülle verborgen, daß nicht einmal er selber, noch weniger aber die Welt die Anfänge seines Wachsthumes bemerkte. Der Jüngling, den er nach Leipzig zur Universität aus eigenem Antrieb begleitete, war der Sohn seiner Schwester, von welcher er für sich sel-

der keine Unterstützung erwarten konnte noch wollte. „Ich hatte," so erzählt er von sich selber, „wenig, als ich Leipzig zum zweiten Male besuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag Mangel an dem Nothwendigen leiden lassen." Seine Freunde hatten ihn bewogen, einige seiner kleinen poetischen und prosaischen Arbeiten in eine und die andre der damals erscheinenden Monatsschriften zu geben. Diese bildeten im Kreise der vaterländischen Literatur nach ihrer ganzen Art und Weise eine so anmuthige und liebliche Erscheinung, daß die Leser jener Zeitschriften, so oft sie ein neues Stück erhielten, immer zuerst nachsahen, ob wohl auch wieder eine Fabel oder Erzählung von Gellert darinnen enthalten sei. In unsern Tagen, wo alle Lumpen unsers Vaterlandes eine literarische Laufbahn durch ihre Verwandlung in Papier und von diesem zu Büchern machen, wo die Hälfte der Deutschen schreibt, damit die andere Hälfte derselben etwas zu lesen hat, mag es freilig unglaublich scheinen, daß ein auch so begabter Schriftsteller wie Gellert durch eine kleine Zahl von Fabeln und Erzählungen nicht nur in einem Kreise von Freunden oder in einer oder der andern Stadt, sondern in weniger als einem Jahre überall, wo man deutsche Schriften las, von der Ost- und Nordsee an bis zu den Alpen und Karpathen bekannt und beliebt werden konnte. Zu jenen kleineren Arbeiten kamen auch bald die größeren seiner dramatischen Dichtungen, während er schon damals im Stillen seine besten, vor dem Angesicht Gottes seligsten Stunden dem Preise seines Schöpfers und Erlösers weihete. Die Frucht dieser seligsten Stunden, seine geistlichen Lieder, war eine Zeit lang nur den vertrautesten Freunden des Dichters bekannt, bald aber ist sie, bis zu unsern Tagen, Tausenden von christgläubigen Seelen eine Gabe zur geistigen Erquickung geworden.

Im Jahre 1744 erwarb sich Gellert in der ordnungsgemäßen Weise, durch eine ehrenhafte wissenschaftliche Arbeit und öffentliche lateinische Disputation das Recht, an der Universität zu lehren. Obgleich die fast furchtsame Bescheidenheit, in welcher der treffliche Mann seine Vorträge hielt, keineswegs auf einen äußeren Effect Anspruch machen konnte, lag dennoch in dem innern Gehalt dieser Vorlesungen,

in der Wärme und Innigkeit der Gesinnung, aus der sie hervorgingen, eine so überwältigende Kraft, daß die Jünglinge in Menge nicht nur zu seinem Hörsaale, sondern zu seiner persönlichen Nähe und seinem belehrenden, väterlich leitenden Umgang hingezogen wurden. Für seine schriftstellerischen Arbeiten behielt der treue Lehrer jetzt nur noch die Zeit der akademischen Ferien und die wenig freien Stunden der Wochentage, die ihm sein Beruf zum Unterricht und zur väterlichen Leitung der Jugend überließ. Denn den Sonntag suchte er nicht nur in den Stunden des Gottesdienstes, sondern ganz seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden, so daß er an diesem Tage ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. „Wir gehen," so sagte er, „mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben sei zum Wachsthum in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von allen irdischen Geschäften losreißen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, dasselbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt dasselbe auf die ganze Woche stärken und sich auf die rechtschaffene Ausübung seines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feiert, wie könnte der wohl die übrigen Tage der Woche unwürdig zubringen? — Höre mich, wer du auch seiest, der du dieses liesest: auf die Anwendung des Sonntages kommt die Anwendung der Woche an. Vergiß an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde, genieße an ihm die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforsche dein Herz. Erkenne, daß du allein von Gott die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. — — Empfinde, wie freundlich Gott ist, wie arm du ohne Ihn bist" *)

Wer konnte aber auch dieser sabbathlichen Ruhe in dem Herrn zu seiner leiblichen wie geistigen Stärkung mehr bedürfen als Gellert, welcher damals, im Gedränge seiner vielen Geschäftigkeit schon im ho-

*) Gellert's sämmtl. Schriften Th. VI., S. 335 u. f.

hen Grade von seinen leiblichen Leiden niedergebeugt wurde, daß sich zunächst nur erst in der Form von einer schweren Hypochondrie kund gab. Zu seinem eignen, wie zu Andrer Trost schrieb er im Jahre 1747 seine Trostgründe wider ein sieches Leben. In dieser Schrift, welche in mehrere Sprachen übersetzt wurde, hat er sich selber als Mentor für Alle, die ihn kannten, in unverkennbar treuer Weise geschildert, so wie auch nach einer andern Seite hin, das ganze Wesen des Mannes und seiner Denkweise in den Briefen vor Augen gestellt wird, zu deren Herausgabe Rabener ihn veranlaßte.

Zwölf Jahre lang hatte Gellert ohne einen Gehalt dafür zu beziehen, als einflußreicher Lehrer an der Universität gewirkt und würde dieses auch noch längere Zeit ohne einen Anspruch auf Belohnung seiner Arbeit zu machen gethan haben, wenn ihn nicht die Männer, in deren Händen die Macht zu seiner Weiterbeförderung stand, dringend aufgefordert hätten, sich um eine außerordentliche Lehrerstelle mit Gehalt zu melden. Er that dieses im Jahre 1751 und sein Gesuch wurde gewährt. Die Besoldungen, welchen die damaligen Lehrer an Hochschulen erhielten, waren klein, desto größer aber der Eifer der besseren unter ihnen, das geistige Gedeihen der Jugend zu befördern, desto größer ihre Freudigkeit am Beruf, ihre Genügsamkeit im Erwerb der äußern Güter. Die wohlmeinende Anerkennung, welche dem anspruchslosen Gellert durch seine Beförderung zu einer außerordentlichen Professur (mit hundert Thalern Jahresgehalt) widerfahren war, konnte ihm freilich ebenso wenig als alle andre Beweise von ehrender Beachtung und Liebe, die ihm von so vielen Seiten zukamen, das ersetzen, was ihm durch seine trübe Stimmung am Genuß des Lebens geraubt war. Sein leibliches Leiden wurde im Sommer 1752 so heftig, daß es seine Tage mit Bangigkeit und Angst und selbst die Nächte mit Unruhe und Schrecken erfüllte. Eine außerordentliche Traurigkeit und unüberwindliche Niedergeschlagenheit nahmen ihm alle Kraft und Freudigkeit zum Arbeiten und selbst zur Erhebung des Herzens im Gebete. „Dennoch," so hieß es in seinem Innern, „bleibe ich stets an Dir, denn Du hälst mich an Deiner rechten Hand" (Ps. 73, V. 23). Sein

Leiden war ihm ein Pfahl im Fleisch, und eine beständige Zucht zur Demuth, so daß er auch später die Beförderung zu einer ordentlichen Professur, die man ihm antrug, aus Mißtrauen gegen seine Kräfte von sich ablehnte und von dem Gnadengehalt, der ihn nach Mascov's Tode zugewiesen wurde, nur einen kleineren Theil annehmen wollte.

Außer seiner Wirksamkeit auf die Jünglinge, die ihn als Lehrer liebten und verehrten, hatte Gellert durch seine Schriften noch eine andere besondere Gabe empfangen. Dies war sein erweckender und bildender Einfluß auf jene Zeitgenossen, welche den höheren Ständen angehörten. Was diese ihm zur Besserung ihres Herzens, zur Rettung ihrer Seele aus tiefem Verderben, zur Belebung ihres Glaubens verdankten, das konnten viele von ihnen dem theuren geistigen Wohlthäter nicht verschweigen; sie sprachen mündlich und schriftlich, viele von ihnen durch Thaten es aus, obwohl er die Geschenke, die ihm zukamen, wenn die Hand des Gebers ihm bekannt wurde, viel lieber zurückwies als annahm, und wenn das Letztere geschah, sie mehr zur Linderung fremder Noth, als für seine eigenen Bedürfnisse benutzte. Doch waren es, außer seinen Zuhörern, nicht die höheren Stände allein, sondern auch die ihrer Stellung nach Geringsten im Lande, die ihm ihre Dankbarkeit in rührender Weise aussprachen. Zu derselben Zeit, wo er in Karlsbad von der huldreichen Gesinnung der großen Kaiserin Maria Theresia gegen ihn und von ihrem Wohlgefallen an seinen Schriften die Versicherung erhielt, hatte die alte Magd eines Postmeisters, ihm, „dem Herrn mit dem großen Ruhm, der so schöne Bücher geschrieben habe,“ ihre treuherzige, dankbare Bewunderung ausgesprochen. Es ist bekannt, mit welcher Achtung der Held jener Zeit, Friedrich II. von Preußen, von Gellert urtheilte, den er zur persönlichen Unterredung hatte zu sich rufen lassen. Die Prinzen Carl und Heinrich von Preußen bezeugten ihm ihre Liebe und die Freude an seinen Schriften in wahrhaft herzlicher Weise, und Prinz Heinrich schenkte dem Dichter zum Beweis seiner Dankbarkeit das schöne Roß, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte. Während der damaligen kriegerischen Durchmärsche durch Leipzig „fanden sich in

Gellerts Hörsaale so viele hohe Offiziere ein, als ob derselbe das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre" *). Neben diesen Zügen einer Theilnahme der Hochgestellten an Gellerts Worten und Schriften dürfen aber auch die dankbaren Aeußerungen jenes Unterofficiers erwähnt werden, welcher nach Beendigung seiner 33jährigen Dienstzeit auf dem Heimwege nach seinem fernen Vaterlande einen weiten Umweg gemacht hatte, um den Gellert zu sehen. „Ich wollte Ihnen," so sprach der Mann, „nur mein dankbares Herz bezeugen. Denn Sie haben mich durch Ihre Schriften oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ich es meine und wie ich mich erfreue, Sie zu sehen" **). — Rührend allerdings mußte Gellert die dankbare Liebe sein, womit ein reicher Adeliger in Schlesien (von Craussen) ihm einen hohen Jahresgehalt aufdringen wollte, den zwar der Dichter nicht annahm, welchen jedoch der großmüthige Wohlthäter der hochbetagten Mutter desselben bis an ihr Ende zukommen ließ. — Rührend auch jenes Geschenk, das ihm ein junger preußischer Officier unversehens aufdrang mit der Versicherung, daß es nur die Abzahlung einer Schuld sei. „Denn," so fügte derselbe hinzu, „Sie haben mein Herz gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht!" ***) Neben diesen und vielen andern Gaben der Dankbarkeit aus reichen, meist nur Gott bekannten Händen behielt die eines geringen Bauern den gleichen Werth, der zu Anfang des Winters mit einer Fuhre Holz vor Gellerts Thür kam, diesen fragte, ob er der Herr sei, der so schöne Fabeln mache, und ihn mit Mienen der freudigen Bewunderung bat, er möge doch seine Ladung Brennholz von ihm als Merkmal seiner Erkenntlichkeit annehmen †). Man weiß, daß im siebenjährigen Kriege auf

*) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 396.

**) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 47 und 443.

***) S Gellert's sämmtl. Schriften Th. V. S. 115 ff. und Th. VI. S. 387.

†) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 358.

Befehl des General Hülsen nicht nur Gellerts Wohnung in Leipzig, sondern selbst sein kleiner Geburtsort Haynichen von der Last der Einquartierung aus rücksichtsvoller Achtung gegen ihn freigesprochen wurde *); nicht minder aber auch zeigte sich diese Achtung gegen ihn, als die Bewohner der sonst so geräuschvollen Stadt bei der Kunde von seiner Krankheit in der Nähe seiner Wohnung die äußerst mögliche Ruhe und Stille zu beobachten suchten.

Aber auch seinerseits blieb sich Gellert an theilnehmender Liebe, Dienstfertigkeit und in dem treuen Bemühen gleich, mit dem äußeren Wohl der Brüder zugleich das innere, geistige zu fördern, mochte er den Hochgestelltesten der Erde oder den Aermsten und Geringsten gegenüber stehen. Er wußte ja und fühlte es, daß er und jene vor dem Angesicht Gottes ständen. Seine edle Freimüthigkeit im Gespräch mit dem großen König Friedrich ist bekannt. Der berühmte Held Laudon, der seinen Umgang in Karlsbad mit großer Vorliebe aufsuchte, fragte ihn, wie es doch möglich sei, daß er so viele, auch scherzhafte Schriften verfaßt habe, da man ihm dieses doch gar nicht ansehe. Gellert antwortete: „Das will ich Ihnen wohl sagen, Herr General. Aber sagen Sie mir erst, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können, da man Ihnen das doch gar nicht ansieht?" — „Damals," so erzählt Gellert, „sahe ich den ernsten General, der vorher immer nur lächelte, zum ersten Male lachen." So waren seine Reden und Antworten immer treffend, am meisten jedoch da, wo er Zweiflern gegenüber die Wahrheiten des Glaubens bezeugte, bekümmerten und rathlosen Seelen, die sich in ihren inneren Verlegenheiten schriftlich und mündlich an ihn wendeten, Trost und Rath ertheilte, sichre, ihrem ewigen Verderben entgegen gehende Sünder erwecken mußte. Denn bei seinen vielen Geschäften und bei dem Druck der eignen leiblichen Leiden ließ er es sich keine Zeit und Mühe reuen, um solchen Unglücklichen auf ihr Kranken- und selbst ans Sterbebette mit Liebe und Ernst

*) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 397.

nachzugehen *). So konnte man es bei jeder Gelegenheit in Gellerts Thun und Wandel lesen, daß ein Geist in ihm lebte und wirkte, der nicht von menschlicher sondern von göttlicher Natur und Abkunft ist, und welcher von den Kräften und Versuchungen der Welt nicht besiegt noch gebeugt wird, sondern der die Welt überwindet. Demuth, Glauben und Liebe, das waren die Hauptzüge seines durch Gnade geheiligten Wesens und blieben dies bis an sein Ende.

Wenn wir noch einmal auf Gellerts Stellung und Bedeutung zunächst für seine Zeit zurückblicken, dann wird es uns deutlich, welches die Hauptaufgabe seines Lebens und Wirkens gewesen sei und mit welch großem Erfolg er diese gelöst habe. Vor allem waren es zu jener Zeit die höheren Stände, in welche das Verderben des Unglaubens, ja des frechen Spottes gegen Alles, was heilig ist, zugleich mit einer Verachtung von Zucht und Ehre und mit ausgelassener Sittenlosigkeit eingedrungen war. Der höhere Adel hatte das Gift dieses Verderbens am meisten aus Frankreich, das man als eine Bildungsschule der feineren Lebensart betrachtete, mit sich heimgebracht. Abgesehen von der großen, allgemeinen Wirksamkeit Gellerts mit Menschen aus allen Ständen und den verschiedensten Ländern sowie christlichen Confessionen **), hat derselbe dennoch in ganz vorzüglichem Maaße in dem deutschen Adel die Furcht vor Gott, den Glauben an Christus und das ernstere Streben nach Besserung und Heiligung des Herzens in der Kraft dieses Glaubens geweckt, genährt und gestärkt. Sein Wirken fiel in eine Zeit, in welcher, der nahen, ernsten Zukunft gegenüber, eine solche Hülfe vorzüglich Noth that, und die Früchte jenes Wirkens sind noch in unsern Tagen bemerkbar.

*) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 346 u. f.
**) S. Gellert's sämmtliche Schriften Th. VI. S. 371.

Vor Gellerts Statuette von Knauer modellirt.

Von

Theodor Hell.

u falteſt die Hände ſo Gottvertraut,
Und haſt ſo gläubig zu ihm geſchaut,
Daß er Dir Worte gegeben,
Uns auch zu ihm zu erheben.

So haſt Du geſungen im heiligen Lied,
Wie Dir's der gläubige Sinn beſchied,
Daß Tauſend Dir nachgeſungen
Und gleichen Troſt errungen.

So drangs auch oft in mein eignes Herz,
Zu heiliger Freude und ſeligem Schmerz,
Zu frommen Hoffen und Glauben,
Zum Troſte den niemand kann rauben.

Und es blieb in der Seele Dein einfach Wort,
Und wucherte dort im Stillen fort,
Wie der Same in fruchtbarer Erde,
Daß reif er zur Erndte werde.

Und hab ich dann selbst wohl ausgestreut
Manch Körnchen, Dir, Edler, verdank laut ich's heut!
Es waren die seligsten Stunden
Wo solchen Beruf ich empfunden.

So laß mich denn schaun in Dein Angesicht!
Es glänzt ja daraus die Zuversicht:
Was hier wir gehofft mit Vertrauen
Einst oben im Lichte zu schauen.

Aus Gellerts Leben.

Gedichte

von

Adolf Stöber.

1.

Gellert und sein Lied.

Zur Kirche ruft der Glocken hell Geläute,
So friedlich strahlt der Sonntagsmorgen heute,
So fröhlich schallt aus tiefster Brust heraus
Der Lobgesang im vollen Gotteshaus.

Doch sieh, wer steht dort schweigsam an der Pforte
Und horcht mit Sinnen auf des Liedes Worte?
Ein ernster Mann, aus dessen Angesicht
Ein tiefer Zug geheimer Schwermuth bricht.

„O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe,
Gib daß ich stets mich deinem Rath ergebe!“
So singt der Chor. Da zuckt ein tiefer Schmerz
Dem Manne, der das Lied erdacht, durchs Herz.

„Ach, ruft er aus indem er selbst sich richtet:
Bist du der Mann, der dieses Lied gedichtet?
Du den die Schwermuth haltlos niederbeugt?
Dein Herz verleugnet, was dein Mund bezeugt?“

Und eine Thrän' im Auge, schambetreten,
Steht Gellert da und ringt mit heißem Beten,
Bis er mit seinem Lied in Einklang singt,
Bis aus der Wolke hell die Sonne dringt.

2.
Gellert und der Bauersmann.

Da fährt mit rasselndem Gespann
Vor Gellert's Haus ein Bauersmann;
Ein Wäglein Brennholz lädt er ab,
Vom Besten, das der Forst ihm gab.

„Da nehmt vorlieb, ich bitte!" spricht er
Sein Haupt entblößend vor dem Dichter:
„Ihr habt in mancher Winternacht
Das Herz mir warm und froh gemacht
Mit euern Fabeln, euern Liedern;
Drum wollt' ich euch was Gut's erwiedern,
Daß, wenn die kalte Welt euch härmt,
Der Dank der Armen euch erwärmt."

Dem Gellert wird das Auge naß,
Des Bauers Dank erfreut ihn baß,
Als da der große Friedrich kam
Und Platz auf seinem Lehnstuhl nahm.
Ja, mehr als Ruhm und Fürstengunst
Belohnt des Volkes Dank die Kunst.

3.
Gellert und der Verirrte.

Ein Jüngling liegt in dunkler Kammer
Auf seinem Siechbett hingestreckt,
Im selbstverschuldet bittern Jammer,
Von Schmerz durchwühlt, vom Tod geschreckt.
Verlassen hat ihn alle Welt,
Und seine Nacht kein Stern erhellt.

Doch Vater Gellert hat's vernommen
Er eilt zu dem verlornen Sohn,
Er zeigt ihm erst zu seinem Frommen
Den Tod als bittern Sündenlohn,
Und ruft ihm an des Abgrunds Rand:
„Wach' auf! ergreif des Retters Hand.“

Doch alsbald gießt er in die Wunden
Den Balsam der Versöhnung aus;
Der Kranke hat sein Heil gefunden,
Ihn schreckt nicht mehr des Todes Graus;
Der Trost auf seinen Lippen schwebt:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Jetzt naht der Tod; ein schweres Wetter,
Der Sieche siegt mit heißem Flehn
Und drückt dem väterlichen Retter
Die Hand noch warm auf Wiedersehn.
Und Gellert blickt ihm selig nach
Und ahnt, was er im Liede sprach:

„Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!"

4.
Gellert auf dem Sterbelager.

Es hat sein Haus bestellt der fromme Greis,
In Ehrfurcht blickt auf ihn der Freunde Kreis,
Da hebt er seine Hände, matt und hager,
Und betet laut auf seinem Sterbelager.

Mit Namen ruft er Jeden, der ihm lieb,
Und segnet ihn aus vollem Herzenstrieb:
Wie einst die Patriarchen vor dem Sterben
Den Segen sprachen über jeden Erben.

Mit Kelch und Hostie naht der Freund heran,
Der geistgeweihte, greise Thalemann *),
Und innig grüßend blickt er auf ihn nieder:
„Sieh, den du lieb hast, der liegt krank darnieder."

„Ach, wenn ich doch das wäre!" ruft er aus:
„Wer zu ihm kommt, den stößt Er nicht hinaus.
Ja Herr, zu deiner Gnade darf ich's hoffen:
Auch mir steht deine Heilandsliebe offen."

*) Der würdige Thalemann war Prediger in Leipzig und Gellert's Beichtvater.

Die letzten Kräfte sammelt er zur Stund,
Mit Gott nun zu erneuen seinen Bund;
In Demuth legt er ab sein Schuldgeständniß
Und seines Glaubens freudiges Bekenntniß.

Nun hat das heil'ge Nachtmahl ihn erquickt:
O wie verklärt sein Aug' gen Himmel blickt,
Und wie sein blasses Angesicht erblühet,
Und seliglich im Strahl des Friedens glühet!

„Nie," ruft er aus, „nie fühlt' ich mehr als heut,
Wie Christi Gnad' ein armes Herz erfreut;
O wie bedaur' ich sie, die ohne Glauben
Sich des Erlösers Trost und Frieden rauben!"

Wohl brennt der Schmerz in seinen Gliedern heiß,
Des Fürsten Leibarzt keine Hülfe weiß;
Doch einen bessern Arzt hat er gefunden,
Den Arzt, der Balsam hat für alle Wunden.

„Ach, welche Schmerzen! doch am Kreuzesstamm
Litt größre Pein für mich das Gotteslamm;
Verschmachten mußte Christus und verdürsten,
Indeß mir Ehre wird von meinem Fürsten! —

O ruft mir, Freunde, wenn ich seufz' nach Ruh,
Nur des Erlösers heil'gen Namen zu;
Vernehm' ich den, so muß mein Bangen schwinden,
So fühl' ich neue Kraft zum Ueberwinden."

Voll Rührung hört's der treue Freundeskreis.
„Wie lang noch muß ich kämpfen?" frägt der Greis.

„„Wohl eine Stunde noch."" — „O frohe Kunde!"
So jauchzt er auf: „Gottlob, nur eine Stunde."

Und halbverklärt, mit seelenheiterm Sinn
Legt er sein Haupt auf's Ruhekissen hin
Und schlummert sanft, derweil ihn mit Gebeten
Die Freunde vor dem Thron des Herrn vertreten.

Sie drücken ihm die frommen Augen zu,
Nun geht er heim in seines Gottes Ruh.
So stirbt der Christ! O daß auch meine Seele
Des Heimgangs der Gerechten nicht verfehle!

Eine Statua equestris.

Von

Gustav Pfizer.


Bukephalos und Alexander,
Den Recksch, den kühnen Rustem nennt
Das Heldenbuch stets mit einander;
Babieça nie und Cid es trennt.

Weit überragend mit den hohen
Helmbüschen niedrer Menschen Meer,
Stahlklirrend, sprengen die Heroen
Der Weltgeschicke Bahn daher!

Doch Deutschlands Söhnen stellt zu Pferde
Auch eines Mannes Bild sich dar,
Der nicht ein Held, ein Herr der Erde,
Der nur ein sanfter Weiser war.

Du, Gellert! dem dereinst andächtig
Sich huld'gend jedes Haupt gebückt,
Wenn auch Zelot und Starkgeist mächtig
An deinem schlichten Kranz jetzt rückt!

Du weicher Lehrer reiner Sitte,
Auch deine Hand den Zügel lenkt!
Dich trug ein Roß in sachtem Schritte,
Das dir dein Churfürst hat geschenkt;

Schön aufgeschmückt ward der „Lichtbraune,"
Sorgsam geschult, mit Kunst und Fleiß
Entwöhnt von jeder bösen Laune,
Eh' man ihm anvertraut den Greis.

Ganz Deutschland, das aus seinem Munde
Vertrauend, dankbar sich belehrt,
Vernimmt beifällig froh die Kunde,
Wie liebevoll sein Fürst ihn ehrt. —

Nicht Peters Roß ist's, das die Stufen
Des Felsblocks kühn hinan sich bäumt,
Poseidon's nicht, von dessen Hufen
Erschlossen Hypokrene schäumt;

Nicht Kriegeslärm der Perser, Inder,
Bezwungner Mohren Klaggesang:
Der freud'ge Gruß ehrfürcht'ger Kinder
Verfolgte deines Rosses Gang.

Nicht Stahl und Lanzen sind gesplittert,
Wenn in den Bügel trat dein Fuß,
Nicht hat der Orient gezittert,
Als böt' ihm Ahrimann den Gruß.

Nicht Kronen, Fahnen, Löwenhäute —
Von Weisheitslehren einen Strauß,
Ein frommes Lied bracht'st du als Beute,
Schalkhafte Fabeln auch nach Haus,

Die nicht der Seele Fluth empören
Die eines Kindes Sinn versteht,

Doch die aus deinem Mund zu hören,
Der große Friedrich nicht verschmäht! —

Ein stilles Amt ward dir beschieden,
Fern ab von dem Gewühl der That
In reiner Brust den Gottesfrieden,
Zu streu'n der Menschenliebe Saat.

Nie hat im Reich auch der Gedanken
Zum Umsturz sich dein Geist erfrecht;
Du fandst dich, in bescheidnen Schranken,
Mit deines Glaubens Licht zurecht.

Drum kriegrisch nicht, im Morgenrothe
Des Kämpfertags, mit Schwert und Schild —
Mildglänzend steht, ein Friedensbote,
Vor unserm Geist Dein Reiterbild!

Ueber Gellert als geistlichen Liederdichter.

Von

Dr. C. R. Hagenbach,
Professor der Theologie in Basel.

in Wort über Gellert als geistlichen Liederdichter zu sagen, halte ich eben so wenig für überflüssig, als ich mir die Schwierigkeiten nicht verhehle, es in angemessener Weise zu thun. Wenn bei irgend einem Dichter, so kommt es bei Gellert auf den Standpunkt an, den der Beurtheilende einnimmt, und wenn irgendwo, so zeigt sich hier die Kluft recht groß zwischen dem auf persönlichen Eindrücken, Gefühlen, Erfahrungen und Erinnerungen ruhenden subjectiven Urtheil einer dankerfüllten Gemeinde von Lesern, zu der auch der Verfasser dieser Zeilen sich zählt, und dem Urtheil der rein objectiven, auf vorurtheilsfreier Anschauung ruhenden Kritik, sowohl von Seiten der Kunstrichters, als des Dogmatikers; des Kunstrichters, wo es die poetische Form, des Dogmatikers, wo es den religiösen Gehalt der Gedichte zu würdigen gilt. Dem subjectiven Urtheil kommt in der Wissenschaft, nach den Einen gar kein, nach den Andern doch nur ein untergeordnetes und beschränktes Recht zu. Und so flüchtet es sich denn auch wohl lieber, ehe es sich aus der kalten Region des kritischen Gedankens durch fremden Machtspruch verweisen läßt, freiwillig in seine eigentliche Heimath, die Poesie, und äußert sich auch am liebsten in der Form, die sie an die Hand giebt. Diesen Ausweg habe auch ich mir erlaubt und verweise somit den Leser, der in diesen Blättern eine freundliche Festgabe erwartet, auf das nachfolgende Gedicht, während ich hier der Lösung einer weniger festlichen, weniger erfreulichen, ja wohl undankbaren Aufgabe näher trete. Ist es doch gewiß recht schwer, und kann es doch

recht undankbar (in einem anderen Sinne des Wortes) erscheinen, über den Dichter, mit dem man aufgewachsen ist, aus dessen Munde man die ersten Verse im Leben vernommen, an dem man selbst sein Bischen Poesie gelernt hat, am Tage seiner festlichen Verherrlichung schonungslos zu Gerichte zu sitzen, und auch da, wo man gegen ungerechte Anklagen ihn in Schutz nimmt, doch theilweise auch wieder den Klägern Recht zu geben, ja sogar ihr Recht zu vertreten, einer blinden Bewunderung des Gefeierten gegenüber. Und doch unterziehe ich mich der Aufgabe gerade aus Liebe zu Gellert, weil ich ihn — ich gestehe es freimüthig — nur ungern in die Hände eines unbarmherzigen Richters fallen sähe, der, fremd und kalt dem alten Herrn gegenüberstehend, über ihn den Stab bräche. Und an solchen harten, grausamen Richtern fehlt es wahrlich unter uns nicht Wer nur mit dem Maaßstabe der heutigen Aesthetik oder der heutigen Dogmatik an den schlichten Gellert herantritt, ohne mit ihm gelebt und ihn irgendwann und irgendwie in sich aufgenommen zu haben, der wird freilich seine Poesie sehr gering anschlagen, und an seiner Theologie gar vieles auszusetzen finden. Und wie ferne stehen unsrem Gellert die jungen Literaten, wie ferne die jungen Theologen, die verwöhnten Kinder unsrer Zeit! Nur die Aelteren unter uns werden sich noch der Zeit erinnern, da „der Gellert" so gut als der Katechismus zu den üblichen Schulbüchern gehörte und da dem Kinde der Name Gellert als der Name des Buches galt, ehe es wußte, daß je ein Christian Fürchtegott Gellert als Professor zu Leipzig gelebt hat. Da muß denn doch auch wohl die Subjectivität so weit wieder zu ihrem Rechte kommen, daß sie zur Ergänzung des Urtheils, als eines wahrhaft allseitigen und unpartheiischen, auch die persönliche Erfahrung in die Wagschale legen und auf ihre Stimme sich berufen darf, der Stimme herrschender Schulmeinungen gegenüber. Zu dem, wenn es billig ist, daß jede historische Erscheinung an ihrer eignen Zeit gemessen und aus ihrer Zeit heraus verstanden werde, dürfen wir diese Billigkeit auch für Gellert in Anspruch nehmen. Welche mächtigen Entwickelungen liegen nicht sowohl auf dem Gebiete der Kunst, als dem der Religion zwischen Gellerts und unsern Tagen.

Auf dem Gebiete der Kunst (wir reden von der dichtenden allein) jene „Sturm- und Drangperiode," aus der wir Schiller und Göthe sich hervorarbeiten sehen, dann die ganze, von Gellerts Art und Kunst so weit abstehende Romantik und an sie wieder, jedoch in freier, eigenthümlicher Weise sich anschließend, die neuere sangreiche Lyrik seit Uhland, sodann die plastische Ausbildung der Form durch Platen, die sinn- und kunstreiche Handhabung des Reimes durch Rückert, der neuesten, nach allen Weltgegenden sich ausbreitenden, das Alte wieder in neuen Formen wiederholenden und umprägenden Kunstrichtungen nicht zu gedenken! Auf dem Gebiete der Religion erst die große, über das alte Kirchenfeld sich ausdehnende Eisfläche des Rationalismus und seines Doppelgängers des Supernaturalismus, hinter ihr, seit Schleiermacher und dessen Schule, der Anbau einer, wie sie sich gern nennt, „neuen Theologie," die noch immer in der Arbeit begriffen ist, den Glauben der Wissenschaft, die Wissenschaft dem Glauben gerecht zu machen, und dann dazwischen wieder und darüber hinaus all die verschiedenen und sich kreuzenden Wege auf denen die Extreme des Unglaubens und des Aberglaubens, der maßlosesten kritischen Willkür und der strengsten Orthodoxie, des Separatismus und des starren Kirchenthums sich begegnen! Aber nicht nur die Bewegung vorwärts von Gellert bis auf unsere Zeit ist zu erwägen, sondern mit ihr in Verbindung und als ihr eigentliches Product stellt sich auch die Thatsache heraus, daß die ganze Zeit vor Gellert uns eine andere geworden ist, als sie ihm und seinen Zeitgenossen erschien. So ist ja eben unserer Zeit der Sinn für die mittelalterliche Poesie, und namentlich was zunächst hierher gehört, der Sinn für das altevangelische Kirchenlied auf eine Weise geöffnet worden, wie solches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht war. Wir stehen in einer gewissen Beziehung einem Luther und Paul Gerhardt näher, als ihnen Gellert stand. Dasselbe gilt auch von der Theologie. Wie ganz anders erscheint dem heutigen Geschlechte die Geistesarbeit der alten Dogmatiker unserer Kirche als diejenigen sie zu würdigen vermochten, die jene Zeit kaum hinter sich hatten. Nenne man es Reaction, Restauration, oder wie man will,

Thatsache ist es, daß so vieles von dem, was jener Zeit veraltet erschien, sei es mit Recht oder mit Unrecht, sei es in besonnener oder in verständiger Weise, wieder ist heraufbeschworen worden, und daß wir mit *einem* Worte eine andere Literatur- und Dogmengeschichte, eine andere Cultur- und Religionsgeschichte haben, als Gellert und seine Zeitgenossen sie hatten. Dieser Rückbildungsproceß, diese Palingenesie der Geschichte, vom Standpunkte der Gegenwart aus, läßt sich in aufsteigender Linie verfolgen nicht nur bis zu den Anfängen des Christenthums, sondern bis zu dem Anfang aller Offenbarung, dem Uranfang aller Geschichte überhaupt. Nehmen wir das alles zusammen, so werden wir einerseits begreifen, wie Gellert unserm Geschlechte nicht mehr das so unbezweifelt und unbeirrt sein kann, was er den Menschen seiner Zeit war, aber wir werden andererseits auch nicht jenem harten Manne gleichen wollen, der schneiden will, wo er nicht gesät hat und Forderungen stellt, wo die Bedingungen zu ihrer Erfüllung nicht gegeben sind. Daß nun aber bei alle den Veränderungen des ästhetischen und religiösen Gesichtskreises Gellert dennoch nicht so ganz veraltet ist, wie manche sich einbilden, daß er noch immer in Kirche, in Schule und Haus ein gern gesehener, ein herzlich willkommener Gast ist, das ist uns eben ein Beweis, daß er nicht nur ein Exemplar einer mit der Zeit kommenden und mit der Zeit wieder verschwindenden Gattung von Schriftstellern, sondern daß er eine *Persönlichkeit* war, die wie alles echt Persönliche und geistig Eigenthümliche einen Keim der Unsterblichkeit in sich trägt. Mag man noch so sparsam mit dem Prädicat des „Genies" und des „Originals" sein, geniell und originell sind doch eben die Menschen, die nicht nur der Abklatsch, wenn auch ein noch so sauberer und correcter Abklatsch einer herrschenden Zeitrichtung, einer Schule, einer Manier, sondern die Typen und Träger einer gewissen Zeit und ihrer Richtung sind, und bei denen das allgemein Menschliche in einer scharf ausgeprägten persönlichen Besonderung durch alle Verhüllungen der Mode und des Zeitgeschmackes hindurchschlägt. Und dieß ist, wenn uns nicht alles täuscht, bei unserm Gellert der Fall. Ist er auch, an seiner eigenen Zeit gemessen nicht eine literarische Größe

ersten Ranges, nicht ein Epoche machender Geist, wie Klopstock und Lessing, wie bald nach diesen Herder und Göthe, so fällt er gleichfalls nicht in die weite Kategorie des Mittelmäßigen. Es ist auch wahrlich nicht das Talent allein, das ihn über dieses Niveau erhebt (und Talent wird ihm Keiner absprechen, der nur einige seiner Fabeln und Erzählungen gelesen und die heitre, bequeme Weise des Erzählers nachzubilden versucht hat) es ist der Charakter, es ist die Totalität der Persönlichkeit, vor allem die moralische Reinheit und Jungfräulichkeit der Seele, die religiöse Innigkeit, der gesunde Witz, die heitre Laune, die bei seiner oft hypochondrischen Stimmung aus seinen Gedichten uns anspricht, und mehr als dieß, die in uns hineinspricht, uns für den Dichter einnimmt und das einmal Gelesene zu einem nicht so leicht wieder Vergeßlichen macht. Doch wir wollen ja nicht von Gellert dem Dichter überhaupt reden (an seine Fabeln haben wir soeben nur flüchtig erinnert, seine Lustspiele und seine schwedische Gräfin lassen wir ganz bei Seite): sondern es sind die geistlichen Gedichte, seine „Oden und Lieder," wie er sie selbst genannt hat, die wir einer genauern Besprechung unterwerfen sollen.

Und hier begegnen wir denn eben den Einsprachen, die von zwei verschiedenen Seiten her gegen die Herrschaft erhoben worden, die diese Lieder früher in Kirche, Schule und Haus behauptet haben und zum Theil (in der Kirche und ihren Gesangbüchern) noch behaupten. Von der ästhetischen Seite her, die indessen, weil Form und Inhalt nicht absolut zu trennen sind, auch von religiös-theologischen Autoritäten unterstützt wird, vernimmt man nicht selten das Urtheil, Gellerts geistliche Lieder seien eben keine Lieder und am allerwenigsten Kirchenlieder. Es fehle ihnen aller Schwung der Lyrik, aller musicalische Rhythmus, es seien mehr Reflexionen und moralische Vorlesungen in Versen und auch die Verse wieder seien nicht selten pure Prosa in gebundener Rede. Was ist an dieser Kritik Wahres? Ihr absolut unrecht geben können wir nicht. Lieder, wie „Der Wollust Reiz zu widerstreben," oder „Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen," oder „So Jemand spricht: ich liebe Gott," oder „Du klagst und fühlest die Beschwerden," sind allerdings mehr fromme Betrachtungen und

Ermahnungen, als Oden und Lieder. Von der Jugend in der Schule gelernt, haben auch sie, gewiß weit mehr als man es a priori beim bloßen Lesen der Lieder zugeben mag, ihren großen Segen gestiftet, wofür sich tausend Beispiele zum Beleg anführen ließen. Bei allem Mangel an eigentlicher Poesie muß denn doch die schlichte, wenn auch öfters mißglückte Form des Verses mitgewirkt haben, sie dem Gedächtniß und dadurch auch wieder dem Herzen einzuprägen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß ältere Leute aus dem Bürgerstande noch mit wahrer Begeisterung solche Verse als die höchste Poesie, die sie kennen, zu recitiren vermöchten! Aber bei alle dem, Lieder sind es nicht, und wo sie ein Gesangbuch aufnimmt, da kann es nur aus pädagogischen, nicht aus liturgischen Rücksichten geschehen. Wenigstens kann ich mir ein solches Gedicht weit eher in den vier Wänden des Zimmers gelesen oder von einem Schüler hergesagt, als von einer christlichen Gemeinde gesungen denken. Aber zu weit geht man gewiß, wenn man dieses Urtheil, das auf einige, ja vielleicht auf die Hälfte der Gellertschen Lieder paßt, ohne Ausnahme auf alle ausdehnen will. Gellert selbst unterscheidet in seiner Vorrede die „Lehroden" von den „Oden für das Herz" und obwohl er sich alle gesungen denken mochte, so liegt es in der Natur der Sache, daß nur die letztern zum Gesange sich eignen. Dahin rechnen wir Lieder, wie die: „Du bist's, dem Ruhm und Ehr gebührt", „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", „Wie groß ist des Allmächtgen Güte", „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", „Gott ist mein Lied", denen man bei allen rhetorischen Auswüchsen, an denen auch unter ihnen einige leiden, einen gewissen lyrischen Schwung nicht absprechen wird; dahin auch die mehr sanften, elegischen Lieder, wie das Communionlied: „Ich komme, Herr, und suche dich", das Lied vom Tode: „Meine Lebenszeit verstreicht", sowie das von der Ewigkeit: „Nach einer Prüfung kurzer Tage", das Bußlied: „An dir allein, an dir hab' ich gesündigt", das Vertrauenslied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" u. a. m.; dahin endlich auch die Festlieder, die freilich nicht alle gleich gelungen sind, und unter denen

sich das allbekannte und allbeliebte Weihnachtslied: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht", das Passionslied: „Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken", das Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich" und das Neujahrslied: „Er ruft der Sonn' und schafft den Mond" als die für die Kirche geeignetsten hervorheben. Ist es Zufall oder darf es als ein Beitrag zur Charakteristik Gellerts geltend gemacht werden, daß sich unter seinen Festliedern kein Pfingstlied findet?

Mag es auch sein, daß selbst unter den hier angeführten Liedern nicht alle durchgängig den Ton des Kirchenliedes einhalten, daß auch in ihnen das Subjective, das persönlich Reflectirende bisweilen mehr hervortritt, als das kirchlich Objective, ja, daß auch da, wo das Lied einen schwungreichen, vielversprechenden Anfang nimmt, es gegen die Mitte sinkt (Nachtheile, die wir nicht in Abrede stellen wollen), so ist zu bedenken, daß der gleiche Vorwurf auch den gepriesensten Liedern der alten Kirchenliederdichter gemacht werden könnte. Was soll es übrigens mit dem Vorwurf der Subjectivität? Ein Lied, das nicht durch die Subjectivität des Dichters, d. h. durch sein Herz, durch seine Erfahrungen hindurchgegangen ist, das nicht den Stempel einer im Glauben geprüften Persönlichkeit trägt, soll das ein rechtes Kirchenlied werden? Gerade die herrlichsten Kirchenlieder, wie die: „Ein' veste Burg ist unser Gott", „Befiehl du deine Wege" u. s. w., waren ja so subjectiv und persönlich als möglich und gelangten eben dadurch zur Objectivität des Kirchenliedes, während ein Lied, das Einer ex professo für die Kirche zu dichten sich vornähme, möglicherweise sehr kalt ausfallen könnte, wie wir auch dergleichen in der ältesten Liederperiode unsrer Kirche haben, z. B. „Das sind die heiligen zehn Gebot" u. a. m. Es ist hier etwas Aehnliches wie mit dem biblischen Kanon. Was sichert der Bibel ihre ewige Objectivität? Gewiß nicht der abstracte Lehrton farbloser Allgemeinheit, eine Tonart, die wir in ihr gar nicht finden: sondern eben das, daß die heiligen Männer Gottes, nicht als Maschinen und todte Sprachröhre, wohl aber als lebendige Persönlichkeiten dem heiligen Geiste als Organe gedient haben, und daß sie, beseelt und getragen von diesem Geist, das aus-

sprachen, was er persönlich in ihnen und an ihnen gewirkt hatte. Die Subjectivität als solche ist es also nicht, die einem geistlichen Liede zum Vorwurf gereichen oder es von dem Rechte ausschließen soll, ein Kirchenlied zu heißen. Dagegen gibt es allerdings auch eine schlechte oder, um von dieser hier nicht zu reden, doch eine persönlich beschränkte Subjectivität, die ihre Besonderheit nicht zum Gesammtbewußtsein zu erweitern vermag, sondern lediglich ihre persönlichen Beziehungen hervortreten läßt und für sie den geeigneten Ausdruck sucht im Liede. Giebt es doch auch eine Gebetsweise für das stille Kämmerlein oder den Familienkreis, die innerhalb dieser Schranken ihr volles Recht und ihren eigenthümlichen Segen hat, die aber, über dieselben hinausverlegt in die großen Kirchenräume, ihre Haltung verliert und statt Erbauung zu stiften, wohl gar Anstoß erregt. So ist es auch mit gewissen geistigen Liedern, denen bei aller Herzlichkeit und Innigkeit jener plastische Styl abgeht, der nothwendig ist, um eine Säule darzustellen im Chore des kirchlichen Heiligthumes. Auch unter den Gellertschen Liedern begegnen uns solche, die zwar wirkliche, sangbare Lieder sind und nicht blos moralische Gedichte, und von denen wir gleichwohl sagen werden, sie eignen sich mehr zum Gesang am Clavier, als zum Gemeindegesang und zur Orgel. Soll aber dieß ein Vorwurf sein, so trifft derselbe auch noch viele andere der gefeiertsten Liederdichter von den verschiedensten Richtungen, wie einen Novalis, Zinzendorf, Spitta, Knapp. Wie manches tief empfundene Lied, das wir ihnen im Herzen nachsingen, das uns auf der Zunge schwebt, dürfen wir doch nicht der Gemeinde in den Mund legen, weil wir, bei dem besten Willen, es ihr nicht mundgerecht machen können, weil sie, bei allen Schönheiten, doch nicht den runden, körnigen, markigen Lebensausdruck haben, in welchem die christliche Gemeinschaft als solche den Ausdruck ihres Gesammtlebens wieder findet? Nun aber wäre es, was Gellert betrifft, eben deshalb eine verdienstliche Arbeit, wenn Jemand die 52 Lieder Gellerts darauf ansähe, welche unter ihnen in die eine oder andere Kategorie von Liedern zu verweisen wäre, so daß sie dann etwa zerfielen in Lieder für die Kirche, für die

Schule und für das Haus und es würden sich darnach auch die Urtheile über den poetischen Werth der Lieder bedeutend modificiren.

Wir gehen zur theologischen Seite der Beurtheilung über. Auch von daher haben sich in neuerer Zeit Bedenken gegen die Gellertschen Lieder erhoben. Fragt man: ist Euch denn Gellert nicht rechtgläubig genug? so wird es den Gegnern freilich schwer fallen, den frommen Dichter einer eigentlichen Häresie zu zeihen. Daß Gellert ein offenbarungsgläubiger, bibelgläubiger Christ war, davon kann sich jeder auf den ersten Blick überzeugen. Alle christlichen Fundamentallehren, die Lehre von dem natürlichen Verderben der Menschen, von der göttlichen Person Christi, seinem Erlösungstode, wo hätte sie Gellert nicht offen bekannt, geschweige denn sie geleugnet? Die Thatsachen der Menschwerdung, der Auferstehung, der Himmelfahrt, sie stehen ihm fest als geschichtlich beglaubigte Thatsachen und auf diese Thatsachen, an denen er nicht im Geringsten marktet und mäkelt, gründen sich auch bei ihm die christlichen Aussichten und Hoffnungen, die er mit aller Entschiedenheit festhält. Wenn Einer eine persönliche Unsterblichkeit und einen persönlichen, um die Menschen sich mühenden, ihre Gebete erhörenden Gott hat, so ist es Gellert, und wir möchten behaupten, daß gerade der tiefe Eindruck, den Gellerts Lieder auf das Gemüth religiöser Menschen machen, eine unmittelbare Wirkung der aufrichtigen Glaubensgesinnung sind, die wir bei dem Dichter finden. Hat er doch nie unterlassen, Gott um seinen Beistand zu bitten, so oft er ein geistliches Lied zu dichten sich anschickte! Davon ist ein Segen auf seine Gedichte übergegangen, der den Mangel an poetischer wie an dogmatischer Correctheit weit überwiegt. Was ist es denn, das in christlicher Beziehung an Gellert vermißt wird? Es ist nicht der historische Glaube an die Thatsachen der Offenbarung, es ist auch nicht der subjectiv-religiöse Glaube an die Gnade Gottes in Christo, an Sündenvergebung, Gebetserhörung, Vorsehung und Vergeltung. In allen diesen Stücken muß der strengste Glaubensrichter unserm Gellert das Zeugniß untadelhafter Orthodoxie ausstellen. Und doch hört man wieder fragen: woher kommt es denn, daß die sogenannten Ra-

tionalisten, während sie nicht nur an der Form, sondern auch an dem Gehalt der alten Kirchenlieder gar vieles auszusetzen haben, mit Gellert in der Regel sich wohl vertragen; — ja daß, wenn man genau zusehen wollte, Gellert an den rationalistischen Theologen unsrer Tage wärmere Vertheidiger findet, als bei den streng Rechtgläubigen oder denen, die die Welt Pietisten nennt? Wäre es Gellert selbst nicht ernst gewesen mit seiner Orthodoxie? Wer möchte das auch nur von ferne bei dem gewissenhaften Manne voraussetzen? Oder war er sich der Consequenzen seiner Orthodoxie nicht in allen Theilen bewußt, und wäre es ihm etwa begegnet, daß er bei allem Festhalten an der überlieferten kirchlichen Rechtgläubigkeit Eindrücke und Einflüsse der Zeitrichtung in sich aufgenommen hätte, deren Tragweite er nicht berechnete, ja deren Unvereinbarkeit mit dem alten System er nicht ahnte? Hier dürften wir der Wahrheit näher gekommen sein. Es kann uns nämlich bei einer genaueren Betrachtung der Gellertschen Lieder nicht entgehn, daß jene allgemeinen religiösen Wahrheiten, die man als Wahrheiten der natürlichen Religion zu betrachten pflegt, daß die Ideen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit, von Vorsehung und Vergeltung mit einer besondern Stärke der Ueberzeugung, ja bisweilen mit einer Selbstständigkeit auftreten, daß man sich fragen kann, ob sie nicht auch, abgelöst von dem positiv-christlichen Stamme, auf dem wir sie finden, dieselbe Wirkung äußern würden? Bestätigt es doch die Erfahrung, daß auch Deisten jener Zeit gar wohl aus den Gellertschen Liedern das heraus zu lesen wußten, was ihnen zusagte, das Uebrige ließen sie an seinem Orte. Und in der That wird mitunter die Kraft und auch wohl das Verdienst der menschlichen Tugend von Gellert auf eine Weise betont, daß wer einzelne Strophen aus dem Zusammenhang eines Liedes herausheben wollte, ihm eine pelagianische Denkweise andichten könnte. Wir sagen „andichten", denn wie weit der demüthige Gellert von allem pelagianischen Tugendstolze entfernt war, das geht ja deutlich genug wieder aus andern Stellen seiner Lieder, das geht aus seinem ganzen Leben hervor. Nichtsdestoweniger müssen wir zugeben, daß sich verschiedene, ja heterogene theologische

Elemente in Gellert zusammenfinden, die von seiner religiösen Persönlichkeit friedlich zusammengehalten wurden, während sie für eine spätere dogmatische Betrachtung, auf die Gellert gar nicht eingerichtet war, auseinanderfallen. Aber auch diese Erscheinung findet ihre geschichtliche Erklärung. Gellert stand auf der Grenzscheide zweier sich immer schroffer gegen einander absagenden theologischen Zeitalter. Ausgerüstet mit dem Erbtheil einer in allen Satzungen der Rechtgläubigkeit beharrenden, gut kirchlichen Frömmigkeit, war Gellert eine der angesehensten Stützen der Religion und des positiven Christenthums zu einer Zeit, als der Unglaube, von England und Frankreich her, auch über Deutschland verheerend einbrach. Gellert schämte sich auch dann des Christenthums nicht, als Tausende anfingen, wider ihr besseres Gewissen sich dessen zu schämen, weil es nun eben zum Tone gehörte, ein wenig Religionsspötterei zu treiben, weil man in der Freidenkerei das Vorrecht des gelehrten und vornehmen Standes erblickte. S e i n e Rechtgläubigkeit war keine bloße Form, sondern, wir möchten lieber sagen, der nothwendige Habitus, gleichsam der geistige Körper seines inwendigen Menschen. Nichtsdestoweniger war Gellerts weiche Seele auch wieder empfänglich für die Eindrücke der Zeit. Sein reinmenschliches Gemüth konnte unmöglich sich zu religiöser Unduldsamkeit verhärten. Und zudem mußte auch sein natürlicher Witz des Jämmerlichen genug finden, an dem er, ohne der Unschuld seines Herzens, der Kindlichkeit seines Glaubens Eintrag zu thun, seine Pfeile verschießen konnte. Der orthodoxe Pedantismus, der noch immer seine Repräsentanten hatte, so wie die neben der Aufklärerei sich hervorthuende pietistische Ziererei und Heuchelei, die Gellert wohl von dem wahren Pietismus zu unterscheiden wußte, sie waren ja die gemeinsame Zielscheibe, auf welche nicht nur das arge Geschlecht der Spötter, sondern auch harmlose Geister, wie ein Rabener, ihre Geschosse richteten. Und darf uns das wundern? Mußte nicht gerade Gellerts F r ö m m i g k e i t, je lautrer sie war, um so tiefer sich verletzt fühlen durch die Karicatur des Heiligen? Seine Betschwester, sie rechtfertigt sich in den Augen jedes Vernünftigen von selbst. — Nun

hat einmal jede Zeit ihre Losungsworte. — „Tugend und Rechtschaffenheit“, und „Glückseligkeit“, die Frucht derselben, das wurden nachgerade die geläufigen Lieblingsausdrücke, die man jetzt an die Stelle einer vielfach mißbrauchten dogmatischen Terminologie zu setzen anfing, und daß Gellerts vorwiegend moralische Natur sich da in ihrem Elemente fand und eben dadurch das praktische Christenthum zu fördern überzeugt war, ist wiederum natürlich. Daß auch auf dem Gebiete der Religion Theorie und Praxis, Dogmatik und Ethik, Glaube und Werke sich nicht auseinander reißen oder beziehungslos und unvermittelt neben einander hinstellen lassen, daß vielmehr nach ächt evangelischer Lehre die Werke als Früchte des Glaubens auch ganz und gar aus der Wurzel dieses Glaubens hervorgehen müssen, das würde uns Gellert jeden Augenblick zugegeben haben, und wir sind auch überzeugt, daß er sich für seine Person nicht des geringsten religiösen Zwiespaltes bewußt war. Seine glückliche religiöse Natur bewahrte auch hier eine dem Dogmatiker vielleicht unverzeihliche, aber an unserm Dichter höchst liebenswürdige Naivetät, die wir übrigens bis auf diesen Tag bei so manchen wackern und redlichen Leuten finden. Und wir fragen, wäre es denn gut, wenn es anders wäre? Sollen wir nicht Gott danken, daß nicht alle religiöse Menschen auch consequente Dogmatiker und Theologen sind? Sollen wir uns nicht freuen über die gesunde geistige Verdauungskraft des Volkes, die oft auch theoretisch Widersprechendes praktisch in sich zu einem ganz gesunden Nahrungsstoff verarbeitet? Oder hat seit dem wieder neu geschärften „dogmatischen und confessionellen Bewußtsein“ die praktische Religiosität bei unserm Volke gewonnen? Ist es erbaulicher, wenn ob der dogmagtischen Differenzen nicht nur die Theologen, sondern auch die Laien sich „beißen und fressen“, wie St. Paulus an die Galater schreibt (5, 15), als wenn sie in einem „guten, feinen Herzen“ die mit Unbefangenheit empfangenen Eindrücke des Heiligen und des Guten in sich verarbeiten? Will man sagen, durch einzelne Strophen der Gellertschen Lieder werde in dem Menschen der Tugendstolz und die Selbstgerechtigkeit genährt, so findet sich das Gegengift im-

mer wieder bei Gellert selbst. So z. B. gegen den Tugendstolz das Lied:

„Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sei“ u. s. w.

Da fällt uns nun aber wieder die Stelle auf:

„Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Noth
Freunde hülflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dieß reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht:
Gott ist deine Zuversicht.

Wollte man nun Gellert bei'm Worte nehmen und ihn fragen, also stützest du dich doch auf die Reinheit deines Herzens? so könnte er daran erinnern, daß er ja solches nicht von seinem natürlichen, sondern von dem von Gott erneuten Herzen verstehe, wie es deutlich laute, und dabei könnte er sich noch überdieß auf den Ausspruch des Herrn berufen, Matth. 5, 8: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Allein noch eher würde er mit aller Unbefangenheit und Entschiedenheit den zudringlichen Frager auf ein anderes seiner Worte verweisen:

„Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist,
So werd' ich angstvoll zagen.“

oder

„So hoff' ich denn mit festem Muth
Auf Gottes Gnad' und Christi Blut" u. s. w.

Nun aber konnte eben dieses Bekenntniß ihn auch wieder nicht hindern, recht eindringlich vor dem Mißbrauch der Versöhnungslehre zu warnen in den oft schon angefocht'nen Worten:

„Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu sein,
Dieß macht dich nicht von Sünden rein."

Daß solche Sprüche unvermittelt neben einander stehn, und daß wir nicht jedem einfachen Christen die Dialektik zutrauen dürfen, diese Gegensätze sich dogmatisch zu vermitteln, darf doch wohl nicht gegen den Gebrauch Gellertscher Lieder angeführt werden; denn sonst dürfte man auch die Bibel dem Volke nicht geben, in welcher Paulus und Jacobus neben einander stehen, ohne daß jeder Bibelleser von sich aus vermöchte die Vermittlung herzustellen, was er mit Fug und Recht den dazu berufenen Theologen überläßt.

Wir hören aber noch einen weitern Einwand: Gellerts Orthodoxie sei doch mehr eine todte, kirchlich conventionelle, als eine vom Glaubensgeist der Väter getragene, durchdrungene und belebte; es fehle ihm jener gewaltige Zug der Mystik, der sich von innen getrieben fühlt, sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte in das Dogma zu vertiefen und es so in Saft und Blut verwandelt, gleichsam von neuem aus sich zu reproduciren. Und auch das ist nicht zu leugnen; eine Vergleichung zwischen Gellert und den alten Liederdichtern wird uns bald zu der Wahrnehmung hinführen, daß Gellert mehr in ehrerbietiger Scheu vor dem Dogma stehen bleibt, in Demuth sich vor ihm beugt, als daß er mit poetisch-speculativem Geiste in seinen Kern einzudringen versuchte. Wenn Luther in seinem Weihnachtsliede singt:

„Des ewig Vaters einig Kind
Jetzt man in der Krippen findt,
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.

Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Mariens Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein."

oder wenn Laurentius Laurentii recht eigentlich mystisch dogmatisirend von dem „wesentlichen und selbstständigen Worte" zu sagen und zu singen weiß, so bekennt Gellert einfach:

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still,
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist."

Wenn vollends das Geheimniß der Erlösung von den ältern Dichtern auch im Liede dogmatisch ausgebeutet wird und oft mehr in kirchlich-scholastischer als einfach biblischer Form, so zieht sich Gellert wieder auf sein Nichtwissen zurück, wenn er von dem Trost der Erlösung singt:

„Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken?
„„Also hat Gott die Welt geliebt,
Uns seinen Sohn zu schenken.""

Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen Finsternissen,
Füllst du mein Herz mit Majestät
Und stillest mein Gewissen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm' empfinden.

So kann mein Geist den hohen Rath
Des Opfers Jesu nicht ergründen:
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden."

Wir sehen, Gellert ist Supernaturalist und will es sein; aber Mystiker ist er freilich nicht; denn darin unterscheidet sich, wenn wir recht sehen, der Mystiker von dem Supernaturalisten, daß jener in das Geheimniß eingeht und es zu ergründen strebt, dieser davor stehen bleibt als einer über ihm stehenden Macht. Dieses Umgangnehmen von aller Mystik hat nun aber gerade Gellert bei allen denen beliebt gemacht, die man gewöhnlich als die Nüchternen, als die Verstandesmenschen bezeichnet, obgleich ein hoher Grad von religiöser Empfindung, selbst von Sentimentalität mit dieser Nüchternheit nicht selten verbunden erscheint. Von der andern Seite aber ist eben dieser Mangel an mystischer Tiefe unserm Dichter zum Vorwurf gemacht und selbst als Flachheit bezeichnet worden. Als ob nicht Gott auch hier seine Gaben verschieden ausgetheilt hätte, und ob nicht auch die Nüchternheit auf religiösem Gebiete an ihrem Orte wäre! Uns wenigstens will es vorkommen, daß an der Stelle jenes ächten Dranges nach religiöser Erkenntnißtiefe, wie ihn Gott gewiß in viele große und von ihm dafür zubereitete Gemüther gelegt hat, auch sehr oft eine falsche Affectation sich breit macht, die, um ihre eigene Flachheit zu bedecken, alles flach nennt, was aus dem trüben Dunkel phantastischer Bilder zur Klarheit und Durchsichtigkeit des Gedankens aufstrebt. Ja, wie oft hat nicht hinter eine gleißende, süß thuende Mystik der herzlose Pantheismus sich versteckt, der an die Stelle des lebendigen Gottes die zu Gott potenzirte Natur oder gar sein selbstvergöttertes Ich setzt! Von diesem Abgrunde, dem z. B. ein vielgepriesener Angelus Silesius oft gar sehr nahe kommt, hat sich der nüchterne, aufrichtige Gellert allzeit ferne gehalten. Daß es aber darum Gellert bei allem Mangel an speculativer Gedankentiefe dennoch nicht an Tiefe, oder wenn man lieber will, an Innigkeit des religiösen Gefühls fehlte, wenn gleich diesem Gefühl ein heller, gesunder Verstand als Wächter zur Seite stand, und daß endlich bei

ihm alles auf die Uebung der Tugend im Leben und auf sittliche Veredlung seiner Mitmenschen ausging, das wird Keiner in Abrede stellen, der seine geistlichen Lieder und deren Geschichte auch nur von ferne kennt. Und das wird Gellert auch immer, im guten Sinne des Wortes, seine Popularität sichern.

Sollen wir schließlich uns unser Urtheil über Gellert als geistlichen Liederdichter noch einmal kurz zusammenfassen, so gehören wir allerdings nicht zu denen, die außer Gellert nichts weiteres bedürfen, um dem Höchsten, was ihr Gemüth bewegt, den entsprechenden Ausdruck zu geben, und die bei dieser Genügsamkeit, um die wir sie nicht beneiden, auch dem Volke und der Jugend und den kirchlichen Gemeinden zu ihrer Erbauung nichts Anderes und nichts Besseres zu bieten wüßten, als Gellert und wieder Gellert. Wir anerkennen die höhere und reichere Dichtergabe, womit vor und nach Gellert christliche Sänger ausgerüstet waren und beugen uns vor der unbestrittenen Macht jener siegreich einherschreitenden Gesänge, die wir als die Strebepfeiler an dem Dom der evangelischen Kirche zu betrachten haben und von denen der bescheidene Gellert selbst in der Vorrede zu seinen Oden und Liedern sagt, „er möchte sie lieber verfertigt haben, als alle Oden des Pindar und Horaz.“ Wir sind auch nicht blind gegen die formellen und materiellen Mängel, gegen die ästhetischen und dogmatischen Verstöße der Gellert'schen Muse; aber wo ästhetisch-kritische Blasirtheit auf der einen, dogmatisch-frömmelnde Engherzigkeit auf der andern Seite sich berechtigt glaubt, an der alten ehrwürdigen Gestalt ihren Muthwillen oder ihren Eifer zu kühlen, da gebietet uns die Pietät, für das Ansehen eines Mannes einzustehen, dem die, so ihn tadeln, oft nicht werth sind, die Schuhriemen zu lösen.

An Gellert.

Bekränzen wollen dankbar sie Dein Bild,
Und ein bescheiden Blümlein darf ich winden,
In diesen Kranz? Soll ich das Rechte finden,
Nicht such' ich's auf entlegenem Gefild.

Ganz in der Nähe ist es aufgesproßt,
Mir unversehrt erhalten im Gemüthe,
Ob auch so manche frische Jugendblüthe
Schon längst erlag dem schonungslosen Frost.

Was Du gepflanzt mit eigner frommer Hand
Einst in des Kindesherzens weichem Grunde,
Das grünt und blühet noch zu dieser Stunde;
So nimm es hin aus Deinem Gartenland.

Der älteste der Lehrer warst Du mir
Von Allen, die mir Lehrer sind gewesen;
An Deinen Liedern lernt' ich willig lesen,
Und daß ich beten kann, ich dank' es Dir.

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!" so rief
Mir jeder neue Morgen hell entgegen,
Und wiederum: „Bedeckt mit Deinem Segen"
War Abends mein Gebet, eh' ich entschlief.

So hat's die fromme Mutter mich gelehrt,
Und was ich sonst gelernet und — vergessen,
Wie dürft' es sich mit diesem Schatze messen,
Deß Reichthum stets sich mehrt und nie verzehrt?

Noch immer wenn die segensreiche Nacht
Uns wiederkehrt, da uns das Heil geboren,
Strömt mir Dein Lied in Geist und Herz und Ohren,
Das Lied: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht!"

Wie sich das Kind auf die Bescheerung freut,
So freu' ich auf dieß Lied mich, auf dieß eine,
Und sing' ich's mit der feiernden Gemeine,
Wie wird mir da das alte Herz erneut!

Um Ostern dann, mit siegender Gewalt
Belebt der Glaube meine Hoffnung wieder,
Wenn in die Auferstehungs-Jubellieder
Dein: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!" erschallt.

Doch auch die Welt, die Gott so schön gemacht,
Mit ihren tausend Farben und Gestalten,
Ihr buntes Spiel, es soll mir nie veralten,
So lang aus ihr Dein kindlich Auge lacht.

Wie blitzt aus Deiner Fabeln Demantring
Des Lebens Bild in ungetrübter Klarheit,
Wenn das, was alle Welt mir rühmt als Wahrheit,
In Dunst verschwimmt, ein fabelhaftes Ding!

Noch stehen sie in hellstem Farbenglanz
Die alten Jugendbilder vor der Seele,
Das erste, beste, das auf Glück ich wähle,
Auf lebt's in mir von Neuem, frisch und ganz.

Den „Zeisig" seh' ich dort, die „Nachtigall"
Noch unverrückt „vor Damon's Fenster hangen",
Nach der verbot'nen „Scheere" seh' ich langen
Das „Kind" in Adams Kindern überall.

Noch geht, „um das Rhinoceros zu sehn“,
Dein Freund „vor's Thor mit seinem halben Gulden“,
„Herr Orgon“ zählt „die eingelauf'nen Schulden“
Und überhört des armen Greises Flehn.

Die Augen mag ich wenden wo ich will,
In jedem Blinden muß ich Deinen „Blinden“,
In jedem Lahmen Deinen „Lahmen“ finden,
In jedem Eulenspiegel Deinen „Till“.

Aus jedem „Philar, der das Haus bewacht,“
Grüßt mich Dein Philar mit vertrauten Mienen,
Und selten ist ein Wunderthier erschienen,
Daß ich des „grünen Esels“ nicht gedacht.

Von weitem seh' ich schon die Brücke dort,
Hör' ich den „Lügner“ prahlen, und verbürgen
Will auf Dein Wort ich's jedem dummen „Jürgen“:
„Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort“.

Noch schwirrt um's Ohr mir Deiner „Wächter“ Streit,
Bei der Gelehrten Zank, und dann bei'm Lichte
Betrachtet, ist's die alte „Hutgeschichte“,
Die sich erneuet bis auf diese Zeit.

Genug! Was mich berührt in Ernst und Scherz,
Mit Dir verwind' ich's; kann ich nur verweben
Die alten Bilder in das neue Leben,
Die heit're Laune in des Unmuths Schmerz.

Und fährt Dein Wagen auch auf breiter Spur
Gemach einher im altgewohnten Gleise,
Befrachtet ist er mit gesunder Speise,
Mit reifem Korn und gutem Weizen nur.

Laß immerhin mit kühnerm Geistesschwung
Ein neu Geschlecht sich über Dir erheben,
Ob ihre Lieder Deine überleben,
Deß mögen Zeugniß reden Alt und Jung.

Rein steht es da, vom Laster unentweiht,
Das schöne Denkmal, das Du Dir gestiftet,
Nie hat Dein Hauch ein armes Herz vergiftet,
Das, fluchend Dir, Dich der Verführung zeiht.

Nicht nur den Reinen ist Dein Dichten rein,
Unreines hat Dir nie genaht im Leben,
Das war Dein Stolz, Dein heilig=ernstes Streben,
Dein Flehn: „der Retter einer Seele sein".

Nicht eine nur, viel tausend Seelen sind
Durch Deiner Tugend stille Macht gerettet,
Und inniger, als Blutes Band verkettet
Dich dieses Band mit Kind und Kindeskind.

So lange Dir in Kirche, Schul' und Haus
Des deutschen Volkes Herzen offen stehen,
So lange kann dieß Volk nicht untergehen,
Und — Gellerts Name stirbt im Volk nicht aus.

K. R. Hagenbach.

Das alte Lied.

Von

Karl Mayer.

„„Wie groß ist des Allmächtgen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?““
„Ein altes Lied, doch im Gemüthe
Noch immer wärmend nachgespürt!

Die Morgenbienen lang schon raunen
Das alte Thema mir in's Ohr,
Nun schallen mir's die Thurmposaunen
Auch aus dem grauen Städtchen vor.

Ein Greis, den Laut recht einzutrinken,
Hält dort im Feld die Hacke still,
So wie auch mir der Griffel sinken,
Der Geist sich aufwärts richten will.“

So hab' ich dankbar still vor Jahren
Dem alten Gellertlied gelauscht. —
Dem Alten laßt uns Dank bewahren,
Ob auch von neuem Ton umrauscht!

Ein Spaziergang.

Ballade

von

Johann Nepomuk Vogl.

ie Sonntagsglocken klangen hell
Zu Leipzig in der Stadt,
Als aus dem Thor ein Wand'rer schritt,
Gar einsam, laß und matt.

Die Stirn gefurcht, das Auge trüb,
Und doch so kindlich mild,
Denn Christian Gellert war der Mann,
Der hinging durch's Gefild.

Doch was ihm so den Geist umflort,
Trotz Blumenduft und Mai,
Der Zweifel ist's, der ihn erfaßt,
Ob er ein Dichter sei.

Darüber grübelnd geht er nun,
Gedenkend nicht des Raums,
Bis er zuletzt ermüdet sucht
Den Schatten eines Baum's.

Welch Lärmen! Sieh', ein Greis, wie's scheint
Ein Stück vom Lehrerstand,
Da er, von jungem Volk umdrängt,
Ein Büchlein in der Hand.

„O les't uns wieder, Vater Claus,
O les't doch, Niemand stört
Uns jetzt!" — „„Nun ja doch, Kinder, ja,
Nur merkt euch, was ihr hört!""

Und Gellert horcht gespannt, doch als
Der Greis beginnt darauf:
„Um das Rhinoceros zu sehn"*)....
Da schreckt er freudig auf.

Denn sein Gedicht ja ist's, das dort
Entströmt des Alten Mund,
Und dem voll Neugier Alt und Jung
Zuhorcht im trauten Rund.

Noch nie empfund'ne Seligkeit
Erfüllt sein Herz, doch ach,
Gleich ist in seiner Brust darauf
Der Zweifel wieder wach.

„Was heut das Volk begeistert, dünkt
Ihm morgen Faselei,
Drum ist mir dieß noch kein Beweis,
Daß ich ein Dichter sei."

*) Siehe Gellert's s. Schrift. Th. I. Seite 151. „Der Greis."

Und wieder schreitet er entlang
Dem grünen Wiesenbug,
Da kommt's die Straße hergebraust,
Da wallt der Staub im Flug.

Ein Reiter ist's, zur Linken ihm
Ein Handpferd, stolz und hoch,
Von weißer Farbe, Gellert sah
Nie schön'ren Schimmel noch.

Da plötzlich hält der Reiter an
Und reißt vom Kopf den Hut,
„Daß ich den Herrn Professor hier
Begegne, das ist gut."

„Von königlicher Hoheit bin
Gesandt ich an den Herrn
Professor, und bei Seidlitz's Zopf,
Den Ritt, den macht ich gern!"

„„Von einer Hoheit, und an mich?"" —
„So ist's, Prinz Heinrich schickt
Durch mich den Schimmel, den der Herr
Professor hier erblickt.

Auch bring dem Herrn Professor ich
Dieß Schreiben noch zugleich."
Und Gellert liest, wie wird die Wang'
So roth, die erst so bleich!

„Als seinen Schuldner fühle ich
Mich lang schon obligirt,
Dieweil wie seine Fabeln mich
Nur Wen'ges amüsirt.

Drum send' ich ihm aus Dankbarkeit
Dieß Thier, so zahm als klug,
Das in der Schlacht bei Freiberg mich
Durch's heiße Treffen trug.

Für seinen Hypochonder braucht
Er jetzt, wie's heißt, ein Pferd,
Drum nehm' er dieß, ist er auch gleich
Viel beſſ'rer Spende werth."

Und voll von freud'ger Rührung blickt
D'rauf Gellert himmelwärts,
„Zu viel der Ehre," ruft er dann,
„Für solchen leichten Scherz!"

„Und — dennoch ist's mir kein Beweis,
Daß ich ein Dichter sei,
Denn selbst der größten Fürsten Gunst
Ist nicht von Irrthum frei!" —

Dann spricht er: „Bringet, guter Mann,
Das Pferd mir heim, und seid
Des Lohns gewiß." Und wieder geht
Er fort durch Feld und Haid'.

Nicht lang', so führt der Pfad ihn d'rauf
Zu einem Gotteshaus.
Horch, Orgelklang und Festgesang,
Wie lieblich schallt's heraus!

Erfüllt von Andacht tritt sogleich
Zur Schwelle er hinein,
Wo vor'm Altar die Menge liegt
Bei Opferduft und Schein.

Voll heil'ger Inbrunst aber braust
Um ihn der fromme Chor,
Und steigt in heil'gen Melodie'n
Zum Herrn der Welt empor.

„Ich komme, Herr, und suche dich!“
So schallet der Gesang,
Da sinkt auch Gellert hin auf's Knie
In gleichgestimmtem Drang.

Denn das Gefühl, das Alle dort
In frommer Glut erhebt,
Ist ja ein Theil von ihm, das hat
Sein Feuerwort belebt.

Und nassen Auges spricht er still
Zu sich mit freud'gem Sinn:
„Hab' Dank, o Herr, du thust mir kund,
Daß ich ein Dichter bin!“

Drei Tage aus Gellerts Leben.

Eine Geschichte,

erzählt von

W. O. von Horn.

I.

n einer kleinen Stube des „schwarzen Bretes" zu Leipzig saß eines Tages (es war um die Zeit, da noch der siebenjährige Krieg seine lodernde Fackel schwang) ein Mann am Schreibtische und stützte den Kopf in die Hand. Sein Aussehen war leidend, seine Gestalt schwächlich. Eine weiße Baumwollmütze bedeckte den Kopf, und ein zizkatunener Schlafrock umhüllte die magere Gestalt. Im Gemache sah man gleich, daß es die Wohnung eines Gelehrten war; denn an den Wänden hin liefen die Gestelle, auf denen in Reih und Glied eine Menge Bücher standen, vom Grenadierformate in Folio, bis herab zu dem der leichten Infanterie, in Duodez. Auf dem Tische lagen übrigens nur wenige Bücher und unter diesen eine Bibel, der man es ansah, daß der, vor dem sie aufgeschlagen lag, sehr oft darinnen las. Aufgeschlagen war im Buche Hiob, das zweite Capitel, und bei dem zehnten Verse, der also lautet: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen" — lag ein Zeichen und die Stelle war unterstrichen.

Seine Blicke ruhten auf einem Blatte, welches vor ihm lag. Es war mit Versen beschrieben, die er überlas; dann und wann nahm er

die Feder, strich ein Wort aus, und schrieb ein anderes oben darüber, setzte noch ein Pünktlein auf ein i oder fügte ein Lesezeichen hinzu, bis es ihm genügte.

Der Mann war Christian Fürchtegott Gellert, und die Verse, welche er eben vollendet hatte, waren das schöne Lied: „Ich hab' in guten Stunden ꝛc.," welches er, angeregt durch die bezeichnete Stelle, im Buche Hiob, eben gedichtet hatte. Gellert ging es, wie manchem andern ehrlichen Menschenkinde — es trat nämlich oft eine Ebbe in seinen Einnahmen ein, die ohnehin nicht eben sehr bedeutend waren. Gerade jetzt war's so, daß ich die volle Wahrheit sage, es war auch kein Kreuzer mehr in seiner Tasche. Gestern hatte er noch dreißig Thaler in klingender, harter Münze, und die waren bestimmt gewesen zum Ankaufe von Holz, denn es war eisig kalt draußen; ein warmer Ofen darum doppelte Wohlthat und — sein Holzvorrath reichte höchstens noch acht Tage, wenn's gut ging. Einzunehmen hatte er nichts. Das war keine angenehme Aussicht und es fiel dem kränklichen Manne, dem's ohnehin gern fror, doch etwas schwer auf's Herz, wenn er daran dachte, daß es mit seinem Holze sobald auf der Neige war. Daher kam es denn auch, daß es ziemlich kühl im Zimmer war und an den Fenstern die Eisblumen aufzuschießen begannen, Blumen, die neben dem Mangel des Duftes und der Farbe, auch anderweitig einiges Unangenehme haben für den, bei dem sie wachsen. Gellert pflegte aber, wenn der Feind der Sorgen gewaffnet gegen seine Ruhe anrückte, eine andere Waffe zu ergreifen, die allemal den Feind schlug und überall schlägt, nämlich das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. So hatte er auch an diesem Morgen zu dem Gottesworte gegriffen und gerade die Stelle im Buche Hiob aufgeschlagen und mit andächtigem, betendem Herzen gelesen. Tief war der Eindruck des heiligen Wortes auf sein frommes Gemüth, und ganz erfüllt von dem Gedanken, den ihm, so treffend für seine Lage, das heilige Buch entgegenhielt, schrieb er das treffliche Lied nieder, das ein Nachklang jenes heiligen Wortes war, und seiner Stimmung.

Er legte endlich die Feder weg, stützte wieder den Kopf in die Hand

und sagte zu sich: Nein, es ist gewiß keine Reue über die Verwendung der dreißig Thaler, die mich betrübt machte! Herr, du weißt das am Besten, der du in meine Seele schauest; es war nur eine Anwandlung meiner Schwachheit. Freilich — ein Mangel an Glauben! Ach, vergieb Herr! Sieh, ich glaube, aber hilf du meinem schwachen Glauben auf! —

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre, und ohne das „Herrein!" Gellerts abzuwarten, trat ein kleiner, dicker Mann herein, und begrüßte Gellert herzlich, der ihm mit den Worten: „Guten Morgen, lieber Herr Doctor!" die magere Hand entgegenhielt.

Der kleine, sehr bewegliche Mann ergriff die Hand, drückte sie herzlich, erwiederte den Gruß, legte dann Hut und Stock ab, rieb sich die Hände und rief: Huh, wie haben Sie kalt, lieber Herr Professor! Das geht nicht bei Ihrem Zustande. Sie müssen wärmer haben! Lassen Sie doch Holz einlegen! Wollen Sie sich gänzlich bei dieser Kälte verderben? Gellert lächelte wehmüthig und sagte: Mein Holz ist auf der Neige, da muß ich sparen. Ei, Sie sind doch kein Geizhals! rief der Doctor. Dann müssen Sie kaufen! Noch wehmüthiger, aber auch verlegen stotterte Gellert: Auch mein Geld ist völlig auf der Neige — doch — seien Sie zufrieden, ich — werde — sorgen! Der Doctor, der nie lange bei Einem Gedanken aushielt, neigte sich über den Tisch und sagte fragend: Ein neues Lied?

Gellert nickte. Aber man sah, daß er verlegen war, daß der Doctor die Verse gesehen hatte.

Ohne Weiteres nahm dieser das Blatt, trat gegen das Fenster, und — die Eisblumen sehend, rief er: Wahrhaftig, Eisblumen! Nein, das geht nicht! — Dann las er die Verse, während Gellert in seiner Bescheidenheit zur Erde blickte. Nach einer Weile rief der Doctor aus: Vortrefflich! Wie innig, wie hingebend! Aecht christlich und fromm! Liebster Herr Professor, das nehm' ich mit und kopire mir's. Morgen bring' ichs wieder. Das muß meine liebe Frau, die Sie so innig verehrt, gleich lesen! Ich weiß, Sie haben nichts dagegen! — Ohne auch nur Gellerts Antwort abzuwarten, steckte er es zu sich, trat

dann zu dem Professor, auf dessen Zügen deutlich geschrieben stand, daß ihm das summarische Verfahren des Doctors mit seinem Liede höchst ungelegen kam, fühlte den Puls, und sagte: Keine Aenderung im Befinden? Haben gewiß wieder gestern Abend zu lange lucubrirt? Ist ganz gegen alle Ordre! Müssen hinaus! Das Sitzen ist ein Elend für Sie! Sollten ein Gäulchen haben! Reiten! Das wäre Ihrer Gesundheit convenable. Müssen eins kaufen! Hören Sie! —

Gellert lächelte.

Schon wieder kaufen! sagte er. Haben Sie nicht noch einige solcher wohlfeilen Recepte in petto, Verehrtester? Sie kämen besonders jetzt zu gelegener Zeit. —

Und Feuer muß in den Ofen! rief der lebhafte Doctor. Und wenn das letzte Stücklein drauf geht! Werde es unten bestellen! Nun Adieu, liebster Herr Professor! Gott befohlen!

Mit diesen Worten hatte er seinen Hut und Stock ergriffen, machte einen kurzen Knix und war draußen, ehe Gellert nur aufstehen konnte, ihn zu begleiten.

Gellert lächelte wieder wehmüthig!

Ein treuer, guter, tüchtiger Mann, sagte er dann zu sich selber; aber — wenn ich ausführen sollte, was er alles vorschreibt, so müßte ich über Geldsummen verfügen können, wie der alte Neidhardt auf dem Markte. —

Das Nennen dieses Namens gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Der wehmüthige Ausdruck seiner Züge verschwand und machte einem anderen Raum, der es verrieth, daß eine erheiternde Vorstellung ihn beschäftigte. Er trat zum Fenster und hing dieser Vorstellung nach, die ihm das Rumoren im Ofen überhören ließ, welches durch ein Holzeinlegen verursacht worden war, das der Doctor befohlen.

II.

Wie es mit dem Reste der Baarschaft Gellerts, mit den dreißig Thalern gegangen war, die er zum Ankaufe des winterlichen Holzvorraths bestimmt hatte, muß ich erzählen. Erst gestern waren sie zu

einem Zwecke verwendet worden, der das edle Herz des Professors im hellsten Lichte erscheinen ließ, aber fürs Erste eine warme Stube auf die Dauer sehr in Frage stellte.

In einer der abgelegensten und ältesten Gassen Leipzigs, die aus allen Katastrophen der Stadt ziemlich unversehrt hervorgegangen war, lag ein altes, kleines, baufälliges Häuschen. Es gehörte einem gewissen Neidhardt, einem der reichsten Männer der Stadt, aber auch zugleich einem ihrer geizigsten Geldmacher. Es war sein Vaterhaus gewesen. Er würde es auch längst verkauft haben, wenn er nicht berechnet hätte, daß es viel mehr einbringe, wenn er es vermiethete, als wenn er die etwa daraus erlöste Summe verzinslich ausgethan hätte. Er selbst hatte es seit seiner Jugend nicht mehr bewohnt, vielmehr lebte er in einem stattlichen Hause am Markte.

Auf die Erhaltung und Herstellung des baufälligen Häuschens verwendete er nichts; daher kam es denn auch, daß es in einem traurigen Zustande war. Die Böden waren verfault und zerbrochen, die Wände feucht, und das Kreuzholz der Fenster hielt kaum mehr die Eisenstäbchen, welche den in Blei ruhenden, runden, stockblinden Scheiben den Halt gewähren sollten. Seit Jahren war es an die Familie eines armen Schusters vermiethet, der, reicher an Kindern als an Kunden, das Brot des Kummers und der Sorge aß, und kaum den Miethzins zu erschwingen im Stande war, zumal in einer Zeit, da der Krieg die Preise der Lebensmittel ungewöhnlich gesteigert hatte.

Treu und ehrlich war die Familie und wahrhaft gottesfürchtig. So lange der Vater arbeiten konnte, ging es eben noch leidlich; aber im abgelaufenen Sommer war er schwer erkrankt und konnte sich, bei kümmerlicher Lebensweise, gar nicht wieder erholen und zu Kräften kommen, und darum auch sehr wenig verdienen. —

Da war denn das Elend recht groß geworden, und zum Betteln konnten sich die Kinder da erst entschließen, als der Mangel mit eiserner Faust sie anfaßte. So war der Miethzins bis zu dreißig Thalern aufgelaufen, und mit Entsetzen dachten die Armen daran, daß der hartherzige Neidhardt zu Zwangsmaßregeln greifen könnte, die ein noch

größeres Maß des Elends über sie bringen mußten. — Auf ihren Knieen hatte das arme Weib ihn um Nachsicht und Erbarmen angefleht, aber mit harten Worten, mit schweren Drohungen war sie abgewiesen worden. Erst am Schlusse des letzten Vierteljahres hatte der harte Mann sie mit der entschiedenen Erklärung entlassen, wenn nicht in vier Wochen das Geld zur Stelle sei, so würde er sie aus der Wohnung werfen lassen. Er war dazu angethan, dieß wahr zu machen.

Verzweifelnd war das arme Weib heimgekehrt und die Erzählung des Vorgefallenen machte auf ihren Mann einen solchen Eindruck, daß er aufs Neue schwer erkrankte und seitdem hinsiegte. Wer könnte die Seufzer und Thränen der Mutter und Kinder zählen! — Und immer näher rückte der furchtbare Tag, an dem das Schlimmste ihnen bevorstand. Es war Winter geworden. Eisig drang die Luft durch die schlotternden Fenster in den finstern, feuchten Raum der Stube, wo eine Stätte des bodenlosesten Jammers war. Da lag im ärmlichen Bette der hinsiegende Vater, dem der Tod aus den fahlen Zügen sah; da standen und kauerten sechs unmündige Kindlein um den kalten Ofen, frierend, hungernd, weinend. — Mutterherz, erträgst du das? —

Händeringend stand die Arme da. Sie hatte keine Thränen mehr. Da wandte sich der Kranke im Bette herum und sagte, matt und schwach: Wenn auch auf Erden kein Erbarmen mehr ist, droben ist's, bei dem Herrn, der gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, und ich will dich erhören, und du sollst mich preisen. Komm, theures Weib, kommet, lieben Kinder, wir wollen beten zu dem Herrn, und er wird uns nicht verlassen! —

Und tief ergriffen von dem glaubensvollen Worte des Kranken, sank das Weib auf ihre Knie und die Kinderchen knieten nieder. Der Kranke richtete sich auf, faltete seine Hände, blickte glaubensvoll nach oben und betete laut, inbrünstig, glaubensfreudig.

Und als er Amen gesagt, da war's ihnen, als habe der, der jenes Wort der Mahnung, Verheißung und Ermunterung gesprochen, Ja und Amen zu ihrem Gebete gesagt, und ein Vertrauen erfüllte ihre Herzen, das neuer Hoffnung die Pforte aufthat. Die Mutter und die

zwei ältesten Kinder nahmen Körbe, um vor das Thor zu gehen, wo die Zimmerleute an den Balken eines neuen Hauses arbeiteten und den Armen es nicht zu versagen pflegten, wenn sie die kleinen Spänlein und Abfälle sorgfältig auflasen, die drei jüngeren gingen aus nach Brot an die Thüren der Barmherzigen, und das jüngste blieb beim kranken Vater, daß es ihm eine Handreichung thue, wenn er deren bedürfen sollte.

Es war der Morgen des Tages, an dem der alte Neidhardt zu dem Aeußersten schreiten wollte.

Der Himmel war klar und wolkenlos. Aus dem tiefen Blau schien die Morgensonne hell und klar auf die hartgefrorene Erde, und der Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die Straßen und — die dünne, arme Kleidung der dreie, die hingingen die Spänlein aufzulesen, nach denen sich die Zimmerleute nicht bücken mochten. Sie zitterten vor Frost, denn keine Speise hatte sie heute noch erquickt.

Grade an diesem Morgen war es dem edlen Gellert, als ziehe ihn etwas hinaus in's Freie. So kalt auch der Morgen und so wohlthuend die Wärme seiner Stube an diesem Morgen war, er konnte dem Zuge nicht widerstehen, zog einen warmen Rock an, nahm Hut und spanisches Rohr, und ging eben nach jenem Thore, dahin auch die drei Armen ihre Schritte richteten. Die Kindlein aber klagten über den scharfen, schneidenden Wind gegen die Mutter.

Laufet voraus, sagte die Mutter, ihr wisset ja den Ort, dann wirds Euch warm. Da liefen die Kindlein flüchtigen Fußes dahin, also, daß ihnen die Mutter nicht eben so schnell folgen konnte, denn Kummer und Jammer gehen langsam. —

Und als sie vor das Thor trat und die Kindlein aus ihren Augen waren, da fiel die ganze schwere Bürde ihres Jammers auf das arme Herz und die Thränen, die ihr daheim gefehlt, die stürzten stromweise aus ihren Augen und sie mußte sich niedersetzen auf einen Prellstein am Wege, denn ihre Beine trugen sie nicht mehr.

So saß die Arme da, als Gellert des Weges kam, und die still weinende Frau dasitzen sah, die ihr Antlitz in ihre Schürze barg und in ihrem Leid nicht auf die achtete, die etwa des Weges gingen.

Ihr Anblick fesselte seinen Fuß.

Gellert kannte Kummer und Noth. In Haynichen, im Vaterhause, wo, bei kärglichem Einkommen, dreizehn Kinder mit dem Vater und der Mutter am Tische saßen, waren sie auch keine seltenen Gäste gewesen, und sein eignes Leben wußte auch davon zu erzählen, wie sich ein Armer durch die Welt drücken müsse, und wie wehe das Leid thue. Das aber ist die alte Wahrheit, daß das Herz eines Armen mehr Erbarmen und größere Opferfähigkeit hat, als das eines Reichen; denn es will Einen gemahnen, als habe das Geld eine versteinernde Kraft und Wirkung, und als hebe hier das Verständniß des Heilandswortes an, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich komme. —

Gellert stand da, betrachtete die weinende Frau und manche Erinnerung zog durch seine Seele, wie der leise Hauch des Windes durch die Saiten einer Aeolsharfe, der so ergreifende Töne weckt.

Die Straße war ziemlich leer an diesem kalten Morgen, aber in dem Herzen des edlen Gellert klang und tönte es so wundersam; dabei war es so wohlthuend warm in ihm, daß er es fühlte, hier müsse er helfen, wenn er irgend nur könne.

Er trat leise zu der Armen, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte, wie einst der Herr am Thore Nains zu der tiefgebeugten Mutter: Weib, weine nicht! Die Frau, die in ihrem Schmerze alles um sich vergessen hatte, fuhr bei dieser Berührung und solchem Worte erschrocken auf, und sah mit den thränenschweren Augen in des Mannes Antlitz, der vor ihr stand; aber der Schrecken wich — denn dies Antlitz war so mild, so theilnehmend, so vertrauenerweckend, so gut —. Doch das Elend, das wahre, tiefempfundene, schließt mit eherner Pforte das Herz und den Mund. Es zieht sich zurück in sich selbst, denn die Erfahrung, wie selten eine volle, warme Theilnahme ist, legt eine Eisrinde um das Herz, die nur schwer schmilzt. Und diese Arme hatte ja Menschenhärte genug kennen gelernt. —

Als sie schwieg, bat er sie mit so rührenden Worten um Vertrauen zu ihm, daß unwillkürlich die Frau ihn noch einmal ansah. Und nun

begann die eherne Pforte sich zu öffnen, die Eisrinde zu schmelzen. Es war ihr, als müsse sie diesem Manne, den sie doch gar nicht kannte, Alles sagen, was sie drückte. Sie fühlte eine gewaltige, eine unwiderstehliche Macht, die ihr solches gebot, wider ihren Willen. Da löste sich das Siegel der Lippe und sie erzählte ihm die Geschichte ihres Jammers bis zur Stunde, und wie ihr hier die ganze Last auf die Seele gefallen sei, und sie einmal wieder habe weinen können, und nun sei ihr das Herz leichter, sie könne wieder aufathmen; aber was ihnen heute noch drohe, das sei das Härteste. Und sie sagte es ihm, was Neidhardt zu thun entschlossen sei, und jedenfalls ausführe, da sie keinen Heller für Brot habe, keinen für Arzenei für ihren leidenden Mann, zugeschweigen, daß sie die Schuld von dreißig Thalern tilgen könne, die auf ihnen laste. Ach, rief sie, aufgelöst in Schmerz, aus, mein Mann wird der Krankheit erliegen und meine Kinder und ich dem Hunger! O wärs nur schon vorüber, denn für uns ist nur Rettung im Grabe!

Der Herr lebt noch, der der Menschen Herzen lenket, wie Wasserbäche! sagte feierlich Gellert, und das Wort ergriff des Weibes Seele gewaltig. Sie sprang auf und faßte seine Hand krampfhaft und rief: Glaubt Ihr, daß er uns helfen werde?

Ich glaube es! versetzte noch kräftiger Gellert; den in seinem Herzen war ja die Macht des Herrn offenbar; es hatte schon die Hülfe beschlossen. Es galt, seine ganze Habe hinzugeben, aber er gedachte nicht daran; er gedachte nicht an das, was für ihn folgen könnte, nur daran dachte er, zu helfen, zu retten die Verzweifelnden. Kommt mit mir in meine Wohnung, sagte er, und Ihr sollt sehen, daß der Herr Herr noch lebet, der vom Tode errettet und vom Verderben.

Und er wandte sich zum Heimgang.

O Herr, rief das arme Weib, wunderbar getröstet, erlaubt nur, daß ich es meinen Kindlein sage! Und sie eilte hin, wo die Kinder schon ihre Körbe mit Spänen gefüllt hatten, und kehrte dann wieder, und folgte ihm im stillen Gebete und Hoffen.

Und als er fröhlich in seinem Herzen ins Zimmer trat, öffnete er

sein Pult und nahm die Rolle und legte sie in des Weibes Hand und sagte: Es sind dreißig Thaler und es ruht kein Fluch darauf!

Als das Weib an Uebermaße des Glückes, der Freude, des Dankes niederfallen und seine Kniee umklammern wollte, da hob er sie auf und sagte: Danket dem Herrn, der Euer Gebet erhöret, und mich gesendet hat. Ihn sollt Ihr preisen!

Aber, sagte er dann noch, gehet nicht eher zum alten Neidhardt, als wenn es elf geschlagen hat. Dann kommet und bringet das Geld. Merket's Euch wohl!

Endlich ging das glückselige Weib, das nicht aufhören konnte, zu danken.

Gellert aber faltete seine Hände und betete und dankte dem Herrn, der ihn gewürdigt, seine heilige Absicht zu vollziehen. Er flehte, daß er seinen Segen gebe, das Werk ganz zu vollenden, das er beabsichtigte.

Und als er gebetet, eilte er zu dem alten Neidhardt, da es nicht ferne von elf Uhr war.

Innerlich seliger, hoffnungsvoller ging Gellert nie durch Leipzigs Straßen, als an diesem Morgen. Er empfand die volle Wahrheit des Heilandswortes: „Geben ist seliger, denn Nehmen," und ein seliges Bewußtsein erhob und trug ihn.

Er klopfte an des alten Neidhardts Thüre an und trat auf ein mürrisches, ärgerliches: Herein! in die Stube.

Der alte Wucherer stand eben an einem Tische und rollte Haufen Geldes. Man sah es ihm unschwer an, daß ihm Gellert sehr ungelegen kam. Er zog das Schubfach des Tisches heraus, strich das Geld hinein, schob zu, schloß ab, und wollte eben eine recht mißmuthige Frage an seinen Besuch thun, als ihn Gellert höflich grüßte und ihn mit seinen treuen, heute von innerer Seligkeit strahlenden Augen ansah.

Dieser Blick bannte den Grimm des Alten. Er fühlte, einem so geachteten und allgemein verehrten Manne dürfe er nicht unartig begegnen. Daher richtete er die Frage an ihn: was ihm so frühe und

überhaupt die Ehre dieses Besuches bereite? Dann nöthigte er den Professor, sich niederzulassen.

Gellert, froh, daß die Falten des Unmuths auf dem steinernen Gesicht des Alten sich glätteten, setzte sich und begann, ohne die Anrede des Alten einer Gegenrede zu würdigen, das Gespräch mit den Worten: Von Ihnen, werther Herr Neidhardt, kann ich gewiß viel Gutes lernen; denn ein Mann, den der Herr so reich gesegnet hat, als Sie, wird es nicht unterlassen, von seinem Reichthume den gesegnetsten Gebrauch zu machen. — Sie kennen gewiß die große Kunst, Andern wahrhaft wohlzuthun? —

Der alte Neidhardt, der mit seinen Gedanken noch halb bei seinem Gelde sein mochte, fühlte dennoch das Kitzliche dieser von Gellert treugemeinten Frage, und eine Stimme inwendig in der Brust, die gut deutsch redet, mochte zu ihm sagen: Ist das wahr, alter Sünder? Was wirst du nun antworten? —

Der Alte entfärbte sich etwas; die Antwort vertrocknete auf der Zunge, weil sie eine Lüge würde gewesen sein, und eine andere wußte er doch nicht zu finden, darum brummte er in der Verlegenheit etwas in den Bart, was etwa so klang, als: Ach ja! — Ganz recht! — Hm! Hm!

Ob es Gellert, dem es immer wärmer um das Herz wurde, nicht recht hörte, nicht verstand oder nicht verstehen wollte? — Kurz, er begann mit der ihm eigenen Wärme und Innigkeit von der Freude und dem überschwänglichen Segen des Wohlthuns zu reden. Er hatte ja eben erst diese Freude und diesen Segen in reichstem Maße erfahren; darum quollen auch die Worte mit einer hinreißenden Begeisterung aus seiner Seele und wirkten mit so überwältigender Macht, daß der Alte in seinem Innersten zuerst erbebte, dann mehr und mehr fühlte, wie diese Worte ihn innerlich erwärmten, sein Herz umwendeten und Empfindungen in ihm weckten, wie er sie nie in seiner Brust beherbergt hatte. Dieß wirkte wieder auf den edlen Gellert zurück, und immer feuriger, ergreifender wurden seine Worte und immer gotteskräftiger bewegten sie des Wucherers Herz.

Da schlug es Eilf, und mit dem Schlage der Uhr klopfte es an die Thüre und die arme Frau trat mit freudestrahlendem Gesichte in das Gemach und legte Gellerts Geldrolle auf den Tisch, indem sie sagte: Hier bring' ich Ihnen das Geld; aber nun geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das mein armer, sterbenskranker Mann Ihnen auf seinem Schmerzenslager geschrieben hat, daß Sie uns doch nicht möchten aus dem Hause werfen lassen! Der Alte wechselte die Farbe und die Hand zitterte, die er instinktartig nach der Geldrolle ausstrecken wollte. Gellert gegenüber, dessen ergreifende Worte einen so tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht, waren die Worte der unglücklichen Frau dem Alten eine Demüthigung, die ihn niederdrückte, und ein Urtheil für ihn, dessen Gewicht er in dieser Stimmung doppelt schwer fühlte. Scham, Verlegenheit, Reue bestürmten ihn mit nie gekannter Macht.

Endlich gewann er soviel Sammlung, daß er in abgerissenen Worten sagen konnte: Ach, das — hätte — ja — so nicht — geeilt! Wie kann Sie nur so reden? Es war ja — so schlimm nicht — gemeint! Nur Drohung — nichts weiter —! Doch — geh' Sie nur, Sie sieht, daß — ich — Besuch habe!

Allein während dieser Worte hatten seine Knochenfinger die Geldrolle umklammert und in die Seitentasche seines Schlafrocks geschoben.

Gellert hatte ihn beobachtet und jede Regung seiner Seele auf seinem Gesichte gelesen. Fast unbewußt, sagte er halblaut: Es sind dreißig Thaler und es klebt kein Fluch daran!

Neidhardt hörte die Worte und er fühlte ein Zucken in seinem Marke, ein Frösteln, das ihn durschauerte. —

Ja, ja, sagte die arme Frau, jetzt sagen Sie, es hätte noch Zeit, weil Sie sich Ihrer Hartherzigkeit vor diesem milden, frommen Herrn schämen. Wissen Sie noch, wie Sie mich gestern, wo ich um Schonung flehen wollte, ohne mich anzuhören, mit den Worten fortjagten: All' Euer Gewinsel hilft nicht. Geld, Geld muß da sein, sonst werf ich Euch mit all Eurem Plunder auf die Gasse ohne alle Rücksicht!

Wissen Sie's noch? Ich hab' Ihnen nicht geflucht, Herr Neidhardt; aber der Gott, der gesagt hat: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", hat meinen Jammer gesehen. Wir hatten seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen und nun mit dem Kranken auf die Straße geworfen zu werfen — es war zuviel! „Mit dem Maße, womit Ihr messet, soll Euch gemessen werden", hat der Herr gesagt! Wie es mir und den Meinen war, das fühlen Sie nicht. Und als ich heimkam, betete mein frommer Mann mit uns, auch für Sie, Herr Neidhardt, daß Gott Ihr Herz umwende, das steinerne aus Ihrer Brust nehme, und Ihnen ein weiches, barmherziges gebe! — Drauf bin ich mit meinen Kindern ausgegangen, Holzspänlein aufzulesen, da wir kein Holz haben in dieser Kälte, und da ist das endlose Leid über mich gekommen und ich konnte einmal wieder weinen. So fand mich dieser gute Herr und schenkte mir die dreißig Thaler.

Gellert hatte vergeblich ihr zugewinkt, daß sie doch davon schweigen solle.

Ja, fuhr sie fort, winken Sie nur nicht, zu schweigen, ich muß es sagen, sonst drückt's mir das Herz ab!

Jetzt fuhr Neidhardt herum und sah Gellerten forschend an. Dieser stand betroffen da und blickte zur Erde.

O, fuhr die Frau fort, das hab' ich wohl gesehen, reich ist der Herr nicht, aber reich an Barmherzigkeit. Gottes reichster Segen komme über ihn!

Sie haben das gethan? rief der Alte mit Erstaunen. Die Hand des Herrn hatte ihn ergriffen, der Segen der Frau über Gellert ihn erschüttert. Das harte Herz wurde weich, und eine Regung fühlte er in seinem Herzen, wie noch nie. Er trat zu seinem Pulte und nahm ein Papierchen heraus und reichte es der Frau.

Hier hat Sie das Briefchen Ihres Mannes, aber auch hier die dreißig Thaler. Pflege Sie Ihren Kranken damit und kaufe Sie Brot für Ihre Kinder. Ihre Schuld ist bezahlt.

Er wandte sich zu seinem Buche, schlug das Blatt auf, wo sie ein=

getragen war, und löschte den Posten mit einem raschen, kräftigen Federzuge. —

Dann trat er zu Gellert, und faßte mit Rührung seine Hand.

Vortrefflicher Mann, sagte er, Sie können nicht blos schön und herzergreifend reden, sondern noch schöner handeln. Gott lohn' es Ihnen! Um aber mein Unrecht an der armen Familie einiger Maßen zu sühnen, so erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie mich zu der armen Familie begleiten. Sie sollen mich von einer andern Seite kennen lernen! —

Die Frau stand da wie eine Bildsäule. Endlich kam Leben in sie. Thränen stürzten aus ihren Augen.

O nun seh' ich wohl, rief sie aus, daß das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist! Ach, Herr Neidhardt, vergeben Sie mir, daß ich schlimm von Ihnen gedacht! Gott segne Sie! — Sie aber, sprach sie zu Gellert, Sie sind unser guter Engel, den uns Gott zur Rettung gesandt; wie könnten wir Ihnen das Alles danken? —

Sie brachen auf, und traten bald in das zerfallene Haus, in die Stube, wo ein erschütterndes Bild menschlichen Elends vor ihre Augen trat.

Aber wie ein Sonnenblick nach trüben Tagen, so wirkte die Erzählung der Frau auf den kranken Mann und die Kinder.

Alle streckten freudig ihre Hände den Wohlthätern entgegen und des Dankes war kein Ende. — Siehst Du, liebe Frau, der Herr hat uns erhört! Er sei gelobt! rief der Kranke.

Von den Augen des alten Neidhardt rannen Thränen, so ergriff ihn der Dank der Armen. Gellert redete Worte des Trostes zu dem Kranken, die ihn erquickten und mit neuer Hoffnung belebten. Er versprach ihm, den ihm befreundeten Arzt zu senden, und Neidhardt bekräftigte das.

Neidhardt ließ es nicht bei dieser ersten Wohlthat. Er ließ den Sohn des Schusters bei einem Kaufmann in die Lehre treten und bezahlte das Lehrgeld und für die übrigen Kinder das Schulgeld, kleidete sie und erließ ihnen völlig die Miethe. Der Schuster genas, das

muß ich hier vorgreifend mittheilen, und Neidhardt half ihm auf, daß er ein blühend Geschäft gewann. Der Alte war von da an wie umgewandelt und blieb Gellerts Freund und wärmster Verehrer bis an sein Ende.

So war's am Tage vorher gegangen und so war Gellert um seine dreißig Thaler gekommen. Aermer war er geworden, aber innerlich um Vieles reicher, und im stillen Kämmerlein dankte er dem, der sein Wort und Werk also gesegnet hatte.

III.

Als der kleine dicke Doctor aus Gellerts Stube trat, begegnete ihm die Magd des Hauses.

Zeige Sie mir doch des Herrn Professors Holzvorrath! sagte er.

Das Mädchen führte ihn zu einem Holzbehälter und sagte: da sieht's bedenklich aus, Herr Doctor, wenn nicht bald Ersatz kommt! —

Thut nichts, sagte er kopfschüttelnd, er muß eine warme Stube haben! Lege Sie tüchtig ein! Dann eilte er heim, um seiner lieben Frau den Genuß zu bereiten, daß sie Gellerts Lied lese; aber so gut sollte es ihm heute nicht werden. Kaum bog er in die Straße zu seiner Wohnung ein, als eine arme Frau an ihn herantrat.

Ach, Herr Doctor, sagte sie, ich bitte, kommen Sie doch mit mir zu meinem kranken Manne, der Herr Professor Gellert wird es Ihnen gesagt haben, und der alte Neidhardt will es haben, daß ich Sie rufen soll. Es thut Noth!

Schon wieder der gute Gellert, sprach in sich hinein der Arzt. Woher kennet Ihr Den? fragte er dann die Frau?

Da ging der Frau das dankbare Herz auf und sie begann zu erzählen.

Komm' Sie nur mit! Sie kann mir's im Gehen erzählen, strudelte der Doctor; aber mehr als einmal blieb er mitten in der Gasse stehen

und horchte auf die Worte der Frau, die sein treffliches Herz tief ergriffen.

Nun weiß ich, wo sein Geld hingekommen ist, rief er aus, und warum er so arm ist, wie eine Kirchenmaus! Nun ist's mir klar, warum er in einer kalten Stube sitzt und kein Holz kaufen kann! Edler Mensch, Gott lohne dir's!

Mit Schmerz hörte erst jetzt die arme Frau, wie groß das Opfer war, das Gellert ihr gebracht hatte.

Als sie das äußerte, rief aber der Doctor: Thut nichts; wird schon wieder Geld und Holz kriegen. So Einen verläßt der liebe Gott nicht! Glaube Sie mir!

Sie traten ein in das Häuschen und der Arzt verordnete das Nöthige und lief dann wieder fort, immer noch den Kopf und das Herz voll von Gellerts schöner That und dadurch hervorgebrachter Noth.

Als er zu seiner Thüre kam, stand ein Bauerbursche da und hielt ein stattliches, gesatteltes und aufgezäumtes Roß im Zügel.

Was gibt's? fragte er den Burschen.

Der Schultheis von —, er nannte Eins der nächsten Dörfer von Leipzig, läßt Euch um Gottes willen bitten, gleich hinaus zu kommen. Unsere Frau ist in Nöthen. Ach Herr Doctor, es sind so brave Leute, und unser Herr verzweifelt fast, wenn Ihr nicht bald kommt. Es soll schlimm sein!

Der Doctor war nicht bloß ein tüchtiger sehr pflichtreuer Arzt, sondern auch ein Mensch von dem weichsten besten Herzen.

Da blieb keine Wahl; seine Frau mußte mit dem Gedichte warten bis er zurück kehrte. Er lief eiligst hinauf, holte den Ledersack mit den Instrumenten, rief seiner Frau ein paar freundliche Worte zu, eilte dann hinab, reichte dem Knechte den Sack mit den Instrumenten, schwang sich aufs Roß, und trabte davon.

Auf der Landstraße hielt es schwer durchzukommen, denn Preußische Artillerie und Soldaten aller Waffen nahmen sie fast ganz ein. Dennoch gelang es dem Arzte, zeitig am Orte anzulangen.

Vor einem stattlichen Bauernhause hielt er an, da es der Knecht als das Haus seines Herrn, des Schultheißen, bezeichnete.

Ein Mann trat heraus, dem Kummer und Angst auf dem Gesichte geschrieben stand. Nach einigen mit ihm halblaut gewechselten Worten folgte ihm der Doctor in den oberen Theil des Hauses.

Schon nach einer Stunde kam der Schultheiß mit dem Doctor herunter. Die Miene des Doctors drückte Befriedigung aus, und an die Stelle des Kummers und der Angst auf dem Angesichte des Schultheißen war Freude getreten.

Beide traten in das Zimmer, wo eine große Zahl hoher Preußischer Offiziere sich eben zum Mittagmahle niedersetzten.

Auch der Doctor mußte an der Tafel Platz nehmen, wo der Schultheiß, der zugleich Wirthschaft hatte, die Bedienung besorgte.

Wer die Offiziere waren, wußte Niemand. Nur sah man, daß sie Einen mit hoher Ehrerbietung behandelten, der übrigens am wenigsten durch seinen militärischen Anzug sich auszeichnete. Es mußte eine sehr hohe Person sein, das sah man schon seinem ganzen Wesen an; aber das edle Gesicht trug das Siegel der Leutseligkeit und Milde.

Der Doctor hatte einen riesenmäßigen Hunger, und arbeitete mit aller Thatkraft daran, ihn zu besiegen, ohne daß er auf das Gespräch der Offiziere geachtet hätte, und der Schultheiß, der mit Freuden sah, wie es ihm so gut schmeckte, schob ihm immer neue Bissen zu.

Sie sind wohl aus Leipzig, Herr Doctor, sagte der hohe Herr, der ihn vom Schultheißen Doctor nennen gehört hatte.

Zu dienen! erwiederte der Doctor, ohne sich in dem Geschäfte irre machen zu lassen, dem er mit anerkennenswerthem Fleiße und ansehnlichem Erfolge eben oblag.

So kennen Sie wohl auch den Herrn Professor Gellert? fragte der Herr weiter.

Jetzt legte der Doctor seine Gabel nieder, sah sich den Fragenden an, und da er einen sehr guten Eindruck auf ihn machte, erwiederte er: Ich bin sein Arzt, und darf mit Stolz hinzusetzen, sein Freund!

So? war des Herrn Gegenrede. Man hat mir gesagt, er sei leidend? —

Das ist er leider, versetzte der Arzt. Es fehlt ihm, wie allen Gelehrten, an einer tüchtigen durchgreifenden Bewegung. Besonders wäre es ihm gut, wenn er reiten könnte; drum habe ich ihm auch gesagt, er solle sich so einen Klepper kaufen. —

Und will er das? fragte Jener.

Das Wollen ist schon da, fuhr der Doctor fort, aber das Vollbringen fehlt, und dabei rieb er bezeichnend den Daumen und den Zeigefinger.

Also arm? fragte der Herr mit großer Theilnahme.

Wie eine Kirchenmaus! platzte der Doctor heraus. Wenn Sie es mir gestatten, will ich Ihnen sagen, wie ich ihn diesen Morgen fand.

Der Herr bat sehr darum und der lebhafte Doctor erzählte auch Alles haarklein und genau, was ich in den zwei vorhergehenden Abschnitten geschildert habe. Als er geendet hatte, schlug der Herr die Hände zusammen und sagte bewegt: So ein edler Mann und frieren und darben! Das ist hart! Und kann sich kein Holz und kein Pferd kaufen, weil er den letzten Heller der leidenden Menschheit opfert!

Der Doctor war im Zuge.

Wenn Sie soviel Theil an dem edlen Dichter nehmen, sagte er und griff in die Tasche, so dürfte es Ihnen auch vielleicht nicht unlieb sein, das Lied zu lesen, das er diesen Morgen unter dem Eindrucke der Bibelstelle, die darüber geschrieben ist, dichtete? — Er reichte das Blatt dem Herrn hin, ohne seine Antwort abzuwarten, und setzte hinzu: Es ist die Originalhandschrift, die ich mir habe geben lassen, um eine Abschrift davon zu nehmen, wozu ich aber vor Berufsgeschäften noch nicht gekommen bin.

Hastig reckte der Herr seine Hand aus, das Blatt zu ergreifen.

Das jüngste Lied unseres Dichters Gellert, den wir Alle gleich hoch verehren, sagte er dann, muß ein Gemeingut sein. Ich werde es vorlesen! Und er las es mit tiefem Gefühle und Ausdruck.

Alle Glieder der Tischgenossenschaft lauschten den Worten und stille blieb es lange Zeit, als der Vorlesende geendet hatte.

Der Eindruck war allgemein ein mächtiger. Der Schultheiß stand mit gefalteten Händen da und Eine Thräne jagte die Andere, denn auf ihn, der eben erst durch Gottes Gnade schwerem Kummer enthoben worden war, wirkte es am Tiefsten.

Herr Doctor, nahm endlich der Herr das Wort, würden Sie mir die Bitte nicht mißdeuten, eine Abschrift davon nehmen zu lassen, wenn Sie überhaupt so lange hier verweilen? —

Ich glaube nicht, daß ich ein Unrecht begehe, wenn ich eine Abschriftnahme gestatte, versetzte der Doctor.

Lieber Nostiz, rief der Herr einem Ordonnanzoffizier, bitte, nehmen Sie doch schnell eine genaue, deutliche Abschrift von dem Liede!

Er reichte ihm das Blatt über den Tisch und der Offizier entfernte sich eiligst.

Und der Mann, der dieß gottesgläubige Lied und die vielen andern schönen Lieder und Fabeln gemacht hat, hat kein Holz, daß er sich, bei seinem schwachen Körper, eine warme Stube machen kann? fragte der Schultheiß eifrig den Doctor.

Es ist, wie ich Euch sage, erwiederte dieser. Ich fand ihn heute in einer kalten Stube.

Ei, so wollt' ich ja lieber acht Tage frieren, wie ein Windhund! rief er aus, und — so ernst auch die Stimmung am Tische durch das Gellert'sche Lied geworden war, so brachen doch alle Anwesende über des Schultheißen Aeußerung in ein lautes Gelächter aus.

Der ehrliche Mann meinte, die Herren glaubten nicht, daß er ausführen würde, was in ihm zum Entschlusse gereift war, ohne daß er es ausgesprochen hatte. Er schlug heftig wider seine Brust und sagte gereizt: Ja, so wahr mir der Herr aus großer Noth geholfen hat, ich lasse ihm heute noch einen Wagen Holz anfahren, wie noch keiner über das Pflaster von Leipzig gerollt ist!

Er sprang zum Fenster und rief eifrig: Peter!

Wenige Augenblicke später eilte der Bursche in's Zimmer, der dem Doctor das Pferd gebracht hatte.

Was soll ich, Herr? fragte der Knecht.

Geh' zum Schuppen, befahl der Schultheiß, und lade den großen Güterwagen, den wir zur Leipziger Meßzeit für die Waaren brauchen, mit Buchenholz, was nur drauf geht, spanne vier Pferde vor und fahre nach Leipzig. Dort fragst Du, wo der Herr Professor Gellert wohnt, und lädst ihm das Holz vor der Thüre ab. Dann richtest Du einen schönen Gruß von mir aus, und ich ließe ihm sagen, er solle sich damit eine recht warme Stube machen und es wäre ein Geschenk für das schöne Lied: Ich hab' in guten Stunden — und wie es ferner lautet. Aber, hörst Du, mach' fort; es muß heute noch hinein! —

Soll geschehen! erwiederte der Knecht und ging.

Bravo! rief der Herr und alle Offiziere, wie mit Einem Munde; Bravo, Herr Schultheiß!

Sie sind ein Ehrenmann, sagte der Herr, und haben da ein Beispiel gegeben, das nachgeahmt zu werden verdient. Ich will mir's schön merken!

Gellert war nun einmal der Gegenstand des Gesprächs und der Doctor mußte noch Vieles von ihm und aus seinem Thun und Leben erzählen, was er gerne that, da er Gellert warm und treu liebte.

Endlich kam der Ordonnanzoffizier, brachte die Abschrift, und der Herr gab dem Doctor mit vielen Danksagungen das Originalblatt zurück.

Der Schultheiß aber nahm es ihm aus der Hand. Was dem Einen recht ist, das ist dem andern billig, sagte er. Eine Abschrift müßt Ihr mich auch nehmen lassen! —

Mit Freuden, erwiederte der Doctor, aber ich muß das Blatt wieder haben, ehe ich heimkehre!

Gewiß, gewiß, versicherte der Schultheiß. Da ich keine Zeit habe, es abzuschreiben, schicke ich es zu unserm Herrn Cantor, der ist ein feiner Schreiber und fix in der Feder. —

Das geschah, und der Doctor stand auf, empfahl sich den Herren und begab sich zu seiner Patientin.

Vor der Thüre fragte er einen Reitknecht, der ein herrlich Roß am Zügel hielt, wer der Herr drinnen sei, dem man so viele Ehrerbietung erweise?

Der Prinz Heinrich von Preußen ists, mein vortrefflicher Herr, entgegnete der Reitknecht.

Der Doctor rieb sich die Stirne und lief eiligst die Treppe hinauf.

Kurz darauf hörte man Pferdegetrappel. Der Prinz mit seiner Begleitung entfernte sich in der Richtung von Leipzig.

Darauf wieder hörte man Peitschengeknalle. Der Schultheiß zog den Doctor zum Fenster hin, wo man den Hof sah.

Vier kräftige Zugpferde mühten sich ab, einen ungeheuren Lastwagen voll Buchenholz von dannen zu ziehen.

Hab' ich mein Wort gelöst? fragte der Schultheiß.

Vortrefflich, rief der Doctor. Die Ueberraschung aber möchte ich sehen, wenn es ankömmt! — Gott vergelt's Euch, Herr Schultheiß!

Zu des Doctors Freude befand sich die Wöchnerin wohl mit ihrem Neugebornen. Er konnte sich zeitig entfernen, was um so nöthiger war, als in Leipzig viele Truppen waren und Einquartirung zu befürchten stand.

Als er endlich mit Mühe seine Gellertsche Handschrift wieder hatte, verließ er das Dorf und kehrte nach Leipzig zurück, wo er dann, nachdem er alle Erlebnisse dieses, und die Ereignisse des gestrigen Tages erzählt hatte, seiner innigst bewegten Frau das Lied vorlesen konnte, ohne daß ihn ein neues Vorkommniß dabei gestört hätte.

IV.

Um die Zeit, da der Doctor mit dem edlen Prinzen Heinrich von Preußen, ohne es zu wissen, zu Tische saß, ging Gellert vor das Thor, wo er gestern die weinende Frau gefunden hatte, um, nach des Doctors

Vorschrift, sich zu ergehen. Alle die Bilder dessen, was er gestern erlebt, traten wieder vor seine Seele und er lebte Alles noch einmal durch; aber kein Seufzer begleitete den Gedanken an die dreißig Thaler, ob er gleich nicht einmal mehr so viel hatte, um einem Bettler, der ihn etwa anreden möchte, eine Gabe zu geben. Ungewöhnlich weit dehnte er seinen Spaziergang aus, ohne daß er es selber wußte, und der Abend war nicht ferne, als er sich seiner Wohnung wieder näherte.

Mit Erstaunen bemerkte er eine Menge des schönsten Holzes, an dem drei Holzspalter sich tüchtig abarbeiteten, und doch heute nicht mehr fertig werden konnten, weil der Haufen noch zu groß war.

Mit einem leisen Seufzer sprach er in sich hinein den Wunsch aus, daß er doch auch so glücklich sein möge, einen solchen Haufen Holz sein zu nennen, zumal er jetzt keine Aussicht hatte, sich Holz kaufen zu können.

Als er zu den Arbeitern kam, grüßten sie ehrerbietig den auch in den niedersten Klassen des Volkes verehrten Mann, und Einer sagte: Herr Professor, da haben Sie aber einen Wagen voll Holz gekauft, der hält mehr, als zwei gewöhnliche. Wir werden Morgen kaum fertig! Und das Holz ist fest, wie Stahl und Eisen!

Ich? Holz gekauft? sprach Gellert und dachte mit Entsetzen daran, daß seine Kasse bis auf die Nagelprobe leer war. Ich weiß von nichts! Ihr werdet irre sein, gute Leute! Er ging eiligst ins Haus und die Holzspalter sahen sich an und lachten. Das ist auch einer von den Gelehrten, die ihren eigenen Kopf vergäßen und verlören, wenn er nicht angewachsen wäre, bemerkte Einer.

Stille, rief der Andere, laßt mir den Mann ungeschoren! Der macht die herrlichen Gotteslieder und Leipzig kann stolz auf ihn sein! —

Während dieser kurzen Unterredung war Gellert in das Haus getreten.

Die Hauswirthin trat ihm entgegen mit freundlichem Gesichte.

Gratulire, Herr Professor, sagte sie.

Wozu denn? fragte Gellert mit Erstaunen.

Nun, fuhr die Frau fort, Sie waren kaum weggegangen, da fuhr ein Frachtwagen mit vier Pferden an und lud eine ungeheure Masse des schönsten Buchenholzes ab.

Wem gehört denn das Holz? fragte ich, fuhr die redselige Frau fort. Ei, sagte der Fuhrmann, ich bin der Knecht des Schultheißen **** von ******* und bringe das Holz dem Herrn Professor Gellert, der ja hier wohnt? Freilich, sagt' ich, wohnt er bei uns; aber er ist nicht zu Hause. Thut nichts, erwiedert er, ich lad' es doch ab, und richte meine Botschaft Ihnen aus, und Sie können's dem Herrn Professor wieder sagen. Der lädt ab und lädt ab, und man meint, das nähme gar kein Ende. Es war ein Berg von Holz, sag' ich Ihnen, Herr Professor, und ich ließ gleich, von wegen der Polizei, die Holzspalter bestellen. Die arbeiten nun schon den ganzen Mittag und man siehts kaum an dem Haufen. Sie müssen's nun in den Hof schaffen, denn auf der Straße darf es nicht liegen bleiben, was ich aus Erfahrung weiß, denn da könnt' ich Ihnen eine Geschichte erzählen von der Polizei, die hier gar keinen Spaß versteht —

Bitte ergebenst, wehrte Gellert ab, der wohl wußte, daß, wenn diese bewegliche Zunge an's Erzählen von Geschichten käme, wovon sie dann zu jedem beliebigen Vorkommen eine Anzahl ähnlicher zu Gebote stehen hatte, er in der Kälte noch, wie lange, stehen könne; sagen Sie mir vielmehr, was es kostet — und dann —

Kostet? Verehrter Herr Professor, es kostet nichts, gar nichts; denn es ist ein Geschenk —

Was sagen Sie? rief Gellert voll Erstaunen.

Ja freilich, fuhr sie fort, denn die Botschaft des Knechtes lautete so — und nun wiederholte sie mit wörtlicher Treue, was der Knecht gesagt, und was der Schultheiß ihm aufgetragen hatte.

Gellert wußte sich kaum zu fassen vor Erstaunen. Für das Lied: Ich hab' in guten Stunden u. s. w. hat er ausdrücklich gesagt? fragte er nach einer stummen Pause.

Ganz so, verehrter Herr Professor. Es muß ein neues Lied sein, denn ich habe es noch nicht gesehen.

Gellert schüttelt ungläubig den Kopf; denn wie das zusammenhängen sollte, begriff er nicht. Noch weniger begriff er, wie der Schultheiß sollte Kenntniß von dem Liede erhalten haben in diesen Kriegsläuften und Troubeln, da es der Doctor doch erst spät am Morgen zu sich gesteckt hatte, um es seiner Frau vorzulesen; allein alles Grübeln half nichts, und die Thatsachen zeugten dafür: das Holz war da, kostete nichts, reichte schier den ganzen Winter und war vortrefflich. Wenn da nicht irgend ein später zu bezahlender Irrthum dahinter steckte, so war's ein — Wunder.

Noch mehrmals wiederholte indessen die Hauswirthin die Botschaft des Knechtes, und die Umstände alle zusammen, und es blieb am Ende kein Zweifel.

Gellert stieg zu seiner Stube hinan, fand sie behaglich warm, zog seinen Schlafrock an und setzte sich in seinen Sorgsessel, in dem schon sein Vater in Haynichen manche sorgenschwere Stunde gesessen hatte. Aber Gellert saß heiterer darin, als am Morgen. Hatte ihm doch Gottes Güte diesen Segen gespendet, da er dessen am Nöthigsten bedurfte; dafür dankte er ihm innig, aß dann sein Süpplein, das ihm gebracht wurde, studirte noch ein Stündchen, und legte sich dann mit dem Vorsatze zu Bette, sobald die Durchmärsche vorüber sein würden, selber zu dem Schultheißen zu gehen, um sich die nöthige Aufklärung in dieser Sache zu holen. An den Doctor dachte er gar nicht, denn wie sollte der zu dem Schultheißen von ******* kommen, grade jetzt, wo von dieser Seite her die Truppen kamen? Noch ehe er sanft einschlief, schüttelte er den Kopf, zum Zeichen, daß er einen Zusammenhang gar nicht finden könne! —

V.

Als der folgende Morgen kam, dachte der Doctor, zeitig zu Gellert zu gehen, um ihn über den Zusammenhang der Holzgeschichte aufzuklären, aber so gut sollte es ihm auch heute nicht werden. Frühe

schon erhielt er zahlreiche Einquartirung. Kaum konnte er seine Kranken besuchen. In eiliger Hast rannte er durch die Straßen, als ihm eine unbekannte Stimme zurief. Er blickte auf und sah den alten Neidhardt, der ihm winkte, zu ihm zu kommen, und zwar sehr dringend.

Was macht der arme Schuster? fragte er nach der flüchtigen Begrüßung.

Dem haben Sie bessere Arznei verschrieben, als ich, rief der Doctor aus.

Ach Herr Doctor, erwiederte, freudig bewegt, der Alte, das that Alles Ihr werther Freund, der vortreffliche Herr Professor Gellert. Von dem geht doch Alles aus. Ich hätte ohne ihn in meiner alten Weise fortgehandelt, die ich jetzt verdamme!

Ja, ja, versetzte der Doctor, aber fahren sie nur mit Ihrer Arznei fort, und in acht Tagen ist der Mann wie eine Eichel. Apropos, Herr Neidhardt, wissen Sie denn auch Alles ganz genau? — Wissen Sie, welch ein Opfer Gellert mit den dreißig Thalern brachte?

Wie so?

Nun, denken Sie sich, der Gellert ist sehr arm. Die dreißig Thaler, die er der Frau des kranken Schusters gab, waren Alles, was er im Vermögen hatte, und seit vorgestern hat er keinen Pfennig mehr und weiß auch keins zu greifen, und doch dachte er an keine Folgen für sich, nur an die Noth der Armen!

Der völlig umgewandelte Alte schlug die Hände zusammen, und rief: Ist das wahr?

So wahr, als die Wintersonne in dieß Gemach leuchtet, versicherte der Doctor. Da will ich Ihnen das Lied lesen, das er dichtete in dieser Lage. Er las dem Alten nun das Lied, das er zu sich gesteckt hatte, um es Gellert wieder zu bringen.

Der Alte hörte mit wahrer Andacht zu.

Das ist vortrefflich! rief er aus, Gellert ist ein herrlicher Mann. Lassen Sie mich doch das Lied abschreiben, Herr Doctor!

Das wollt' ich wohl thun, entgegnete der Doctor, wenn ich es ihm nicht wieder bringen müßte.

Wissen Sie was, Herr Doctor, versetzte der Alte, Sie gehen jetzt doch zu dem Schuster und dann kommen Sie zurück und holen es ab bei mir.

Meinetwegen denn! sagte der Doctor und eilte hinweg.

Der Alte schrieb schnell das Lied ab und las es dann, las es noch einmal — dann sagte er zu sich: und dieser Mann sollte darben? — Und ich habe Ueberfluß? Er hat mich auf einen guten Weg geführt und seitdem kenne ich erst den Segen, den eine Wohlthat dem Gemüthe gewährt, das sie übt. Nein die dreißig Thaler send' ich ihm gleich. Er muß sie wieder haben, ohne daß er erfährt, von wem sie kommen.

Er eilte an sein Pult, nahm eine Rolle mit dreißig Thalern heraus, siegelte sie und schrieb darauf: Für das schöne Lied: Ich hab' in guten Stunden u. s. w., und übergab es seinem Laufmädchen, das den Auftrag erhielt, es in Gellerts Hand zu legen, aber schnell sich zu entfernen, und um keinen Preis zu gestehen, von wem es komme. —

Gellert saß im warmen Stübchen am Schreibtische und studirte eifrig, als an die Thüre geklopft wurde und auf seinen Ruf das Mädchen hereintrat, die Rolle auf den Tisch legte und, wie ein Gedanke, verschwand.

Gellert blickte staunend auf das Geld, nahm es dann in die Hand, las die Ueberschrift und legte es wieder nieder.

Das mach mir Einer rund? rief er aus. Ist denn das Lied etwa gedruckt in aller Leute Händen? Das ist unmöglich! Sollte der Doctor? Ich kann mir's gar nicht denken, denn der Doctor weiß ja von den Schusterleuten noch nichts und ich hab' ihn noch nicht einmal hinschicken können, weil ich ihn noch seitdem nicht gesehen habe, vielweniger gesprochen. Gott allein weiß, wie das zusammenhängt!

In dem Nachgrübeln störte ihn jedoch ein neues Klopfen an der Thüre.

Diesmal war es ein Preußischer Offizier, den der Professor begrüßte, und zwar ein Stabsoffizier, der sogleich anhob: Habe ich die Ehre, den Herrn Professor Gellert zu sprechen?

Zu dienen, er wiederte verbindlich der Angeredete.

Ihro königliche Hoheit der Prinz Heinrich von Preußen, Höchstwelcher seit gestern Abend hier ist, wünscht den Herrn Professor zu sprechen, und läßt anfragen, da der Herr Professor leidend seien, wann er Ihnen aufwarten könne?

Aufwarten? Mir? Ein Königlicher Prinz von Preußen, mir? Das kann entweder nur ein Irrthum oder die unglücklichste Wahl des Ausdrucks sein. Bitte gehorsamst, Ihro Königlichen Hoheit vermelden zu wollen, ich würde es mir zur höchsten Ehre rechnen, Königlicher Hoheit allerunterthänigst aufzuwarten, wenn Allerhöchstdieselben mir die Stunde befehlen wollten, sintemalen ich keineswegs bettlägerig bin, wie Sie sehen, sagte Gellert.

Der Adjutant ergötzte sich an dem Erschrecken des Gelehrten, den die Herablassung des Prinzen aus allen Fugen hob.

Alteriren Sie sich nicht, Herr Professor, sagte der Adjutant, des Prinzen Königliche Hoheit hat allerdings diesen herablassenden Ausdruck gebraucht, und er zeugt von der Hochachtung, welche er gegen Ihre werthe Person hegt. Wollten Sie aber Ihro Königliche Hoheit durch Ihren Besuch erfreuen, so würde ich es mir zur Ehre rechnen, Sie jetzt zu Ihro Königlichen Hoheit zu begleiten, wenn es Ihnen so genehm ist.

Dann bitte ich, mir gehorsamst zu gestatten, daß ich mich ankleide, sagte Gellert.

Der Adjutant verbeugte sich, und Gellert begab sich in sein Schlafzimmer, und trat nach kurzer Zeit in seinem besten Kleide wieder heraus, bereit, dem Adjutanten zu folgen.

Als sie bei dem Prinzen eintraten, kam ihm dieser entgegen, reichte ihm seine Hand und überhäufte ihn mit freundlichen Worten. Er freue sich ungemein, sagte der Prinz, den Dichter des schönen Liedes: Ich hab' in guten Stunden u. s. w. vor sich zu sehen.

Gellert wußte nicht, was er sagen sollte, als auch der Prinz von diesem Liede sprach. Er meinte nun, es müsse auf unerklärliche Weise ins Publikum gelangt sein, was er aber wieder nicht begreifen konnte.

Die Sache machte ihn fast verwirrt. Wie konnte das geschehen sein, da er doch erst gestern Morgen es gedichtet hatte? — Es drückte ihm schier das Herz ab, so gerne hätte er den Prinzen gefragt, wie er denn das Lied kennen gelernt habe, aber er hielt es doch für nicht anständig und ehrerbietig, eine solche Frage an den Prinzen zu richten. —

Man hatte mir gesagt, Sie seien sehr leidend, fuhr der Prinz fort, aber ich freue mich, Sie wohler zu finden, als ich mir vorgestellt. Dennoch aber ist Ihre Gesichtsfarbe keineswegs eine blühende und das scheint anzunehmen zu sein, daß Sie zu viel sitzen? —

Mein Beruf macht das Studiren nothwendig, sagte mit einer Verbeugung Gellert.

Wohl wahr, fuhr der Prinz fort, allein Sie müssen daran denken, dem deutschen Volke seinen Lieblingsdichter zu erhalten und sich mehr Bewegung machen.

Ich thue das nach Kräften, Königliche Hoheit.

Wohl, verehrter Herr Professor, sprach der Prinz, aber nicht genug. Wie oft wird Sie die kothige Straße abhalten, andrer Abhaltungen nicht zu gedenken. Da sollten Sie sich ein Rößlein halten und täglich ausreiten. Keine andre kommt dieser Bewegung an Wohlthätigkeit für den gleich, den Beruf und Amt zum Sitzen zwingen.

Wohl wahr, Königliche Hoheit. Auch mein Arzt schreibt mir solches vor; allein nicht Jeder vermag die Mittel zu erschwingen —

Wohl wahr, Herr Professor, ahmte der Prinz seine Worte nach, wenn das Herz so mild und barmherzig ist, daß es die letzten dreißig Thaler auf einmal einer Leidenden liebevoll spendet. —

Gellert wäre fast vor Scham in die Erde gesunken. Wußte denn alle Welt — ? — Es wurde ihm blau und grün vor den Augen.

Der Prinz sah seine Verlegenheit und faßte seine Hand. Edler Mann, sagte er, ich weiß, wie Sie handeln, und es sei ferne, das tadeln zu wollen, was Gottes reiche Gnade über Sie bringen muß. Ja, Gott segne Sie dafür! Erlauben Sie mir aber, aus meinem Marstalle Ihnen ein Pferd zu verehren, dessen fromme Art es zu einem Reitpferde für einen Mann des Friedens geeignet macht.

Eure Königliche Hoheit — stotterte der überraschte Dichter, aber er konnte kein Wort mehr hervorbringen, denn seine Stimme versagte.

Der Prinz drückte, selbst bewegt, seine Hand; dann sagte er, um den Dank abzuschneiden, mein Beruf ruft mich jetzt ab. Leben Sie wohl, verehrter Mann. Gott erhalte uns noch lange Ihr theures Leben. Möge dazu das Rößlein beitragen! Er verbeugte sich und trat in das Nebengemach.

Einen Augenblick stand Gellert da, ohne sich sammeln zu können, da trat der Adjutant zu ihm.

Sehen Sie, verehrter Herr Professor, ein Königlicher Prinz darf sich von keinem Dorfschulzen übertreffen lassen.

Gellert starrte ihn an.

Woher weiß Ihre Königliche Hoheit das Alles? stammelte er.

Der Adjutant lächelte.

Prinzen wissen zwar nicht Alles, sagte er, sich an der Verlegenheit Gellerts weidend, aber oft mehr als andre Menschenkinder. Zerbrechen Sie sich darüber den Kopf nicht und benutzen Sie des Prinzen Geschenk recht fleißig zu Ihrer Gesundheit.

Gellert verstand die Anspielung, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Er bat, dem Prinzen seine tiefste Dankbarkeit zu bezeugen, und ging, von dem Adjutanten bis zur Thüre begleitet.

Räthsel auf Räthsel häuften sich um ihn. Es schien ihm, als sei eine unbekannte, zauberische Macht in all' dem wirksam, was er seit drei Tagen erlebt hatte. Manchmal kam es ihm wie ein Traum vor; aber als er zu seiner Wohnung kam, arbeiteten die Holzspalter emsig an seinem Holze, und an der Thüre hielt ein prinzlicher Reitknecht ein wunderschönes Roß, stattlich gesattelt und aufgezäumt.

Es geschehen Zeichen und Wunder, Herr Professor! rief die Hauswirthin. Gestern das prächtige Holz, das den Holzspaltern ordentlich unter dem Beile und unter der Säge wächst, und heute dies Königliche Roß! Wo soll das hinaus? —

Nun, nun, lächelte Gellert, seien Sie ruhig, die Bäume wachsen nicht in den Himmel!

VI.

Auf seiner Stube saß Gellert gegen Abend. Er hatte die Holzspalter bezahlt und behielt viel Geld übrig, er hatte das schönste Pferd, und seine Seele erfüllte der wärmste Dank gegen Gott.

Da ergriff er die Feder und schrieb das Lied nieder: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte ꝛc., und als er in dieser Weise seinem Gefühle den Ausdruck gegeben und eben das Lied vollendet hatte, trat der Doctor ein.

Schon wieder ein Lied? rief er auf den Tisch lossteuernd, auf den er das Manuscript des Liedes: Ich hab' in guten Stunden ꝛc. legte.

Freilich wohl, sagte Gellert lächelnd, zog aber das Schubfach heraus und schob es hinein. Sie sollen es nicht wieder kriegen, Doctor, denn Gott weiß, was Sie alles mit dem andern getrieben haben?

Der Doctor wollte sich ausschütten vor Lachen, als ihm Gellert Alles erzählte, was in Bezug auf dies Lied geschehen sei. Nun beichten Sie mir, wie das Alles zusammenhängt! rief er aus.

Der Doctor sah ihn lange an und in seinen Zügen spiegelte sich eine selige Freude.

Was ich gethan, ist nichts, sagte er. Gott hat auf Ihr Lied einen Segen gelegt, der sich wirksam erweist. Das ist Alles. Theure Recepte kann ich verschreiben, Verehrtester, aber ich erkenne, daß sie der Apotheker nicht dispensiren kann, und ich auch nicht. Dießmal hat sie der droben dispensirt, ohne daß ich es ahnete. Ihm sei die Ehre! Und mit diesen Worten eilte er zur Thüre hinaus.

Lieder

von

A. E. Fröhlich.

1.

Es ward eine große Stille. Marc. 4, 39.


In der Wolken Nacht gehüllet
Stürzet sich der Sturm vom Joch
Und des Sees Tiefen schleudert
Augenblicks er bergehoch,
Droht die Schiffe zu versenken;
Auch die Jünger kämpfen schwer,
Sehn und sehn, und ruhig schlafen
Auf dem Kissen bleibt der Herr.

Und das Schiff beginnt zu sinken!
Und sie schrein, vom Tod bedroht:
„Meister, Meister, wir verderben;
Kümmert nicht Dich unsre Noth?"
Da erhob Er sich und: „Schweige
Und verstumme, Wind und Meer!"
Also spricht er; und zur Stelle
Waltet Stille ringsumher.

Aus den Wolken tritt die Sonne,
Wie ein Spiegel wird der See,
Drin verkläret sich der Himmel
Und der Berge Wald und Klee.
„Wo ist, sagt er, euer Glaube?
Und ihr fürchtet euch so sehr?"
„Wer ist, sagen sie mit Staunen,
Er, dem Wind gehorcht und Meer?"

2.

Gottes Lamm. Joh. 1, 29.

Siehe, das ist Gottes Lamm,
Das die Sünden trägt der Welt!
Also hatt' es seinem Stamm
Längst der Seher dargestellt:
Wie's dem Scheerer sich nicht rühret,
Und zur Schlachtbank hingeführet
Und gequält, zum Tode wund,
Doch nicht aufthut seinen Mund.

Arm, verachtet, rings geflohn!
Und ein Mann der Qual und Pein,
Und ein Aufgegebner schon,
Und mit seinem Schmerz allein!
Aber hat auf sich geladen
Unsre Schuld und unsren Schaden;
Wunden ihm geschlagen hat
Unsre Sünd' und Missethat.

Da wir alle war'n verirrt,
Jeglicher sah nur auf sich,
Bist du worden unser Hirt,
Warf sich Aller Sünd' auf dich.
Fried' und Heilung ist gefunden
Allen uns in deinen Wunden,
Der den Weg zum Kreuz betrat,
Für uns Uebelthäter bat.

Gottes Lamm, auf dich gestellt
Ist der Seelen Zuversicht;
Trägst die Sünden aller Welt,
Und du kamst nicht zum Gericht.
Und vom Tod zum Leben kamen
All, die glauben deinem Namen,
Und sie bringen dir darob,
Du Lamm Gottes, Dank und Lob.

Und die Tausende, die schwingen
Um den Stuhl sich, Kreis um Kreis,
Stimmen in das Lied und bringen
Dem erwürgten Lamme Preis:
Würdig ist's, zu nehmen Ehre,
Weisheit, Reichthum, alles Hehre,
Macht und Ruhm sei ihm geweiht
Und Gewalt in Ewigkeit.

Mir auch, mir auch hast du dich,
O Lamm Gottes, dargestellt,
Willst beseligen auch mich,
Denn du trägst die Sünd der Welt.

Laß mich stets auf dich nur sehen,
Dich anbeten, dich erflehen:
Sei mir gnädig, Jesus Christ,
Der du das Lamm Gottes bist!

3.

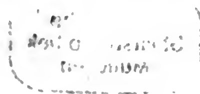
Er war bei den Thieren und die Engel dieneten ihm.

Marc. 1, 13.

In der schauerlichen Wüste,
Wo ringsum nur Stein und Stein,
Ringsum nirgend Baum noch Wiese,
Weilt des Menschen Sohn allein,
Er, der zu Gefilden alle
Wüstenein im Erdenrund
Noch verwandelt mit dem Worte,
Welches geht aus seinem Mund.

„Gott dem Herrn nur sollst du dienen!"
Spricht er, „Satan, hebe dich!"
Stieg dann nieder von dem Berge
Und, der ihn versucht', entwich.
Und in schwarzer Felsen Gründe,
Der des schwachen Börnleins Hut,
Sucht sich einen Trunk und Schatten
Jesus in der Wüste Gluth.

Und er weilt am Borne, welchen
Sorglich das Gestein umschließt,
Denn es ist das letzte Wasser,
Das noch in der Wüste fließt



Weit und breit bekannt den Thieren;
Und verlechzet fast im Brand
Kommen auf gebahnten Pfaden
Alle her zu diesem Rand.

Und sie sehn den Herrn am Borne,
Spüren vor Ihm keine Scheu
Und heran zum Becken treten
Selber Leopard und Leu,
Trinken, ohne sich zu wenden,
Ob auf sie gezielt ein Speer,
Lagern dann dem Herren friedlich
Sich zu Füßen rund umher.

Selber die von steilen Felsen,
Wo sie noch vor Feinden frei,
Lange sonst zur Quelle blicken,
Ob kein Mörder nahe sei,
Selber die Gazellen nahen,
Trinken furchtlos ob dem Rand,
Lassen sich zum Leun, und willig
Streicheln von des Herren Hand.

Und die Engel, die Ihm dienen,
Immer um den Herren sind,
Singen: „Noch beisammen wohnen
Lamm und Wolf und Schlang und Rind.
Schaden und Verletzung bleiben
Seinem heilgen Berge fern;
Wie vom Meer erfüllt wird alles
Vom Bekenntniß sein des Herrn!“

Johannes.

Von

Friedrich Beck.

eg von Ephesus gerissen aus der Christgemeinde Schoß,
Die er mit des Herzens Banden wie ein Vater treu umschloß,
Auf das Felseneiland Patmos, von Domitian verbannt,
Trat Johannes aus der Höhle mit dem Griffel in der Hand.

Seine hochgewölbte Stirne war des Gottgedankens Sitz,
Auf den Lippen ruhte Güte, doch im Aug' der Feuerblitz,
Der, zum milden Licht gesänftigt, nicht vom Alter war getrübt
In dem Jünger, den vor Allen Jesus innig hat geliebt.

Und er dachte seiner Jugend, dachte der Vergangenheit,
Wo er mit dem Herrn gezogen, seinem Dienste stets bereit;
Dachte jenes Ostermahles, wo er ihm am Busen lag,
Und an seine Leidensstunden, an des Todes Schreckenstag;

Sah sich stehn am Kreuzesstamme, als die Andern furchtsam floh'n,
Hörte Jesu Stimme tönen: „Sieh, Maria, deinen Sohn!
Sieh, Johannes, deine Mutter!" — Ach, geschieden war auch sie;
Doch aus seinem reinen Herzen schied ihr reines Bildniß nie.

Dann mit schweren Sorgen denkt er an der jungen Kirche Noth,
Die noch mehr als Feindeswüthen falscher Lehre Gift bedroht,
Sie, für die er einst geschrieben, um zu hemmen die Gefahr,
Von dem Worte, das im Anfang war bei Gott, Gott selber war;

Von dem Worte, das der Dinge ersten Schöpfungsgrund gelegt,
Das in Allem, was da athmet, sich als Keim des Lebens regt;
Von dem Worte, aus dem des Lichtes Strom sich in die Welt ergoß,
Die, von Finsterniß umfangen, ihm das blöde Aug' verschloß.

Und in Sinnen ganz verloren saß Johannes auf dem Stein;
Der Propheten alte Schriften mußten ihm zum Troste sein.
Sie verkünden den Messias, den er selber hat geschaut,
Der so oft dem Lieblingsjünger ganz sein Innerstes vertraut.

Von den Menschen abgeschieden, fühlt er Gottes Athem weh'n
Und sein tiefverborgnes Walten hin durch Erd' und Himmel geh'n;
Friede war in seiner Seele und so schwieg es auch umher,
Nur von steiler Uferklippe brandet dumpf herauf das Meer;

Nur ein Adler wiegt die Flügel über ihm in blauer Luft!
Naxos hüben, drüben Samos liegen eingehüllt in Duft;
Nur ein weißes Segel gleitet ruhig wie ein Silberschwan,
Bis am Horizonte schwindet fern und ferner seine Bahn.

Millionen Sterne flimmern blitzend in der Spiegelflut,
Die vom Morgenwind gekräuselt hell im Glanz der Sonne ruht.
Wohl zu andrer Stunde hätte solch ein Schauspiel ihn entzückt;
Doch nach Außen nicht, nach innen hat sein Auge jetzt geblickt.

Und beim Herrn ist seine Seele! Sieh, da faßt ein Schauer ihn,
Denn es scheint vor ihm die Insel, Meer und Erde wegzuflieh'n.

Eine Stimme hört er schallen, überirdisch war ihr Ton.
Zwischen sieben goldnen Leuchtern steht vor ihm der Menschensohn.

Steht vor ihm mit goldnem Gürtel, weiß und lang sein Lichtgewand,
Gleich der Sonne strahlt sein Antlitz, sieben Sterne hält die Hand.
Und Johannes sinkt zur Erde nieder, einem Todten gleich,
Und es schwinden ihm die Sinne und er athmet schreckenbleich.

Doch der Herr hat mit der Rechten seine Schultern sanft berührt,
Daß er bald des Lebens Kräfte, die erregten, wieder spürt.
„Fürchte nichts!" so spricht die Stimme, „denn ich bin der Herr der Welt,
Bin der Erste, bin der Letzte, der des Todes Schlüssel hält."

„Schreibe denn, was ich dir zeige, schreibe, was du angeseh'n,
Das, was ist, und in den Tagen, die da kommen, wird gescheh'n.
Asiens Gemeinden weiset dir der goldnen Leuchter Zahl,
Und ein Gleichniß ihrer Engel siehst du in der Sterne Strahl."

Tiefgeheime Offenbarung tönt nun heller an sein Ohr,
Wunderbare Geistgestalten steigen seinem Blick empor,
Die der Kirche Schicksal künden und der Sterblichen Gericht,
Wenn der Zeiten Lauf sich neiget und die Erde niederbricht.

Und er sieht den Thron des Höchsten, sieht das Buch mit sieben Siegeln,
Das allein dem Dulderlamme ward verstattet zu entriegeln;
Sieht die Leiter des Verderbens, höret der Posaune Schall,
Sieht den Mond wie Blut geröthet und der Sterne jähen Fall;

Sieht die ausgegossnen Plagen und der alten Schlange Wuth,
Babels Sturz, den Kampf der Wahrheit und der Hingewürgten Blut;
Bis der Satan festgebunden endlich tausend Jahre liegt,
Dann gelöst noch einmal streitet und auf ewig wird besiegt.

Und er sieht den neuen Himmel, neu die Erde aufgebaut,
Wo Jerusalem erglänzet, Zions Stadt, die Gottes Braut.
Ohne Mond und ohne Sonne leuchtet die erstandne Welt,
Da Gott selbst ihr Licht geworden, strahlend sie umfangen hält.

Also im Gesichte gingen dunkle Bilder ihm vorbei,
Und er schrieb sie auf im Buche, daß nicht eins vergessen sei;
Dann den Griffel legt er nieder, blickt noch wie im Traum umher;
Stille war's, nur dumpf an Patmos Felsen brandete das Meer.

Seiner Seele war gegeben der Gewißheit Zuversicht,
Und des Geists geweckte Flamme brannte fort im Wonnelicht;
Hat er doch mit seinen Augen aller Wirren Ziel geseh'n,
Vor des Paradieses Freuden schwanden ihm der Erde Weh'n.

Doch wie hoch er auch begnadet dankend schaute himmelwärts,
Nicht entfremdet thät'ger Liebe seiner Brüder war das Herz.
Und nach Ephesos die Blicke hat er sehnend hingekehrt,
Wo den Hirten tiefbekümmert die Gemeinde lang entbehrt.

Horch, da tönen Ruderschläge! Seinen Namen ruft man aus.
Bald Geräusch von Männertritten. Näher klimmt's zum Felsenhaus.
Freunde sind es, die ihn suchen. Freiheit künden sie ihm an;
Durch den Haß der eignen Gattin fiel zu Rom Domitian.

Und sie küssen ihn mit Thränen; zu dem Schiffe folgt der Greis.
Von der Lüfte Hauch beflügelt furcht der Kiel die Wellen leis.
Ephesos mit hohen Zinnen ragt zum Abendhimmel auf.
Glücklich ist die Fahrt geendet, und zur Küste geht der Lauf.

Schon am Ufer wartet seiner frohbewegt die Christenmenge.
Wie sie ihm entgegenjubeln! Welch Verlangen, welch Gedränge!

Jeder will zuerst ihn schauen, fassen, drücken seine Hand,
Kann er diese nicht erreichen, doch berühren sein Gewand.

Und so wirkte Jahr' um Jahre der Apostel lehrend fort;
Silberweiß ist seine Locke, schwach und schwächer tönt sein Wort.
Neunzig Sommer sah er fliehen, und die Kraft der Stimme bricht,
Doch er läßt nicht ab vom Werke, nicht von treuer Hirtenpflicht.

Als zuletzt die Füße selber ihren Dienst dem Greis versagen,
Sieht man ihn von Jünglingshänden zur Gemeinde hingetragen.
Kaum vermag er noch zu sprechen, nur sein Aug' glänzt wunderbar;
Nur die Worte: „Liebt Euch, Kindlein!“ spricht er langsam, warm und klar.

„Liebt Euch, Kinder!“ ist das Einz'ge, was zu sagen er vermag,
Und dieß Einz'ge wiederholt er vor dem Volke jeden Tag;
Der Gebote ganze Summe faßt des Nächsten Liebe ja;
Wer es hält und wer es übet, bleibt auch Christi Wesen nah.

„Liebt Euch, Kinder!“ ruft Johannes, und sein Auge schließt sich zu.
Ueber seinen milden Zügen schwebte tiefe Friedensruh';
Hat er doch im Geistgesichte aller Wirren Ziel geschaut,
Den Triumph der Kirche Christi und den Sieg der Gottesbraut!

Lieder,

von

Friedrich Anacker.

1.

Wahrheit.

ahrheit ist ein Gottesbote!
Von der Erde nicht'gen Träumen
Unsre Herzen zu befrein,
Steigt sie aus des Himmels Räumen,
Zieht in unsre Brust hinein.
Wie der Sterne sanfte Klarheit,
Lehret uns der Strahl der Wahrheit
Ordnung, Einklang und Bestand.

Wahrheit ist ein Kampfesherold!
„Auf zum Streite, auf zum Streite"
Ruft sie, „gegen Sünd' und Wahn!"
Herr der Wahrheit, hilf und leite
Du die Kämpfer himmelan!
Wahrheit läßt sich nicht erdrücken,
Vor der Lüge sich zu bücken
Wehrt sie siegreich ihrem Freund.

Wahrheit ist ein Friedensengel!
Wo sie herrschet schon hienieden,
Knüpfet sie ein Freundschaftsband,
Bringt sie süßen Himmelsfrieden,
Fügt versöhnend Hand in Hand.
Alle Freunde ew'ger Wahrheit
Einigt einst die höchste Klarheit,
Nach dem Streit, an Gottes Thron!

2.

Das Gebet.

Mel. Befiel du deine Wege 2c.

In allen deinen Sachen
Vertrau dich Gott dem Herrn!
Er weiß es wohl zu machen
Und hört die Bitten gern.
Du darfst ihm Alles sagen,
Was je dein Herz begehrt;
Du darfst ihm Alles klagen
Was deine Brust beschwert.

Verschweig ihm keine Sorgen,
Verbirg vor ihm kein Leid!
Ihm bleibt doch nicht verborgen
Je deine Sorglichkeit.
Sprich aus getrosten Muthes,
Was du begehrst zu schaun;
Der Geber jedes Gutes
Verdienet solch Vertraun.

Und sollt' es dich bedünken,
Du sähst nicht, was dir frommt:
O laß den Muth nicht sinken,
Bet nur: die Klarheit kommt!
Wenn du in deinem Beten
Das Rechte siehst nicht gleich,
Wird dich der Geist vertreten
Mit Seufzern tief und reich.

Bet nur in Jesu Namen!
Solch Bitten wird erhört.
Gebet streut einen Saamen,
Deß Wachsthum gar nichts stört.
Sprich nur in frommer Stille:
„Mein Wissen ist oft Schein,
Geschieht nur, Herr, dein Wille,
So füg' ich mich darein!"

Und glaube nur recht feste,
Daß Gott dein Flehn erhört,
Und daß er dir das Beste,
Was er nur hat, gewährt!
Ob nun dein Wunsch erfüllet,
Ob er dir ward versagt,
Gleichviel! Wird doch gestillet
Der Kummer, der dich plagt.

Und ist sie dann geschieden
Des Jammers letzte Pein,
Dann ziehet Gottes Frieden
An ihrer Stelle ein.

Dann kannst du freudig blicken
Zum Vater himmelwärts,
Und kannst dich willig schicken
Auch in den größten Schmerz.

Hast du in seel'gen Stunden
Bei gläubigem Gebet
In tiefster Seel' empfunden,
Wer hilfreich bei dir steht,
O laß dir diesen Glauben
In jeglicher Gefahr
Durch keinen Zweifel rauben:
Was du gefühlt, ist wahr!

Vertrau' dem heil'gen Zuge,
Der dich zum Vater zieht!
Schwing dich in kühnem Fluge
In's himmlische Gebiet!
Vergiß der Erde Sorgen,
Vergiß der Erde Tand!
So ruhst du wohl geborgen
In Gottes treuer Hand!

Der gebetene Gast.

Eine Legende

erzählt von

Dr. August Wildenhahn.

or langer, langer Zeit, als die Hütten der Armen noch meistens Hütten Gottes auf Erden waren, lebte ein armer Tagelöhner mit Weib und Kind, äußerlich zwar in großer Dürftigkeit, innerlich aber in großer Zufriedenheit; bekanntlich eine gar seltne Lebenskunst, absonderlich in unserer Zeit, wo ein Herz, das mit seinem Geschick und mit seinem Gott und Herrn zufrieden ist, zu den Raritäten gehört.

Lambert war eine ehrliche treue Haut, die sich gar oft selber zu Markte trug, aber so blutwenig aus sich löste, daß man's nicht begriff, wie er dennoch dabei bestehen und leben konnte. Die Leute sagten von ihm, er hätte einen Heckpfennig, und wollten sogar in der großen Truhe, die in seiner Kammer stand, das silberne Stücklein Zaubergeld gesehen haben; Andere meinten des Tagelöhners Hausfrau, *Brigitta* geheißen, besitze, gleich der Wittwe von Zerpath, ein Mehlfäßlein, das nimmer leer würde und sich immer wieder von selber fülle. Wieder andere suchten den Zaubersegen sogar in dem Knaben Erich, dem einzigen Kinde dieser armen Leute, das ein Sonntagskind sei, und dem die Engel alles im Schlafe zubrächten.

Erich war aber auch ein Kind, das seines Gleichen wohl zehn Meilen in der Runde nicht hatte. Obgleich er erst zehn Jahr alt war, war er doch am Geist gereift, daß er mit den verständigsten und klüg-

sten Leuten reden, und sie oft genug in Verlegenheit bringen konnte um der Fragen und Antworten willen, die er that und gab. Seine Eltern zumal konnten sich in des Söhnleins Rede gar nicht schicken, so weit gingen sie über ihr eigenes Verständniß hinaus; und wenn Erich über Gott und göttliche Dinge mit ihnen redete, saßen sie da, wie der Schüler vor dem Meister und sagten eins zu dem Andern: Unser Sohn wird einmal ein großer Mann werden.

Nun traf es sich daß Erich anfing zu kränkeln, und aß wenig und trank wenig und war doch dabei nicht so krank, daß er sich hätte müssen zu Bette legen. Auch klagte er über keinerlei Schmerz, und antwortete, wenn er gefragt wurde, was ihm fehle, immer: Nichts, gar Nichts! Ich bin ja gesund und fröhlich! Aber seine Fröhlichkeit war so bitterlich anzusehen, daß den Aeltern das Herz dabei wehe that, und seine Gesundheit glich einer Rosenblüte, die abgeknickt ist und doch nicht absterben kann, weil noch immer ein wenig Lebenssaft ihr zufließt und die doch auch zu sehr geknickt ist, als daß sie sich wieder erholen könnte. Die armen Aeltern fragten alle Aerzte, alle Schäfer und Hirten, alle Kräutersammler um Rath und Hilfe, aber sie alle schüttelten die Köpfe und sagten der Knabe habe einen Wurm am Herzen, den könne Niemand tödten und wegnehmen.

Nun wohnte dem Tagelöhner gegenüber ein reicher Mann, der hatte großes Gut und viel Land und Boden und baute alle Jahre eine neue Scheune, lebte aber dabei aus großem Geize und schändlicher Habsucht nichts weniger als herrlich und in Freuden. Er hieß Zachäus, fast wie zum Spotte, denn er war fast riesenhaft von Person und war seiner Gemüthsart nach immer bereit, sich dem Herrn, seinem Gott, trotzig in den Weg zu stellen und kam es ihm nie in den Sinn, sich wie sein Namensvetter, der Zöllner Zachäus, dem Herrn zu Füßen zu werfen und zu sprechen: Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder. Der hatte auch ein Weib, das hieß Sabina, nicht aber etwa um ihrer Schönheit willen, daß sie wäre wie einst die Sabinerinnen geraubt worden, denn sie war fast häßlich von Gestalt,

aber weil sie ein großes Erbe besaß, hatte Zachäus sich dessen getröstet und sie zum Weibe genommen, und war somit ein gar reicher Mann geworden. Wie es aber so geht unter den Menschen, welche die Güter der Erde zu ihren Göttern machen und dabei des einen lebendigen Gottes längst vergessen haben und immer mehr der Welt und ihrer Lust verfallen, so auch hier. Zachäus ward seines häßlichen Weibes bald überdrüssig, und da er ihr Erbe sicher in Händen hatte, wünschte er sehnlichst bald Wittwer zu werden, und war es nicht seine Schuld, wenn Sabina um der häßlichen und giftigen Stachelreden willen, die er ihr täglich ins Herz bohrte, sich nicht zu Tode grämte. Aber Sabina trug Alles in christlicher Geduld und stellte ihre Sache dem anheim, der da recht richtet. Sie hatten keine Kinder und Zachäus verlangte auch nicht darnach; aber desto mehr verlangte es ihm nach dem letzten Stündlein seiner lieben Gemahlin! Wenn sie gesund war, machte er ein bitterböses Gesicht und war immer erfindrisch in allerlei herzangreifenden Redensarten; wenn sie aber ein wenig kränkelte, war er die Herzensfröhlichkeit und Zärtlichkeit selber und trug sie fast auf den Händen, in Hoffnung, daß sie nun bald Todes verfahren und ihn in den Stand setzen werde, eine andere zu freien. Das wollte aber immer nicht werden also daß Zachäus eines Tages in großem Zorne zu ihr sagte, sie wäre wie das Unkraut auf seinem Felde, wenn es auch abgemäht und ausgerauft wäre, es käme doch immer wieder und blühete frischer denn zuvor.

Endlich aber traf sich's doch daß Sabina ernstlich erkrankte und fing an abzuzehren und redete selber von ihrem Tode. Da war denn Zachäus gar zärtlich und freundlich und saß Tag und Nacht an ihrem Bette und zählte ihre Athemzüge und trauerte im Voraus über den Verlust einer so herzlieben Seele. Aber das letzte Stündlein wollte nicht kommen; Sabina lag eigentlich immer im Sterben und konnte doch nicht sterben, genau so wie Erich, der Knabe, und war somit in beiden Nachbarhäusern viel Trauer und Herzeleid, obschon in jedem Hause von anderer Ursache und Gestalt. Eines Abends nun, als Lambert von seiner sauern Tagesarbeit nach Hause gekommen war und ihm

seine treue Brigitta das Abendbrot auftrug und Erich in seinem Bettlein lag und schlief stellten sich beide, wie sie immer thaten, um den Tisch und beteten:

Komm, Herr Jesu Christ, und sei unser Gast,
Und segne uns, was Du bescheeret hast.

Kaum hatten sie sich zu Tische gesetzt um die magere Suppe zu essen, da klopfte es an die Thür. Herein! riefen sie alle Beide wie aus einem Munde. Und siehe, da trat ein Wanderer herein, der war in ein langes dunkles Kleid gehüllt und langes goldgelbes Haar floß um seine Schultern, und ein gebogner Stab ruhte in seiner Hand. Und sein Angesicht war, obschon bleich und matt, doch gar lieblich anzuschauen.

Der Wandrer bot einen freundlichen Gruß und sprach: „Ich habe mich von der rechten Straße verirrt und bin müde und hungrig. Wollt Ihr mir Obdach und Speise geben?" „O gern," antworteten die Beiden. Und während Brigitta einen dritten Löffel herbeiholte, trug Lambert einen dritten Stuhl an den Tisch, und der Wanderer setzte sich und aß und trank. Und da war's denn gar merkwürdig, daß die Suppe in der Schüssel immer die gleiche Höhe hielt, obgleich alle drei gar eifrig davon aßen; und als sie endlich alle drei satt waren, war die Schüssel genau noch so gefüllt wie vorher. Die Eheleute sahen sich einander fragend an, aber keines hatte den Muth, seine Verwunderung auszusprechen; nur als ihre Blicke auf den Gast fielen, der still und friedlich lächelnd da saß, standen sie Beide auf und beteten:

Wir danken Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du unser Gast gewesen bist.

„Ihr habt ein krankes Kind," sagte nun der Wanderer." Wollt Ihr nicht daß es genese?"

Da sagte der Mann: „Ach ja, Herr! Wenn es sonst des Herrn Wille wäre!" Und die Frau setzte hinzu: „Unser Erich ist in des Herrn Hand; er thue mit ihm, wie es ihm gefällt." Darauf trat der Wandrer an des Kindleins Bett und legte seine Hand auf des Knaben Stirn. Und als er solches that, ging über des Kindes Antlitz

ein seliges Lächeln als sei ihm eine Freude aufgegangen wie die Engel im Himmel sich freuen. Und zugleich erfüllte ein helles Licht, das weißer war wie der Schnee und wie mit Messern in die Augen schnitt, das ganze Gemach, also daß die beiden Aeltern mit den Händen ihre Augen bedecken mußten. Und als sie dieselben wieder aufschlugen war der Wanderer verschwunden, und als sie an das Bettlein traten, lag Erich da und schlief so still und seligen Antlitzes, daß sie fast sehr erschraken. Und als sie seine Hände faßten, merkten sie, daß sie kalt waren. Des Knaben Seele war nicht mehr in seinem Leibe.

Und als ein Jedes von ihnen mit seinen Thränen des Kindes Angesicht und Hände benetzt hatte, sprachen sie: „Es ist wahr, unser Kind ist nun genesen! Ist nicht den Kindern das Himmelreich? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Nach einigen Tagen trat der Nachbar Zachäus bei Lambert ein und fragte, ob's denn wahr sei, daß der Knabe Erich so unerwartet gestorben, und ob wirklich ein fremder Arzt dagewesen, der dem Kinde einen Trank eingegeben habe, woran es gestorben sei. Lambert lächelte wehmüthig, und sagte: „Ja, ein fremder Arzt ist dagewesen; aber den bittern Todestrank hat der Arzt selber getrunken und da ist mein Kind gestorben, auf daß es lebe."

Zachäus schüttelte verwunderlich den Kopf, denn er verstand von solcher Rede kein Wörtlein und hielt sich nur daran, daß wirklich ein fremder Arzt dagewesen, und Erich in Folge dieses ärztlichen Besuches bald und schnell gestorben sei. Nun sagen zwar die Spötter unter den Leuten, daß solches nicht gar so verwunderlich sei, sintemal es auch in unserer Zeit noch gar wohl geschehe, und gar natürlich erklärt werden könne; aber Lambert ahnete nicht, daß sein reicher Nachbar seine Rede würde in solcher Weise fassen und deuten.

Zachäus sandte nun Boten aus nach allen Richtungen und ging selber und erkundigte sich nach dem fremden Arzte, wie er ihn sich hatte seiner Kleidung und Gestalt nach von Lambert beschreiben lassen. Aber

Niemand wollte ihn gesehen haben. Tag verging auf Tag, und zuletzt Woche auf Woche. Die Boten kehrten alle wieder zurück unverrichteter Sache. Frau Sabina lag zu Hause immer noch auf dem Krankenbette und ächzte schwer und tief, und ihr Ehemann nahm alle Tage mehrmals von ihr Abschied, und fügte sich mit lauten Seufzern in das unvermeidliche schwere Geschick, und Sabina konnte doch nicht ersterben.

Da kam Zachäus wieder zu Lambert und fragte weiter nach, wie es gekommen, und wie er's angefangen habe, daß der fremde Arzt bei ihm eingetreten, und ob und wie viel er ihm Honorar versprochen und gegeben habe. Da lächelte Lambert wieder wehmüthig und sprach: „Ich habe ihn allerdings gebeten, daß er möchte zu uns kommen, und was das Honorar betrifft, das waren ein Paar helle und warme Tröpflein aus dem Brünnlein Gottes in der Menschen Herzen."

Und Zachäus schüttelte abermals verwunderlich den Kopf und sagte zuletzt: Ihr habt ihn selber gebeten? Habt Ihr denn nicht zu ihm geschickt?"

„Ja," antwortete Lambert, „ich habe Boten zu ihm geschickt." „Ei," fuhr Zachäus ärgerlich auf, „das sagt Ihr mir erst jetzt? Ihr wißt also, wo er wohnt? Sagt mir schnell an, wer sind die Boten gewesen?"

Lambert lächelte und sprach: „Der fremde Arzt wohnt allerdings sehr weit von hier oder viel mehr sehr weit von Euch, Nachbar Zachäus, da Ihr ihn ja gar nicht kennt und er wohnt in der großen wunderbaren Stadt, die heißt Neu-Jerusalem und liegt in der neuen Erde mit dem neuen Himmel. Und der Boten, die ich zu ihm geschickt habe, sind drei, und heißen der erste Bitte, der zweite Gebet und der dritte Seufzer."

Da schüttelte Zachäus noch viel verwunderlicher denn zuvor den Kopf, strich sich endlich mit der Hand daran, und sagte: „Ich merke nun, Ihr redet in gar verblümten Redensarten und es wird wohl zuletzt Alles nur auf Sympathie hinauskommen, und auf ein Zaubersprüchlein; und sagt mir nur immer Beides an."

„Ja," antwortete Lambert, „auf Sympathie, wenn solches Mitleiden heißt, kommt Alles hin, nämlich auf das Mitleid mit uns und auf das Leiden mit ihm. Und das Zaubersprüchlein heißt:

Komm, Herr Jesu Christ, und sei unser Gast,
Und segne uns was Du bescheeret hast.

Zachäus konnte das gar nicht begreifen, obschon ihm der Name dessen, der zu Gaste geladen wurde, nicht fremd und er sogar auf ihn getauft war; aber er machte sich darüber keinerlei Gedanken, ließ sich das Zaubersprüchlein so lange vorsagen, bis er es auswendig wußte, was etwa nach einem Viertelstündlein gelang, und ging dann froher Hoffnung davon.

Als der Abend gekommen war, setzte sich Zachäus an seines Weibes Bett und tröstete sie gar liebreich in ihrer Leibes- und Lebensnoth und sagte, das Sterben sei doch gar hübsch, weil da alle Noth ein Ende habe und mit dem letzten Athemzuge wäre Alles abgethan, es käme also nur darauf an, den letzten Athemzug zu thun; und als er sothaner Weise sein und seines Weibes Herz auf den Eintritt des fremden Arztes vorbereitet hatte, hob er sein Zaubersprüchlein an und sagte es, um seiner Sache sicher zu sein, dreimal nach einander her. Aber der gebetene Gast wollte nicht kommen. Da sagte endlich die Kranke: „Lieber Mann, ich bin zwar sterbenskrank und habe alle eiteln und irdischen Gedanken und alle leiblichen Wünsche aus meinem Herzen verbannt; aber doch ist's mir, als verlangte es mich nach einer kräftigen Suppe. Ich glaube Dein Sprüchlein ist daran Schuld, weil das vom Essen redet."

Zachäus erschrak zwar anfangs, wie seine herzliebe Sabina auf einmal wieder eine so sonderbarliche Lebenslust an den Tag legte, aber er sah doch bald ein und tröstete sich dessen, daß sonder Zweifel das geheime Tränkchen in der Suppe verabreicht werde und daß der gebetene Gast ja eigentlich gar nicht kommen könne, weil gar kein Essen aufgetragen war. Er ließ also eiligst durch die Magd eine Suppe bereiten, dick und schwer genug, daß ein hungriger Magen sich daran erlaben und stärken konnte. Dann setzte er die Schüssel auf den Tisch ans

Bett, legte drei Löffel dazu, einen für die Kranke, den andern für sich und den dritten für den fremden Arzt und hob sein Sprüchlein abermals an.

Und siehe, da währte es auch gar nicht lange, als es an die Thüre klopfte, und als Zachäus mit klopfendem Herzen herein rief, trat herein ein gar armer Bettler mit halbnackten Füßen und fast schäbigem Gewande, und grüßte freundlich und bat zur Stillung seines Hungers um ein Stücklein Brot. Als Zachäus diesen Bettler sah, ergrimmte er im Geiste über diese ärgerliche Täuschung und rief denselben hart und barsch zu: „Ei was wollt Ihr? Ihr seid nicht gebeten! Ihr seid ein Taugenichts und Tagedieb und wollt nicht arbeiten! Fort mit Euch!"

Da warf der Bettler einen herzangreifenden Blick auf Zachäus und verzog noch ein Wenig, wie in Hoffnung, daß der harte Befehl werde zurückgenommen werden. Als aber der unbarmherzige Wirth seine Drohung in noch heftigeren Worten wiederholte, schritt der Bettler tiefbetrübt zur Thüre hinaus. Nach einigen Minuten aber dachte Zachäus: Wie, wenn der Bettler doch der gebetene Gast gewesen wäre! Und augenblicklich stand er auf und lief hinaus auf die Straße und fand den Bettler bald wie er langsam und mühsam seinen Weg dahin ging. „Freund," sagte er zu ihm, „ich habe mich anders besonnen. Versteht Ihr euch etwa auch auf die Kräuter? Seid Ihr vielleicht ein Arzt?"

„Ja," sagte der Bettler, „ich bin ein Arzt der Kranken und Schwachen." „Ei, da kehrt nur gleich wieder um," fuhr Zachäus fort, und war mit einem Male gar freundlich und zuthulich, „und nehmt mir meine harten Worte nicht übel! Wer sieht es aber Eurem Kleide an, daß ihr ein Arzt seid. Kommt nun und setzt Euch an meinen Tisch und esset Euch satt; und für Eure Kunst wird sich ein wenig Arbeit finden."

Da ging der Bettler mit dem Zachäus ins Haus zurück, und setzte sich hin und aß und Zachäus aß auch mit, desgleichen die todtkranke Hausfrau.

Als aber Zachäus den ersten Löffel Suppe zu sich genommen hatte, ward er gar unruhig und rieb sich mit der Hand auf der Brust und sagte: „Was ist das für Suppe! Die brennt wie Feuer im Herzen und frißt wie ein Wurm an der Seele! Hilfe, ich muß verbrennen!"

Da erhob sich der Bettler und aus seinen Augen leuchtete es wie der Blitz, und er sprach wie im Tone eines gewaltigen Richters: „Sorge nicht, du Schalksknecht! Das Feuer wird Dich nicht tödten, und der Wurm wird so lange zehren an Deiner Seele, als das Gericht über Dich dauert."

Und zu dem Weibe sprach er: „Stehe auf!"

Da stand das Weib wie neugeboren von ihrem Lager auf, und wollte dem wunderbaren Arzte zu Füßen fallen, sah aber, daß derselbe aus dem Zimmer verschwunden war.

Und von dem Tage an war Zachäus ein geschlagener Mann; und litt täglich und stündlich an der Pein des Gerichts in seiner Seele. Aber sein Herz wollte nicht erweichen; er gerieth in gräuliche Gotteslästerungen und starb nach einem Jahre unter großer Pein. Sabina aber erkannte alle ihre Sünden und that Buße in Sack und Asche und verkaufte alle ihre Güter und gab sie den Armen. Und als sie nach einigen Jahren starb, fielen die Thränen aller Armen in der ganzen Umgegend auf ihr Grab.

Die Kürbisflasche.

Legende

von

J. F. Castelli.

s klagte sich ein böser Rittersmann
Bei einem heil'gen Eremiten an,

Erzählte ihm sein Leben voller Sünden
Und frug ihn, wie er Gnade könne finden.

„Nimm diese Kürbisflasch' und füll' sie an
Mit Wasser!“ sprach darauf der heil'ge Mann.

„„Wie? nur so Weniges soll ich vollführen?
Und dafür wollt Ihr mich dann absolviren?““

„Wenn diese Flasch' mit Wasser voll sein wird,
So bist Du ohnedieß schon absolvirt!“

Der Ritter ging damit zur nächsten Quelle,
Doch als er naht, versiegte sie zur Stelle.

Er ging zum Bach, der sonst an Wasser reich,
Doch wie er naht, vertrocknet dieser gleich.

Er ging zum Fluß, doch wie er kam dahin,
Fand er nicht einen Tropfen Wasser drin.

Erschrocken ging er dann sogar zum Meer,
Doch netzte sich die Flasche nicht, blieb leer.

Nachdem ein Jahr er so versucht sein Glück,
Kam wieder er zum heil'gen Mann zurück.

„„Du hieltest mich zum Narren, — schrie er, — Wicht!““
Und schlug den Eremiten in's Gesicht.

Der heil'ge Mann doch flehte um Erbarmen
Zu Gott für den Verblendeten, den Armen.

„„Bitt für Dich selber, daß Dir Gnade werde!““
Der Ritter schrie, und schleudert' ihn zur Erde.

Und stieß, vor Wuth sich selber kaum bewußt,
Sein Schwert dem heil'gen Manne in die Brust.

Hinsterbend fleht der Eremit auf's Neue:
„Verzeih ihm Herr, so wie ich ihm verzeihe!“

Als nun die Leiche sah der Rittersmann,
Da wandelt plötzlich ihn ein Grauen an.

Es wurde weich sein hartes böses Herz,
Es faßt' ihn wahrer Reue tiefer Schmerz.

Er fing gleich einem Kind zu weinen an
Und fiel zu Füßen dem verblichnen Mann.

Er weinte bitterlich, er weinte viel
Und Thrän' auf Thräne in die Flasche fiel.

Und von dem Wasser, das dem Aug' entquoll,
Ward auch die Flasche dann bis oben voll.

Er aber weinte immer fort ohn' Ende,
Da hob die Leich', ihn segnend, ihre Hände.

Viel Thränen nahm die Flasche nicht mehr auf,
Die flossen in den Bach und Fluß darauf.

Seitdem giebt dieses Wasser vielen Kranken
Genesung wieder, drob dem Herrn sie danken.

Arm und Reich.

Von

Carl Manitius.



Die Welt ist weit und überall des Herrn,
Wo sich des Himmels ehrner Bogen spannt;
Ob auch die Scholle
Hier mehr, dort minder zolle,
Es grüßt der Morgen- und der Abendstern
Die Erde als Ein Vaterland,
Und heißt, ob nah, ob fern,
Den Regionen droben sie verwandt.

Die Ahnung schwingt mit heilgem Seraphflug
Sich himmelwärts in's Universum auf;
Im Doppelglanze
Schaut sie das große Ganze.
Der Welten myriadenfacher Zug,
So weit empor zu ihrem Lauf,
Die kühnste Forschung trug,
Geht ihr in Harmonie und Wohlklang auf.

Wie die Planeten um die Sonne fort,
Die Sonnen sich um eine Sonne drehn,
Und dunkle Erden
Zu lichten Sternen werden,
So eint auch zum melodischen Accord
Das sich durchkreisende Getön,
Die Geister hier und dort
Ein ewger Geist in unsichtbaren Höhn.

Drum dünke, wem die beßre Hore lacht,
Nicht sich allein erwählt zum Himmelreich,
Gen Süd, gen Norden,
Im Troß der rohsten Horden,
Schlägt, ob zu leiser Ahnung kaum erwacht,
Auch wohl ein Herz dem deinen gleich.
Und Der's zum Tempel sich gemacht,
Vor Ihm ist jedes arm, ist jedes reich.

Gedichte

von

Adolf Bube.

1.

Ernst des Frommen Bibel.

Ein zarter Fürstenknabe
Schrieb auf ein Blatt Papier:
„Lieb' Mutter, eine Gabe
Wünsch' ich zur Weihnacht mir.

Bitt' Dir doch aus die Bibel
Für mich vom heil'gen Christ;
Sie sei auch meine Fibel,
Da sie die Deine ist."

Die Mutter sah die Zeilen
Und küßte still das Kind;
Sie schickte sonder Weilen
Fort nach dem Angebind'.

Und als im Kerzenschimmer
Der Weihnachtsabend kam,
Gab's in der Mutter Zimmer
Geschenke wundersam.

Auf kleinem Hausaltare,
Bedeckt von rothem Tuch,
Vor hellem Kerzenpaare
Lag frei das Gottesbuch.

Der freudetrunk'ne Knabe
Ließ allen Flittertand
Und nahm allein d i e Gabe
Mit Ehrfurcht in die Hand.

Er gab der Mutter sinnig
Des Dankes Zeichen kund;
Sie freute sich herzinnig
Und küßt' ihm Stirn und Mund.

Sie ließ ihn mit dem Buche
In stiller Lust allein;
Er las in einem Zuge
Und las sich tief hinein.

Er las, indeß die Kerzen
Verbrannten unbemerkt,
Und fühlt in Geist und Herzen
Sich wunderbar gestärkt.

Er las nun alle Morgen,
Las alle Abend d'rin;
Es blieb ihm nicht verborgen
Der Offenbarung Sinn.

Er las daraus, was nütze
Zur Lehr' und Beff'rung ist,
Was vor der Sünde schütze,
Und ward ein echter Christ.

Er ward ein Fürst vollkommen
Nach Gottes heil'gem Wort.
Man nannt' ihn Ernst den Frommen
Und ehrt ihn fort und fort.

2.

Schuldlos.

Schlägt unser Herz in Frieden,
Von Wahn und Sünden rein,
So können wir hienieden
Stets froh und glücklich sein.

Der Jugend Rosenstunden,
Der Liebe Wonnetraum
Sind schnell dahingeschwunden,
Wie Duft und Wellenschaum.

Was wir durch Fleiß erringen,
All' unser Hab' und Gut
Kann über Nacht verschlingen
Meersturm und Flammenwuth.

Doch können wir hienieden
Noch froh und glücklich sein,
Schlägt nur das Herz in Frieden,
Von Wahn und Sünden rein!

3.

Das Kirchlein.

Auf grünem Hügel steht
Das Kirchlein noch so traut,
Von Linden kühl umweht,
Wie ich es sonst geschaut.

Aus seiner Pforte klingt
Gesang, der innig rührt,
Die Seele mir beschwingt
Und in die Kindheit führt.

Schnell such' ich auf den Ort,
Wo ich so oft gekniet,
Gelauscht dem Gotteswort,
Gesungen manches Lied.

Wo Christi Bildniß steht,
Giebt wieder sich mein Sinn
Frommgläubig im Gebet
Dem Herrn und Vater hin.

Da seh' ich wunderbar
Um mich vereint geschwind
Der Schulgenossen Schaar
Und werde so zum Kind.

4.

Gellert und der Landmann.

Der Winter haucht' an's Fensterglas
Eisblumen und Demantgeflimmer:
Der fromme Dichter Gellert saß
Voll Seelenleid im stillen Zimmer.

Die Thüre that sich knarrend auf,
Ein Landmann trat herein, sich bückend,
Ließ seinem Herzensdrange Lauf,
Sein Käppchen in den Händen drückend:

„Ihr, Herr, Ihr habt so warm und klar
Das schöne Fabelbuch gedichtet,
Das mich ergriffen wunderbar,
Das mich belehrt und aufgerichtet.

Und mit mir haben Kind und Weib
Nach Tageslast in Feierstunden
Daran erhoben Seel und Leib,
Daran die reinste Lust empfunden.

D'rum wünschen wir, aus Dankbarkeit
Euch eine Freude zu gewähren, —
Euch in der strengen Winterzeit
Die Ofenglut mit Holz zu nähren.

Dort seht Ihr stehen vor dem Haus
Den schweren, hochgeladnen Wagen:
Das dürre Holz — ach! schlagt's nicht aus,
Laßt's mich in Euren Schoppen tragen."

Das rührte tief des Dichters Brust,
Er sprach: „„Dem Herrn sei Dank gesendet,
Daß solchen Segen, solche Lust
Die schlichten Fabeln Euch gespendet.

Auch dank' ich Euch für Euren Dank,
Der mir die Seele hoch erhoben,
Als sie verzagend schon versank,
Von Schmerz und Traurigkeit umwoben.""

Der Hut.

Mittheilung

von

Dr. Gustav Klemm.

Es sind bereits mehr als hundert Jahr verflossen, seitdem Gellert die kostbare Geschichte von dem Hute geschrieben hat, der seine Form bis dahin bereits oft gewechselt hatte und seitdem in solchem Wechsel der Form fortwährend weiter gegangen. Und doch ist hier nur von den Hüten der modernen Europäer die Rede!

Wollen wir nun die Betrachtung weiter ausdehnen und sowohl das Alterthum, als auch die entferntern Zonen in den Kreis derselben ziehen, so stellt sich uns eine überaus reiche Fülle von Formen dar, die sich allesammt jedoch auf eine einzige Grundform zurückführen lassen. Der Hut — das den Kopf schützende und schirmende Kleidungsstück — besteht aus der eigentlichen Hülle des Kopfes, die bald die Halbkugel, bald das halbe Ei, bald den Kegel darstellt, und dem, den untern Rand desselben umgebenden Schirm, dessen Zweck es ist, Augen, Stirn, Ohren und Nacken der unmittelbaren Einwirkung des Regens oder der Sonnenstrahlen zu entziehen. Dieser Schirm oder Rand ist nun bald breiter, bald schmäler, und er ist in Gellerts Fabel der wesentliche Gegenstand der Betrachtung. Clima, Beschäftigung und Stand seiner Träger sind maßgebend für die Form desselben. Nicht minder mannichfaltig ist der Stoff, aus welchen die Menschen ihre Hüte ge-

fertigt haben; wir finden sie in der gemäßigten Zone aus Filz, woraus auch Gellerts Hut bestand, aus Halmen und Blättern, aus Pappendeckel mit Ueberzug aus Seidenstoff, Sammet und Tuch, aus Leder, ja aus Metall, wenn es gilt, das Haupt gegen die Waffen des Gegners zu beschirmen.

Der Hut als Schirm gegen Platzregen und Sonnenstrahl ist in der tropischen Zone der alten Welt, namentlich Asiens, einheimisch, denn die schwarzhäutige Bevölkerung von Afrika hat in der dicken Wollendecke, welche ihren Schädel umhüllt, einen genügenden Schutz dagegen. Wohl aber finden wir, daß manche Stämme der Hindu, dann die Malayen, die Bewohner von Manilla, vornehmlich aber die Chinesen in den südlichen Theilen des Reiches ihr Haupt mit einem kegelförmigen Hute bedecken, der, einen weitabstehenden Rand bildend, ein treffliches Schirmdach gegen Sonnenstrahl und Regengüsse abgiebt. Diese Hüte sind theils aus den Schalen des Bambusrohrs, theils aus den Blättern dieser nützlichen Rohrpflanze gefertigt und daher überaus leicht und billig herzustellen. Die Bambusblätter, die mit den unserer Teichkolben große Aehnlichkeit haben, bilden den Grundstoff und sie sind mit einem Netzwerk von feingespaltenen Schalen derselben Pflanze überzogen. Auf Manilla hat dieser Hut eine mehr schüsselartige Gestalt, auch ist er nur aus Rohrhalmen geflochten und oben mit einer oft sehr kostbaren silbernen Platte verziert. Der chinesische Matrose trägt einen kleineren Hut aus geflochtenen dünnen Rotanghalmen, der in der Form der der europäischen Matrosen gleichkommt.

Nächstdem finden wir aber auch in Asien den Filzhut, der natürlich nur bei solchen Völkern vorkommen kann, welche wolletragende Heerdenthiere ziehen, wie das Schaf und das Dromedar. Wir finden denselben in China, wo er eine hohle Halbkugel darstellt, deren eine Seite meist weiß ist, während die andere braun oder violett gefärbt, mit einem Sammetrande versehen und mit bunter Seide gestickt ist. Diesen Hut tragen die höhern Classen in den Städten meist zur Winterzeit.

Wir treffen nun aber auch eine Art Hut bei den Kirgisen, der

namentlich dem Nacken eine schützende Decke darbietet. Der Hut selbst ist hoch und mannichfach verziert, in der Regel aber von dunkler Farbe. Den Filz fertigen diese Völker meist aus den Haaren der Cameele und Schaafe, womit sie auch ihre beweglichen Hütten zu bedecken pflegen. Seine Form ist unwandelbar immer dieselbe geblieben.

Wenden wir uns nach Europa, so finden wir in der ältesten Zeit den Hut vorzugsweise als ein den Reisenden eigenthümliches Kleidungsstück.

In den alten Bildwerken erblicken wir Hermes oder Merkur, den Boten der Götter, mit dem Hute bekleidet, der, um die Schnelligkeit seines Trägers zu bezeichnen, mit Flügeln geschmückt ist. So erscheint der Götterbote auf den alten Vasengemälden in der Tracht der Reisenden.

In der Stadt gingen Griechen wie Römer .stets unbedeckten Hauptes und nur wenn die Sonne allzusehr brannte, legten sie den Zipfel des Mantels über den Kopf.

Wohl aber trugen namentlich die Hirten und Landleute in der römischen Campagna einen Hut, der dem der jetzigen italienischen Landleute sehr ähnlich gewesen sein mag. Die Schiffer dagegen, im schwarzen, wie in den griechischen und italienischen Meeren, bedeckten den Kopf mit jener phrygischen Mütze, in welcher der wandernde Odysseus auf den Denkmälern erscheint und die wir noch heute bei den venetianischen und neapolitanischen Schiffern als eigenthümliche Kopfbedeckung bemerken. Diese Mütze ist für gewöhnlich aus dickem, filzartigem, doppeltem braunen Wollstoff und wohl anderthalb Fuß lang. Festtags tragen die Schiffer rothe Mützen. Es ist dieselbe phrygische Mütze, welche die erste französische Republik als ihr Sinnbild auf Münzen und Denkmalen anwendete.

Der Hut des altitalienischen Landmanns diente unstreitig dem König Servius Tullius ebenso wie dessen übrige Kleidungsstücke zum Modell, als er die waffenpflichtige Mannschaft seines Volkes in Erz kleidete. In den Alterthümersammlungen werden noch jetzt manche dieser Erzhüte aufbewahrt.

Aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller und aus den Denkmälern, die wie die Säulen des Trajan und Antonin uns nordeuropäische Völkertrachten darstellen, wissen wir, daß dieselben keine dem Hute ähnliche Kopfbedeckung hatten. Erst bei weitem später und zwar im Ottonischen Zeitalter erschienen die Strohhüte, die z. B. in dem gemalten Codex des Sachsenspiegels als ziemlich allgemeine Tracht der Landleute, wie der Reisenden bemerkt werden.

Wir finden fernerweit während des Mittelalters den Hut als Eigenthum der Kirche, als Zeichen der Würde bei den Cardinälen und als Pilgerhut bei frommen Wallfahrten. Kirchlichen Ursprungs ist auch der Doctorhut, wie die Universitäten, denen die Verleihung desselben anheim gegeben war.

Die weltlichen höheren Stände trugen in den früheren Zeiten des Mittelalters keine eigentlichen Hüte in unserm Sinne beim friedlichen Verkehr. Man trug bei festlichen Gelegenheiten, wo man nicht im Waffenschmuck erschien, kleine kranzartige Mützen, Schapel genannt. Seit dem 14. Jahrhundert kam von Frankreich eine Kopfbedeckung über den Rhein, welche wegen ihrer mörserartigen Gestalt Mortier genannt ward. Diese Kopfbedeckung war buntfarbig, der emporgeschlagene Rand aber entweder von Pelzwerk oder aus Sammet, mit Stickerei und Edelsteinen geschmückt. Aus diesem Mortier erwuchsen die deutschen Kur- und Fürstenhüte.

Die Entdeckung des Seeweges nach Indien, dann die von America führte den Europäern eine so große Menge neuer Stoffe, neuer Formen in Natur- wie in Gewerberzeugnissen zu, daß sich seit dieser Zeit jener rasche Wechsel in den Moden einstellt, der früher noch nicht dagewesen war. Zunächst wurde Spanien das Hauptquartier der Moden, von wo aus Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutschland neue Formen empfingen.

Von Spanien her kam denn auch die Form des Hutes, welche in den Zeiten Karls V. von den höhern Ständen des christlichen Westeuropa angenommen wurde. Es ist dieß der Hut mit walzenförmigem Kopf und schmalem Rand, über welchem ein Band, eine goldne Schnur

angebracht ist. Zuweilen findet sich auch ein Federbusch daran. Dieser Hut erhielt sich mit mancherlei unwesentlichen Abänderungen bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Von da an wird derselbe mehr kegelförmig, der Rand aber breiter, und es tritt nun die Epoche ein, welche Gellert in seiner Fabel als die erste bezeichnet. Wir sehen auf den niederländischen Bildern diesen Hut bald schwarz, bald weiß, bald braun; er ist meist mit einer Feder geschmückt.

Die Spanisch-Niederländischen Kriege, so wie der große dreißigjährige Krieg brachten bekanntlich eine Veränderung im Kriegswesen, namentlich in der Bewaffnung hervor. Die Kriegsmänner legten allgemach die schweren, gegen das Feuergewehr ohnehin nicht mehr ausreichenden Eisenrüstungen ab, es traf dieß zuerst die Fußbekleidung und die Kopfbedeckung. Es erscheinen leichter gerüstete Reiter, die Dragoner, die reitenden Jäger, die durchgehends den Helm mit dem breitrandigen Hute vertauscht haben, und die Husaren mit der eigenthümlichen Mütze.

Bei der Infanterie führten nur noch die eigentlichen Spießträger oder Lanzenknechte, auch Pikeniere genannt, Brustpanzer und Helm, sowie uns in den Exercirreglement des Prinzen Moriz von Oranien die Füsiliere mit Helmen entgegentreten, während die Musketiere durchgehends Hüte trugen, die auch im bürgerlichen Leben, besonders zur Festtracht ehrsamer Bürger gehörten. Dieses Reglement ist vom Jahre 1607. Die Musketiere tragen kegelförmige Hüte mit breiter Krämpe in fast allen Farben. Das Innere der Krämpe ist meist bunt gefüttert, der Rand derselben oft mit Goldstickerei versehen, sämmtliche Musketiere haben kostbare Bänder und Schnüre um den Hut und Federn zum Schmucke darauf befestigt.

Die Musketiere und später auch die Füsiliere schlugen sodann ihre Hüte an der Seite auf, um bei dem Tragen des Gewehres auf der Schulter weniger behindert zu sein. Die französische Infanterie und die des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen trugen solche Hüte, die durchgehends schwarz sind. Der Rand ward mit gelber oder

weißer Borde eingefaßt und an dem aufgeschlagenen Rande die Cocarde oder das Feldzeichen befestigt.

Schon unter Friedrich Wilhelm I. wurden die Hüte für die Infanterie bedeutend verkleinert und auf drei Seiten aufgeschlagen. In dieser Weise ist auch der Hut Peter des Großen, der im historischen Museum zu Dresden aufbewahrt wird. Der Helm wurde übrigens seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ganz vom Hute verdrängt, indem in den europäischen Heeren auch die schwere Reiterei Hüte erhielt. Nur die Husaren behielten ihre Mützen und die Grenadiere ihre Blechkegel.

Die Form des auf drei Seiten aufgeschlagenen Hutes wurde fortan die herrschende auch in der bürgerlichen Gesellschaft, und sie war zu Gellerts Zeit die allgemein übliche. Allerdings erlitt auch der schwarze dreieckige Filzhut mancherlei Abänderungen seiner Gestalt. So waren die Hüte der mittlern und höhern Geistlichkeit in den katholischen Landen bei weitem niedriger und breiter, als die der Oberoffiziere, an welchen sich die Bezeichnung des Ranges ihrer Träger durch Tressen einstellte.

Diese ruhige Periode des Hutes währte bis zu der alle Verhältnisse zersprengenden französischen Revolution. Wir bemerken jedoch, daß die ersten Anstöße zu Abänderungen in der Kleidertracht und auch in der Form seit den achtziger Jahren immer von England ausgingen. Die Franzosen griffen begierig nach diesen Neuerungen und bildeten sie dann zur Uebertreibung weiter aus.

Von hier an würde unser Gellert zur Fortsetzung seiner Geschichte des Hutes ein reiches Material gefunden haben. Denn seit dem genannten Zeitabschnitt wurde die bis dahin mannichfach gemodelte Hutkrämpe zunächst sehr verschnitten, der Kopf aber emporgetrieben und bald als Walze, bald als Halbkugel und als Kegel behandelt, wie ein Blick in die Modezeitungen jener Zeit lehrt.

Diese Mode blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Kleidung der Soldaten. Die österreichische Infanterie erhielt noch in den neunziger Jahren zuerst den Tschako, der auch in Preußen und Frankreich bei einzelnen Truppentheilen nachgeahmt wurde, bis er um das Jahr 1809

bei allen Linien- und Jägerregimentern, dann auch bei der leichten Reiterei eingeführt wurde. Fortan wurde nun die Ausbildung dieses Kleidungsstückes vorgenommen und jede Nation, jede Truppengattung hat sich bemüht, denselben zu verbessern und zweckmäßiger zu gestalten, eine Arbeit, die heute noch nicht vollendet ist.

Um dieselbe Zeit, d. h. um das Jahr 1809 begann der runde Hut, freilich in überaus mannichfacher Form, im bürgerlichen Leben dem dreieckigen die Herrschaft abzugewinnen. Ihm erwuchsen jedoch in den Mützen gleichzeitig vielfach gestaltete Concurrenten. Der runde Hut selbst rang jedoch nicht blos mit der Form, sondern es drängten sich eine Menge neuer Stoffe auf, welche die Ehre haben wollten, das Haupt des Menschen zu zieren. Stroh, Wurzeln, Pappe, Seidenstoffe machten dem Filz den Rang streitig und nur der dreieckige Uniformhut der Civil- und Militairbeamten hat seinen alten Urstoff, den Filz, nicht undankbar aufgegeben, wenn er auch in der Form von seinem, von Gellert getragenen und besungenen, ziemlich abweicht.

Das Geheimniß der Rebe.

Von

Friedrich Hebbel.



Das Knäblein stiehlt sich lüstern eine Traube,
Obgleich es ihm der Vater streng verbot,
Und nascht an ihr, sich duckend hinter'm Laube,
Und ahnt nicht, daß ihm schon die Rache droht.

Der Vater aber kommt ihm nachgeschritten
Und faßt die Rebe, die die Frucht gereift,
Und hat sie, eh' man's denkt, vom Stock geschnitten
Und schwingt sie in den Lüften, daß es pfeift.

Dann winkt er stumm dem kleinen Missethäter
Und züchtigt ihn, und dieser sieht erschreckt,
Daß nebst der Traube, die zum Uebertreter
Ihn machte, auch die Gerte in ihr steckt.

Der Schatzgräber.

Von

August Stöber.

it dem zeichenvollen Hute,
Mit dem Spiegel in der Hand,
Mit der leichten Wünschelruthe
Steht ein Mann vor fels'ger Wand.

Murmelt unverständ'ge Worte,
Hält zur Erde bang' das Ohr;
Ob nicht öffne sich die Pforte,
Ob nicht steig' der Schatz empor.

Ihn umschwärmen finst're Geister,
Und es wird ihm schwer zu Muth:
Er verschrieb der Hölle Meister
Seine Seel' mit seinem Blut.

Wie durch Wolkenmassen traurig
Niederfällt das Mondenlicht!
Wie der Unke Ruf so schaurig
Auf dem feuchten Moore bricht!

Doch ihn stört's nicht; sonder Beben
Murmelt er und gräbt er fort;
Heute muß den Schatz er heben,
Denn er beut das rechte Wort.

Aber horch! Aus der Kapelle
Drüben auf dem Bergeshang,
Tönt so wundersüß und helle
Frommer Kinderstimmen Sang.

„Heb', o Mensch, zu lichten Fernen
Dein von Sünd' gebroch'nes Herz;
Ueber deines Gottes Sternen
Heilt dein tiefster Erdenschmerz.

„Laß am Himmelsquell dich letzen,
Such nach ewigem Gewinn:
So erschließt mit allen Schätzen
Sich der Himmel deinem Sinn!"

Also tönt's in heil'gen Liedern
Aus dem frommen Kindesmund,
Und des Thales Laut' erwiedern
Sie beseligt in die Rund'.

Und sie hört an finst'rer Stelle,
Stillbewegt, der finst're Mann;
Blickt hinüber zur Kapelle,
Fühlt, daß er noch beten kann.

Von sich wirft er Stab und Spiegel
Und den bunten Zauberhut,
Sinkt anbetend auf den Hügel,
Aufgelöst in Thränenflut.

„Der Du schenkst den reu'gen Sündern,
Seufzet er, Dein Himmelreich,
Laß mich werden diesen Kindern
So an Sinn, an Schätzen gleich!"

Gedichte

von

Dräxler Manfred.

1.
Cäcilia.


Christenmuse heiliger Gesänge,
Cäcilia, von Gott und Kunst durchdrungen,
Begeisternd faßt das Lied, das du gesungen,
Die Herzen und den Sinn der frommen Menge.

Die Andacht rührt durch deine Feierklänge
Zu Gottes Ruhm die ernst verstummten Zungen,
Es fühlt der Geist zum Himmel sich geschwungen
In deiner Töne herrlichem Gepränge.

O Jungfrau, mit dem Blick zu Gott gewendet,
Abwehre mit dem reinen Lilienstengel
Von deiner Kunst, was Sinne reizt und blendet;

Auf daß sie ohne Gaukeltand und Mängel
Musik, zum Trost vom Himmel uns gesendet,
Und Christenherzen sei ein Lied der Engel.

2.

Der Schatz.

Das war ein Jubel rings im Haus,
Die Söhne kamen vom Felde aus,
Wo sie, umgrabend alten Platz,
Gefunden einen goldnen Schatz.

Juchhei, die Armuth ist vorbei!
Jetzt Tanz und munter Fidelschrei;
Sie freuten sich die ganze Nacht
Und hatten nicht des Fundes Acht.

Da kam so mancher Diebsgesell,
Der raffte von dem Golde schnell,
Und als der Morgen brach herein,
Der Grundherr sprach: „Der Rest ist mein."

O weh, die Armuth nun wie eh',
Und wohl kein Schatz mehr in der Näh'!
Verjubelt eine kurze Nacht,
Die doppelt Elend nur gebracht.

„Wir wollen künftig klüger sein."
Dies Wort, zu spät, fällt ihnen ein;
Schatzhüter Rübezahl der spricht:
„Mich dauern solche Esel nicht."

Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

1.

Der verschleierte Prophet.

Ein Prophet im Sonnenlande
Predigt neuer Lehre Geist,
Der in neue Glaubensbande
Tausend der Gemüther reißt.

Und am Brunnen spricht er gerne,
Wenn die Abendkühle facht;
Worte spricht er, die wie Sterne
Leuchten in der Hörer Nacht.

Wilder Donner ist die Rede,
Wenn er Laster strafend spricht,
Von der bangen Seelenfehde
Zwischen Finsterniß und Licht.

Wenn die Lippen sich ergießen
Von des Himmels Seligkeit,
Ist's, wie Blumen überfließen
Süß vom Thau zur Morgenzeit.

„Gott ist einzig, Gott ist mächtig!
Ich Mokaana sein Prophet!
Also wahr ist's, wie jetzt prächtig
Auf der Mond vom Brunnen geht."

Aus des Brunnens Tiefe fließet
Still herauf ein Glanz, ein Licht,
Das sich lieblich weiß ergießet
Ueber Aller Angesicht.

Und gleich einem Silberballe
Auf der helle Mond jetzt geht.
„Gott ist einzig!" beten Alle,
„Und Mokaana sein Prophet!"

Und schon ist er allgefeiert,
Doch sein Antlitz Niemand sah,
Denn mit Goldflor tief verschleiert
Steht Mokaana immer da.

Er erwidert, wenn sie fragen:
„Keines Menschen schwacher Blick
Könnte meinen Anblick tragen,
Gottes Glanz strahlt er zurück!"

Vor dem Heer von Vierzigtausend,
Steht Mokaana der Prophet,
Als er, kühn und schlachtenbrausend,
Seine Lehre künden geht.

Doch sein Antlitz deckt ein Schleier —
Aus dem gläub'gen Heere kühn

Tritt ein Mann, ein Glaubensfreier,
Vor Mokaana frevelnd hin.

„Willst du uns als Blinder führen?
Vierzigtausend steh'n bereit,
Vierzigtausend Schwerter rühren
Heute sich für dich im Streit.

Laß uns in dein Antlitz schauen,
Ob wir für den Teufel nicht
In die Schaar der Brüder hauen —
Jetzt enthülle dein Gesicht!"

Ob des kühnen Worts erschrocken,
Ausgangsbang die Menge steht.
„Nein!" mit seinen reichen Locken
Schüttelt ruhig der Prophet.

Von Mokaana's Angesichte
Frech der Mann den Schleier reißt:
„Widerstrahlt's von Gottes Lichte?
Seht den frechen Lügengeist!"

Und die Vierzigtausend fallen
Angeblitzt auf's Angesicht;
Flammen Gottes glänzen Allen,
Nur dem Glaubenslosen nicht!

2.

Ein Wort.

Es ging ein Mann vor mir gesellt zu einem andern,
Sie sprachen manches Wort bei heitrem Abendwandern.

Es war vom tiefsten Sein ein Träumen und ein Denken,
Gesprochene Musik, ein sich in Gott Versenken.

Ich mußte jedes Wort, nachschreitend eben hören,
Und mochte Rede nicht und Gegenrede stören.

Vom geistigen Gespräch, von den Gedanken allen,
Ist einer nur, doch tief mir in die Brust gefallen:

„Werth denen mußt du länger sein die unten thronen,
Als denen hier: denn unten wirst du ewig wohnen!“

Im alten Dichter oft hab ich den Spruch gelesen,
Lebendig so wie jetzt ist er mir nie gewesen.

Ich blieb betroffen stehn — die Männer gingen weiter,
Das Wort blieb doch fortan durchs Leben mein Begleiter.

An meines Daseins Uhr ist es ein Sonnenweiser
Vor jeder That ertönts bald lauter und bald leiser.

Was sonst als goldne Frucht mir fernher vorgeschimmert,
Ich hab in meinem Sinn den Sarg dafür gezimmert.

Was Ew'ges ich, ein Narr der Welt, ließ unbeachtet,
Ist's wornach jetzt mir bang die Seele schmachtet.

Es macht ein leiser Laut oft die Lawine rollen,
Die Blumen lockt, im Lenz ein Stral, aus dunklen Schollen.

Der Funke springt hervor und kann den Heerd dir segnen,
Kann unbewacht als Brand dir auf die Hütte regnen.

Ein schweigender Trappist geh lieber du durchs Leben,
Kannst du, dem der dir folgt, kein Wort der Richtung geben.

Vor weihelosem Spruch, o deine Lippen wahre!
Und folgt Dir Niemand auch, dich hört der Unsichtbare.

Mich dürstet.

Erzählung für die reifere Jugend.

Von

Thekla von Gumpert.

ie Abendglocke läutete; in den Fensterscheiben eines kleinen Hauses glüheten die Strahlen der untergehenden Sonne; ein Wandersmann stand vor denselben und schaute durch die Fenster rechts und links von der Hausthür. Als er rechts die Stube übersah, faltete er unwillkürlich seine Hände; denn drinnen sah er die Bewohner zum Abendgebet vereint. Vater, Mutter und Kind saßen am Tische: der Vater las vor. Zwar konnte der Wanderer die Worte nicht verstehen; aber er erkannte das Buch, welches vor dem Lesenden aufgeschlagen da lag: es war die Bibel.

In der Stube links sah es anders aus: es waren auch Vater, Mutter und Kind in derselben; aber die Abendglocke hatte sie nicht zum Gebet vereint. Der Mann war betrunken und zankte mit seiner Frau, und das Kind? — es war ein kleines Mädchen, das sich ängstlich hinter einem Schrank verborgen hielt und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte. Armes Kind! Eltern sind die Stellvertreter Gottes bei ihren Kindern bis zu der Zeit, wo diese selbst sein Wort lesen können. Wirst du von deinen Eltern Gottesfurcht lernen, arme Kleine? Schwerlich!

Der Blick des Wanderers, der vor dem Fenster stand, hatte sich getrübt; er trat zurück und in das Haus. An der Thüre zur linken Hand klopfte er an. Herein! schrie der Mann drinn mit barschem Ton. Der Fremde öffnete und sagte freundlich beim Eintreten: „Grüß' euch Gott!"

„Was wollt Ihr?" rief der Mann, der in der Stube auf einen Lehnstuhl hingestreckt lag. Die Frau trocknete ihre Thränen, und das kleine Mädchen guckte neugierig hinter ihrem Schrank hervor.

„Ich bin ein Reisender," sagte der Fremde; „ich habe ein Buch zu verkaufen. Kann ich dienen?"

„Wir sind arme Leute, die kaum Brot haben; wir kaufen nichts," entgegnete der Gefragte.

„Aus meinem Buch könnt ihr die Kunst lernen, reich zu werden," sprach der Reisende.

„Unsinn!" brummte der Andere.

„Lieber Freund," erklärte der Fremde näher tretend, „mein Buch enthält keinen Unsinn; es lehrt gewiß und wahrhaftig die Kunst reich zu werden, nämlich reich an Frieden durch den Geist Gottes."

„Seid ihr etwa Einer von den Leuten, welche die Bibel in der Welt herumtragen?" sprach der Mann im Lehnstuhl, indem er nach einer Flasche griff, die neben ihm auf der Erde stand. „Gebt euch keine Mühe bei mir; den Geist Gottes tragt anderswo hin! Ich habe hier schon einen Geist, nämlich Branntweingeist; der kostet mich Geld genug; es bleibt mir nichts übrig, Bücher zu kaufen. Es sollte mir auch fehlen, meinen sauer verdienten Lohn für das gedruckte Zeug hinzugeben, was ich vom Pfarrer hören könnte, wenn ich Lust hätte, meinen Sonntag in der Kirche zu verschwenden. Drüben in der andern Stube wohnt so ein gutes Schaf, das einen Hirten braucht; dort mögt ihr anfragen. Es ist zwar schon eine Bibel bei ihm zu finden; aber doppelt reißt nicht, sagt das Sprüchwort; vielleicht werdet ihr dort eure Waare anbringen können!"

Der Fremde ließ sich so leicht nicht abweisen; er nahm einen Kasten von den Schultern herab, stellte ihn auf die Erde und fing an

auszupacken. Es waren Bibeln in demselben, verschiedene kleine Schriften religiösen Inhalts und hübsche Bildchen für Kinder. Die weinende Frau blickte theilnehmend auf die Bewegungen des Fremden; doch rührte sie sich nicht von ihrem Platze. Das Kind aber schlich aus seinem Versteck hervor und setzte sich, wie zu einem alten Bekannten, neben den Reisenden auf die Erde nieder; es war, als fühle das junge Herz, daß der Bibelbote es gut mit ihr meinte. Dieser knie'te vor seinem Kasten, während er auspackte; er drückte einen Kuß auf die Stirn der Kleinen, ergriff seine Bildchen und zeigte sie ihr. Sie waren sehr hübsch: da gab es betende Kinder und Engel, welche die Kleinen beschützen, und unsern Herrn Christus, indem er die Kinder segnet, und dergleichen mehr. Eines der Bildchen schenkte der Fremde dem Mädchen und erklärte es mit freundlicher, milder Stimme. „Siehe, mein Kind," sprach er, „hier ist eine Frau, die Wasser aus einem Brunnen schöpfen will; ein Mann ist zu ihr hingetreten und bittet sie um einen Trunk: das ist der liebe Heiland. Kennst du ihn schon?"

Die Kleine schüttelte mit dem Kopfe.

„Vielleicht hast du ihn unter einen andern Namen kennen gelernt," sprach der Mann weiter; „wir nennen den Heiland auch Herr Jesus und Herr Christus. Kennst du diese Namen?

„O ja!" erwiederte die Kleine schnell; „wenn wir uns über etwas wundern und dabei aufschreien, dann sagen wir immer: „Ach, Herr Jesus!"

Die Frau wurde glühend roth bei dieser Bemerkung ihres Kindes; sie empfand in dem Augenblicke ihre unverantwortliche Schuld. Sie hatte mit ihrer Kleinen niemals von dem Erlöser gesprochen; diese kannte den heiligen Namen nur aus der unpassenden Angewohnheit, die leider sehr allgemein ist, aus der Angewohnheit, Gottes und Jesu Namen auszurufen bei gleichgiltiger Gelegenheit, trotz des Gebotes: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen!"

Der Fremde fuhr fort zu reden. „Unser Heiland," sprach er, „hat dich sehr lieb, meine Tochter; du wirst ihn einst kennen lernen; hier in dem Buche kannst du viel von ihm lesen; er soll dein ganzes

Herz hinnehmen. Sage mir, liebe Kleine, bist du schon einmal recht durstig gewesen?"

„O ja! erst vorige Woche, als ich Erdbeeren gesucht hatte, um sie für die Mutter zu verkaufen."

„Nun, so weißt du, wie erquickend dir ein Trunk Wasser war. — Der liebe Herr Jesus, welcher hier auf dem Bildchen abgebildet ist, sagte zu der Frau, die ihm das Wasser reichen sollte: Wenn du erkenntest die Gabe Gottes, und wer Der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser; — wer dieses trinkt, der wird ewiglich nicht dürsten. Liebes Kind, der Herr Jesus will auch dir lebendiges Wasser reichen; bitte nur darum in deinem täglichen Gebete."

Das kleine Mädchen betrachtete ihr Bild recht aufmerksam. Das Gleichniß vom lebendigen Wasser hatte sie freilich nicht verstanden; aber die Worte hatten Eindruck auf sie gemacht, so sonderbar sie auch klangen. Das lebendige Wasser, welches der Herr Jesus reichen kann, vergaß sie niemals. Ihr Bildchen legte sie in eine Schachtel, in welcher schon verschiedene ihr werthvolle Gegenstände aufbewahrt waren.

„Wollt ihr keine Bibel kaufen, lieber Freund," fragte der Reisende nochmals, sich zu dem Mann im Lehnstuhl wendend.

„Nein! hab' ich schon einmal gesagt," fuhr dieser ärgerlich auf.

„Auch ihr nicht, liebe Frau?" sprach der Fremde, indem er der Weinenden ein Buch hinreichte.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Könnt ihr lesen?" fragte der Bibelbote.

„Was geht euch das an?" fuhr der Betrunkene wieder auf. „Macht, daß ihr fort kommt; ich habe euer Geschwätz satt."

Der Fremde packte seine Bücher und Bildchen wieder ein; eine Bibel aber behielt er zurück und legte sie, ehe er die Stube verließ, still auf den Tisch. „Gott sei mit euch!" sprach er grüßend und ging.

Nun klopfte er drüben an. Mit wie herzlicher Freude wurde er dort empfangen! Als Freund begrüßte ihn die Familie; einige Jahre

früher hatte sie eine Bibel aus seiner Hand gekauft; es war dieselbe, aus welcher der Vater so eben die Abendandacht vorgelesen hatte. Der Knabe, schon zehn Jahr alt, mußte dem lieben Gaste als Gruß die letzte Sonntagsepistel aufsagen; er lernte sie jede Woche für den nächsten Sonntag auswendig, alle Tage einen oder einige Verse. Nun mußte sich der Freund setzen und Rührkartoffeln mitessen. Einfach war das Mahl, aber gut bereitet; die Teller und Löffel waren rein und blank geputzt, die hölzernen Schemel, auf denen die Leute saßen, so weiß gescheuert, als kämen sie eben aus der Werkstätte des Tischlers. Ja, der arme Bürger kann sich seine Wohnung auch recht behaglich einrichten und sein Leben in derselben recht angenehm machen. Dazu gehören nicht prächtige Sachen, polirte Geräthe und vergoldete oder gemalte Geschirre; Ordnung und Reinlichkeit geben der Wohnung den rechten Schmuck. Man tritt oft bei wohlhabenden Leuten ein und fühlt sich unangenehm berührt, weil auf Tischen und Stühlen die Kleidungsstücke, die Bücher, die Arbeiten herumliegen; am Häufigsten findet man es so in Kinderstuben. Dagegen fühlt man sich oft sehr gemüthlich angesprochen bei dem Eintritt in die einfache Bauerstube. Dies ist ein Beweis, daß nicht Geld dazu nöthig ist, um eine Wohnung freundlich zu machen. Es würde mancher Arme sich nicht so unglücklich fühlen, wenn er mit seiner Hände Fleiß alles Schmutzige und Widerliche aus seinem Stübchen fortschaffte. Liebe Kinder, ihr müßt euch alle, mögt ihr reich sein oder arm, schon in der Jugend gewöhnen, recht genau in eurer Wohnung Umschau zu halten, müßt eurer lieben Mutter immer hilfreich zur Seite stehen, das Spielzeug, die Handarbeit hübsch bei Seite räumen, wenn sie nicht mehr gebraucht werden, und wenn ihr Staub auf Tischen oder Stühlen liegen sehet, so laßt euch die Mühe nicht verdrießen, ein Tuch zu ergreifen und abzuwischen, ehe noch die Mutter Zeit findet, euch darauf aufmerksam zu machen! Die Bewohner des Stübchens, in welches der Bibelbote zuletzt eingetreten war, verstanden die Kunst, sich gemüthlich einzurichten; es war sehr nett bei ihnen; man hätte sich gleich niedersetzen und mitessen mögen, obgleich die Leute nur arme Holzhacker waren,

die erst dann einige Groschen in die Tasche bekamen, wenn sie Säge und Beil brav bewegt hatten. Als der Freund bei ihnen saß, kam das Gespräch auf die Nachbarfamilie; der Holzhacker zuckte die Achseln und sagte: „Unser Einer kann da nicht viel helfen; aber der liebe Herr Gott wird es schon anzustellen wissen, um die Verirrten in seine Heerde zurück zu rufen. Wir lassen sie nicht aus den Augen, nicht, daß wir dächten, wir ständen selbst schon sicher und könnten uns selig preisen. Ach! wer möchte so thöricht sein, so lange er auf Erden und in der Versuchung lebt! Aber wir haben's doch schon erfahren, wie herrlich sich's ruht zu den Füßen des Heilandes, wenn man sein Elend gleichsam zusammenraffen und ihm hinreichen kann, daß er's tragen helfe. Also wir haben die Armen drüben immer im Sinn, und in unserm Gebete vergessen wir sie nicht." — „Die kleine Margarethe," nahm die Frau das Wort, „wird wohl unser Pflegekind werden. Wenn der Friedrich aus der Schule kommt, ist sie gleich da; denn sie spielt gern mit ihm, obschon sie einige Jahre jünger ist, als er. Wir sind erst seit einigen Wochen hier im Hause; später, denke ich, wird das Mädchen auch zu uns Alten zutraulicher werden und sich zum Abendsegen einfinden und Sonntags, daß man sie mit in die Kirche nehmen kann."

Das Gespräch der Holzhacker mit ihrem Gaste wollen wir nicht weiter verfolgen; dagegen thun wir wieder einen Blick in die Nachbarstube. Ein halbes Jahr war vergangen seit dem Besuche des Bibelboten. Der Weihnachtsabend wurde gefeiert: die Fenster waren fast in allen Häusern des Städtchens hell erleuchtet; denn auch in den niederen Hütten hatten Eltern, wo es irgend möglich war, ein Bäumchen angezündet. Margarethens Vater war auch, wenn er nicht getrunken hatte, voll Liebe zu seinem Kinde. Er hatte also, wie andere Väter, ein Bäumchen auf dem Christmarkte erstanden und mit einigen Lichtern und Aepfeln geschmückt, und die Mutter hatte aus einem alten Rocke ein warmes Jäckchen genäht. Dieses lag unter den grünen Tannenzweigen, und Margarethe freute sich, wie jedes andere Kind, wenn es beschenkt wird. Als sie ihr neues Jäckchen angezogen und

einen Apfel verzehrt hatte, stieg sie dem Vater auf die Knie und fragte wißbegierig:

„Warum zündet man denn am Weihnachtsabend Lichter an?"

„Um den Kindern Freude zu machen," entgegnete der Vater.

„Das könnte man doch auch zu Ostern oder zu Pfingsten thun; aber man thut es ja nur zu Weihnachten.

Der Mann zuckte die Achseln; er hatte wohl über den Gebrauch selbst niemals nachgedacht.

„Margareth! Margareth! Du sollst zu uns kommen!" rief ihr kleiner Freund aus dem Nachbarstübchen, indem er plötzlich die Thür aufriß. „Du sollst meinen Baum ansehen."

Die Kinder sprangen mit einander fort. Das Bäumchen des Knaben war nicht größer, als das der kleinen Margarethe; auch hingen nicht viel Aepfel daran, aber desto mehr Lichter; die ganze Stube war glänzend erleuchtet. Als Geschenk lag nur ein Bild darunter in Glas und Rahmen: es stellte Christi Geburt dar. Das neugeborne Jesuskind lag in der Krippe; dunkel war der Raum, wo die Krippe stand. Aber von dem göttlichen Kinde strahlte ein helles Licht aus und beleuchtete seine Mutter Maria und Alles umher. „In der Weihnacht wurde einst der Heiland geboren," sagte der Holzhacker zu Margareth, indem er ihr das Bild zeigte, welches Friedrich bekommen hatte, „derselbe Heiland, der auf dem kleinen Blättchen abgebildet ist, welches dir der Bibelbote gab. Er kam in die Welt, um uns Wasser des Lebens zu reichen, das für die Ewigkeit unsern Durst stillen kann."

„Aber wie trinkt man denn dieses Wasser? Ich habe es noch niemals gesehen."

„Man trinkt es mit der Seele, mein Kind! das verstehst du noch nicht; aber höre, was ich dir sagen will. Jedes Thier, wenn es durstig ist, trinkt Wasser; der Mensch auch, wenn sein Körper Durst empfindet. Aber er fühlt auch noch einen ganz andern Durst, den das Thier nicht kennt, weil es keine Seele hat, mit der es Gott und Göttliches denken kann. Diesen Durst, nämlich die Sehnsucht nach Frieden mit

Gott, empfindet jeder erwachsene Mensch, und der Herr Jesus ist in die Welt gekommen, uns diesen Frieden zu bringen.

„Aber warum zündet man denn am Weihnachtsabend Lichter an?“

„Das will ich dir wohl erklären, mein Kind. Wenn im Menschenherzen der Friede fehlt, dann ist es gleichsam finster in ihm und dunkel. Christus aber kam als ein Licht, die Herzen zu erleuchten, und darum feiert man seinen Geburtstag durch Erleuchtung der Wohnungen.“

Als Margarethe später zu ihren Eltern zurück ging, um mit ihnen Abendbrod zu essen, und als sie ihre Suppe verzehrt hatte, sprach sie nachdenkend zu ihrer Mutter: „Wenn ich groß bin, werde ich wohl verstehen, was der Vater von Friedrich mir sagte. Du verstehst es wohl schon?“

„Was hat er dir denn gesagt?“ fragte die Mutter.

„Vom Jesuskinde sprach er, und daß es im Herzen des Menschen finster ist, wenn der Friede fehlt, und daß das Jesuskind als ein Licht leuchtet und Frieden bringt. Mutter, du hast wohl Frieden? Und du, Vater, bei dir ist es wohl nicht finster? Nur bei den Kindern, die noch so klein sind, wie ich, ist's so? Ja? Meint ihr nicht?“

Die liebliche Margarethe, so klein sie war, hatte ein tiefes kindliches Gefühl; sie hatte ihre Eltern sehr lieb, und ohne sich es klar bewußt zu sein, was bei ihrem zarten Alter unmöglich gewesen wäre, hatte sie doch den Wunsch, die Eltern durch Herzensfrieden beglückt zu sehen. — Was diese bei der Frage ihres Kindes empfanden? — Wer sieht so tief in des Nächsten Herz? — Gewiß aber ist, daß sie beide tief bewegt waren. Die Mutter trocknete eine Thräne aus den Augen, und der Vater drückte beide Hände vor die Stirn. Doch der Eindruck währte bei Letzterem nicht lange; er war ein sehr leichtsinniger Mann, und so schnell fand der Friedenbringer hier nicht Eingang.

Margarethe wurde kräftig an Körper und Geist, und der liebe Gott wußte auch für sie Vieles wunderbar zu fügen, was ihm ihr junges Herz zuführen sollte. Er hat so verschiedene Wege für seine

Kinder; jedes führt er in anderer Weise; vergessen aber oder versäumt wird keines. Ob es im Palast oder in der Bettlerhütte geboren wird, das ist gleich vor ihm; er schickt ja die Seele grade dorthin, wo sie in das Leben tritt, und das sogenannte Schicksal ist nur dazu da, um sie zu ihrem Vater zu führen, von dem sie ausging; das Ziel ist bei Reichen und Armen ein und dasselbe.

Margarethe lernte von der Nachbarfamilie beten; sie war zum Abendsegen immer bei ihnen, und der fromme Sinn jener Leute ging auf sie über. Als einst der Holzhacker ein Nervenfieber bekam und lange Zeit nichts verdienen konnte, so daß die Frau, weil sie wenig erwarb, Almosen annehmen mußte, sagte Margarethe's Mutter: „Ist das wohl zu verstehen? Die Menschen drüben sind doch nun fromm, wie Gott sie haben will, und er läßt's ihnen so schlecht gehen; da möchte man doch fast verzweifeln, wenn's so kommt."

„Mutter," erwiederte Margarethe nachdenkend, „drüben klagt Niemand; es muß in dem Buch vom Bibelboten etwas stehen, was Trost bringt. Wenn Friedrichs Eltern Sorgen und Angst haben, dann schlagen sie das Buch auf und lesen, und dann sagen sie: Herr, du bist meine Zuversicht! oder: Vater, ich erkenne deine Wege! oder Aehnliches, und dann ist's eben gut. Das mag wohl das Wasser des Lebens sein, welches den Frieden bringt."

Die Mutter schwieg erstaunt und seufzte. Ich wollte, ich könnte lesen, dachte sie; dann möchte ich wohl auch sehen, wie der Friede der Bibel aussieht; aber ich habe das Lesen verlernt. Als Margarethe in die Schule kam und dann Sonntags in die Kirche ging, begleitete die Mutter sie zuweilen, und da ihr des Predigers Worte wohlgefielen, lernte sie von ihrer Tochter lesen, um die Bibel selbst kennen zu lernen.

Der liebe Gott, der jedem Menschen sein Lebensende zu seiner Zeit sendet, ließ Todesboten, nämlich Krankheit, bei der Frau einkehren; sie fing an zu husten und viel dabei zu leiden. Margarethe war jetzt funfzehn Jahre alt; sie sollte ihren Einsegnungstag in Kurzem begehen. Der Prediger, welcher ihr den Religionsunterricht ertheilte, war ein treuer Diener seines Herrn, und seine Schüler waren ihm alle theuer.

Es war ihm Herzenssache, ihre Seele mit dem Worte Gottes zu erfüllen; nicht allein mit Sprüchen und Liedern wollte er ihr Gedächtniß bereichern; er strebte dahin, den Kindern Alles, was sie lernten, als tief empfundene Wahrheit auf ihren Lebensweg mitzugeben. Margarethe hatte von diesem Lehrer die köstliche Bedeutung des Bildes, welches ihr einst der Bibelbote gegeben, mit eindringlicher Rede erklären hören, und das junge Mädchen war voll Freude über das Glück, welches dadurch in ihrem Herzen aufging. Aber die Eltern? — Ja, der Eltern Herzenshärte that ihr wehe. Sie kannte Gottes heiliges Gebot: Ehret Vater und Mutter! Sie wollte sie ehren und liebte sie kindlich; dennoch konnte sie nicht blind sein; sie fühlte, was den Eltern fehlte. Durfte sie aber Vater und Mutter zurechtweisen? Die Antwort auf diese Frage war schwer. Aber Ein's konnte sie, — beten für Vater und Mutter aus Herzensgrund. Sie that es. O wie lieb mag dem Herrn der Welt solch ein Gebet sein! Die Mutter war krank; Margarethe durfte ihr oft vorlesen; die Stellen, welche der Prediger erklärt hatte, las sie mit besonderer Betonung; sie hob die wichtigsten Worte heraus, und die Mutter lauschte still, und dann nahm sie selbst die Bibel und las nach. So vergingen Monate, bis der Kranken ganzes Wesen sich allmälig verändert hatte; sie wurde bleich und mager, aber auch still und geduldig. Der Körper ging zu Grunde; die Seele aber erwachte, um der Seligkeit entgegen zu reifen. Tropfen auf Tropfen von dem Wasser des Lebens trank nun die Sterbende. Ach! hätte sich doch die ganze Schaar der Unglücklichen, welche solches Heil entbehren, an diesem Krankenbette versammeln können, um zu begreifen, wie herrlich der Friede Gottes dieser Welt Schmerzen überwindet! Aber — wer diesem Frieden fern steht, der stößt ihn von sich. — So that es auch Margarethe's Vater. Ihn peinigte der Seelenzustand seiner Frau; hätte sie geklagt und gemurrt, er hätte klagend beigestimmt; ihre Geduld aber machte ihn unruhig; vor ihren oft im Jubel der Seele strahlenden Augen schlug er den Blick nieder. Armer Mann!

Der Kirchhof war um einen Hügel reicher. Margarethe's Mutter

war hinübergeschlummert. Als das Mädchen mit dem oft trunkenen Vater allein lebte, hatte sie viel Schweres zu tragen. Sonst war sie oft, wenn er tobend nach Hause kam, in der Herzensangst hinübergeeilt zu der befreundeten Nachbarfamilie; jetzt war es ihr Amt, dem Vater das Essen zu reichen, sobald er kam. Wenn der Mann gesehen hätte, wie Margarethe mit Thränen im Auge und bebend an allen Gliedern ihren Geschäften nachging, es hätte sein Herz rühren müssen; denn er hatte sie ja lieb, recht sehr lieb; er achtete ihr ernstes gottesfürchtiges Wesen und sagte oft: „Margarethe, ich wollte, ich wäre wie du." Eines Abends kam er, wie gewöhnlich, schimpfend und lärmend nach Hause, aber doch weniger besinnungslos, als sonst. Seine Tochter stand von der Arbeit auf, rückte seinen alten Lehnstuhl vor das Kamin, in dem ein freundliches Feuer flackerte, und sagte: „Vater, wärme dich; dir mag kalt sein. Setze dich her in den Lehnstuhl! — Der theure Stuhl, in dem die gute Mutter ihre letzten Tage verlebte, er ist mir so lieb. Dir wohl auch?" — Margarethe bedeckte ihre Augen mit beiden Händen; der Vater warf sich in den Stuhl und blickte auf seine Tochter. „Was machst du, Mädchen?" fragte er.

„Vater, ich bete für dich," sprach Margarethe leise.

Es giebt ein Bild, welches den Heiland als Bittenden vor einer Thür, im Begriff anzuklopfen, darstellt. So steht er immer vor der Herzensthüre jedes Menschen; wenn der rechte Zeitpunkt da ist, klopft er an. Jetzt plötzlich hatte Margarethe's Vater sein Pochen vernommen.

Wenn die Sünde aber so zur Herrschaft gelangt ist, wie bei dem bedauernswerthen Manne, dann erfolgt trotz aller Mahnungen oft immer noch keine Besserung. Der Herr der Liebe steht dann vergebens vor der Thüre; sein Pochen wird überhört oder im halben Wahnsinn unbeachtet gelassen. Erfolgte bei diesem Manne jetzt Besserung und mit ihr Rettung aus tiefem Elend? Nein! Hatte auch Gott ihm in seiner Tochter seinen guten Engel zur Seite gestellt, so mußte es doch noch härter kommen, ehe sein Trotz gebrochen wurde.

Mit einem ebenfalls trunkenen Zechbruder kam er einst nach Hause

und forderte von Margarethe Geld. Sie hatte nur wenig; aber sie gab es hin. „Vater, lieber Vater!“ sagte sie bittend. „Schweig, Mädchen!“ rief er und riß ihr Schürze und Tuch ab, um Beides gegen Branntwein hinzugeben. Sie duldete, still weinend. Sein Begleiter hatte auf dem Tische die Bibel bemerkt. „Verkaufe das Buch!“ schrie er, so hast du Geld genug für heute.“ Margarethe flog auf ihre Bibel zu und schloß sie fest in die Arme; aber der sinnlose Vater entriß sie ihr und schleuderte das arme Mädchen mit kräftigem Arm zurück.

Margarethe stürzte gegen die Wand und sank ohnmächtig zusammen. Bei dem Anblick des Blutes, das aus ihrem Kopfe floß, ergriff den Vater Entsetzen und erweckte ihn plötzlich aus der Trunkenheit. Laut schluchzend warf er sich über das geliebte Kind hin und klagte sich als ihren Mörder an. Aber Margarethe war nicht todt; der liebe Gott hatte sie am Leben erhalten. Als ein Arzt kam und Hoffnung aussprach, stürzte ihr Vater auf die Kniee und — betete. Es war vielleicht sein erstes Gebet. „Herr des Himmels, rette sie!“ rief er aus angstvoller Seele. Tag und Nacht waren seine Gedanken nur bei Gott und bei ihr. Sie lag in Phantasien und kannte Niemand. Eines Morgens, als der Vater in seinem Lehnstuhl neben ihr saß und seine Blicke starr auf sie gerichtet hatte, öffneten sich ihre Augen wieder, und ihre Lippen lispelten leise: „Mich dürstet!“ Der Vater reichte ihr zu trinken; aber sie schüttelte den Kopf und zeigte nach der Bibel. „Johannes 4, 7—15“, sprach sie bittend. Der Vater schlug auf und las: Da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: gieb mir zu trinken. Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, daß sie Speise kauften. Spricht nun das Samaritische Weib zu ihm: Wie bittest du von mir zu trinken, so du ein Jude bist und ich ein Samaritisch Weib? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennetest die Gabe Gottes, und wer der

ist, der zu dir sagt: gieb mir zu trinken, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Spricht zu ihm das Weib: Herr, hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? Bist du mehr, denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? und er hat daraus getrunken, und seine Kinder und sein Vieh? Jesus antwortete und sprach: Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt!

„Vater, lieber Vater," sprach Margarethe, indem sie ihre matten Hände bittend dem Lesenden entgegenstreckte, willst du nicht von dem Wasser trinken, auf daß dich ewiglich nicht dürste?"

„Ich will!" antwortete der Mann in tiefster Bewegung; „ich will dem Herrn dienen, der mein Gebet erhört und mich bewahrt hat vor dem entsetzlichen Elende, dein Mörder zu sein!"

Und Vater und Tochter lobten den Herrn mit voller Seele. Welch ein unaussprechliches Glück ging für Margarethe auf! Sie wußte, die Mutter war selig hinübergegangen, und auch in des Vaters Herz senkte sich nach und nach der Friede Gottes; denn er trank das Wasser des Lebens.

Dichtungen.

Von

Wilhelm Kizer.

1.

Ein ländliches Bild.

Ein Greis sitzt dort im Sonnenschein
Vor seiner Thür', und aus und ein
Da springen seine Enkel traut;
Mit Freuden er nach ihnen schaut.
Sieh' da! ein kleines Mädchen bringt
Ihr Püppchen ihm. Ei, wie sie springt!
Großväterchen das Püppchen herzt — .
Wie er so freundlich mit ihm scherzt!
Gluckhenne mit den Küchlein dort
Hat sich gesonnt am warmen Ort.
Rothbäckig Büblein, was machst du?
Laß mir die Henne doch in Ruh'!
Das aber lacht aus voller Brust,
Hat an den Küchlein seine Lust;
Die wissen nicht, wo ein, wo aus,
Die Henne lockt ins sich're Haus. —
Und wieder dort der Knaben zwei,
Die kämpfen, das ist ein Geschrei!

Die Schwester kommt hinzu und wehrt,
Doch balgen sie sich ungestört.
Da eilt sie in das Haus gar schnell
Und bringt die Mutter her zur Stell'.
Das ist gar eine hübsche Frau,
Von schlankem Wuchs, mit Augen blau.
Rasch tritt sie hin, es zürnt ihr Wort,
Klapps hat Der Eins am Ohre dort!
Wie der verdutzt jetzt stehen bleibt
Und mit der Hand am Ohre reibt!
Die Mutter aber weilt nicht lang,
Bald tönt der Mittagsglocke Klang.
Die kleinen Kämpfer sind versöhnt.
Horch! horch! ihr lauter Jubel tönt,
Sie schrei'n: „Der Vater kommt nach Haus!"
Und springen rasch ins Feld hinaus.
Das kleine Kind steht gaffend da,
Klatscht in die Händchen: „Der Papa!"
Jetzt kommt der Mann. Das Feldgeräth
Trägt auf der Schulter er. Wie geht
So rüstig er, sein braun Gesicht
Von Lebenslust und Arbeit spricht.
Um ihn da springen gar gewandt
Die Büblein; einer faßt die Hand
Des Vaters, fragt und forschet aus.
Die Mutter tritt jetzt aus dem Haus,
Sieht nach, es wird gedeckt der Tisch,
Ihr hilft die Tochter flink und frisch,
Was immer auch die Mutter spricht,
Thut sie mit lächelndem Gesicht.
„Gott grüßt Euch!" Mit dem frommen Gruß
Kommt jetzt der Mann. Nun Kuß auf Kuß;
Das jüngste Mädchen springt zu ihm,

Der Vater herzt's mit Ungestüm,
Nimmt's auf den Arm, drückt's an die Brust
Und hat mit ihm recht seine Lust.

Die Mutter ruft; besorgt ist jetzt,
Was nöthig ist. Großvater setzt,
Von seiner Tochter sanft geführt,
Sich oben an, wie sich's gebührt.
Zur Seit', daß sie ihm dienen kann,
Setzt sie sich selbst, jetzt kommt der Mann,
Wie Orgelpfeifen reih'n sich dann
Die lieben, muntern Kinder an.
Nun folgt das treue Hausgesind;
Noch scherzet fröhlich jedes Kind.
Doch „Stille!" heischt des Vaters Wort.
Da steh'n sie all'; das Mädchen dort
So recht in Glaubenseinfalt spricht
Und mit des Glaubens Zuversicht:
„Komm, lieber Christ, sei unser Gast
Und segne, was beschert du hast!" —
Ja, ja! der Segen fehlt hier nicht.
Wie frisch und froh ein jed' Gesicht;
Die kräft'ge Kost sagt allen zu,
Die Schüsseln sind geleert im Nu.
Gluckhenne kommt, die Küchlein auch,
Die Kinder streu'n, wie's ist Gebrauch,
Brodkrümchen hin und locken her
Die Küchlein — ei, das hält nicht schwer!
Sie kommen, picken auch geschwind,
Gar herzlich freut sich jedes Kind.
Jetzt kommt der Spitz und knurret sacht,
Der treue Wächter in der Nacht.
Er scheint zu sprechen: „Will doch seh'n,

Ob sie an mir vorübergeh'n."
Da ruft das jüngste Mädchen: „Spitz!
Komm Spitz!" Er eilt zu ihrem Sitz,
Sie gibt ihm, was noch übrig ist
Und freut sich, wie das Spitzlein frißt. —

Ei seht! ein ungebet'ner Gast
Hält an der Thür bescheiden Rast.
Es ist ein altes Mütterlein,
Sie scheint zu sprechen: „Laßt mich ein!" —
Gewiß, nicht hat sie sich geirrt!
Wo Christus eingeladen wird,
Da ist ein gastlich frommes Haus,
Da weis't man nicht die Armuth aus.
Der Vater winkt dem Töchterlein,
Sie führt die alte Frau herein.
Schon ist ein Stuhl für sie bereit.
Wie dankt sie herzlich, wie erfreut!
Doch denk' ich, Scheiden ist jetzt Pflicht,
Da, was die Rechte freundlich thut,
Die Linke selbst soll wissen nicht. —
Lebt wohl und bleibt in Gottes Hut!

2.

Wonne der Thränen.

Thränen zu trocknen —
Himmlische Lust!
War ich der Wonne
Schon mir bewußt?

Thränen erpressen —
  Tödtender Schmerz!
Ewige Vorsicht,
  Wahre mein Herz,
Daß ihm nie diese
  Dornen ersteh'n.
Wehe, im Schmerze
  Müßt' es vergeh'n!
Gönn' ihm die Rose
  Himmlischer Huld,
Ohne die Dornen
  Irdischer Schuld.
Friede belebt dann,
  Segnet die Brust.
Thränen zu trocknen —
  Gönn' ihr die Lust!

3.

Drei Dinge.

Drei Dinge sind's, mein Kind,
  Die rath' ich recht dir an:
Bleib' immer Gott dem Herrn
  In Demuth unterthan.

Nimm das Gewissen stets
  Zur Richtschnur deiner That
Und frage, zweifelst du,
  Es schlicht und frei um Rath.

Leb' so, daß dir die Welt
  Stets bleibt ein Gotteshaus,
Aus dem du einst mit Dank
  Veredelt gehst hinaus.

Gedichte

von

Johann Gabriel Seidl.

1.

Der Abendsegen.

Der Abend sinkt,
Die Glocken hallen zusammen,
Am Berg verglüh'n des Tages letzte Flammen,
Das erste Sternlein blinkt.

Und kühler haucht
Die Luft,
Und aus den Thälern raucht,
Wie Weihrauch, leiser Duft.

Das ist, o Herr, der Opferrauch,
Den die Natur dir entzündet,
Vergib, wenn unser Gebet sich auch
Andächtig mit ihm verbindet.

Wir haben den Tag mit dir vollbracht,
Wir danken dir dafür:
Schenk' aller Welt und uns mit ihr
Nun — eine gute Nacht!

2.
Zur Stunde der Trübsal.

Herr, wie bitter ist die Stunde,
Herr wie brennt die tiefe Wunde
Bis hinein zum Herzensgrunde!

Meine Kraft, sie ist zersplittert,
Jeder Nerv der Seele zittert,
Nur mein Glaub' ist unerschüttert.

Ja, mein Gott, du lebst noch immer,
Meinen letzten Thränenflimmer
Färbt noch deiner Sonne Schimmer.

Und des Schimmers goldne Streifen
Hangen durch's Gewölk wie Schleifen,
Daß man möchte sie ergreifen;

Daß man an den goldnen Tauen
Sich emporschwing', im Vertrauen
Aus des Erdenjammers Grauen.

Also schwing' dich auf, mein Glaube,
Gib der Welt ihr Theil zum Raube,
Und was Staub ist, laß dem Staube.

Leichter wirst du dich erheben:
Denn wer lebt, der soll noch leben,
Und wer soll, der kann's erstreben.

Was dem Herrn beliebt zu senden,
Gnädig kann Er's wieder wenden:
Fang' du an, Gott wird's vollenden!

3.

Kaiser Franz und der Bauer.

Ein armes Dörfchen war's an Ungarns Grenze,
Auf das in einem unheilvollen Lenze
Die Donau sich mit Ungestüm ergoß;
Da war's um alles Menschenglück geschehen,
Da sah man nur den nackten Jammer stehen,
Und manche hoffnungslose Thräne floß.

Doch als zu Kaiser Franzen drang die Bitte,
Da kehrte bald auch in der Armen Mitte
Der süßen Hoffnung froher Trost zurück;
Die Wänd' erhoben sich aus ihren Trümmern,
Das Feuer sah man auf den Herden schimmern,
Und aus den Augen strahlte Dank und Glück.

Und kaum ein Jahr noch war verrauscht im Fluge,
Da kam der Kaiser einst auf seinem Zuge
Durch dieses Dorf, das Denkmal seiner Huld;
Wie strömt' ihm jubelnd Alt und Jung entgegen!
Sie hatten nichts, als ihren besten Segen,
Sie zahlten ihm mit Thränen ihre Schuld.

Ein Bauer aber gab, mit schlichtem Wesen,
Ihm eine Schrift und bat ihn, sie zu lesen,
Und blieb abseit, ihn still betrachtend, steh'n. —
„Der hat gewiß zu wenig!" dacht' im Stillen
Sich Vater Franz und las mit gnäd'gem Willen,
Und las — „Ja, eine Bitt', — es soll gescheh'n."

Doch welche Bitt'? — Um eine größ're Gabe? —
Nein anders klang des Bauers Bitt': „Ich habe
Zwei starke Söhne, Vater Franz — nicht mehr;

Dir dank' ich alles, was ich hab' im Leben,
Ich kann dir nichts als diese beiden geben —
Willst du sie haben — nimm sie für dein Heer!"

Dem Kaiser tritt das Wasser in die Augen:
„„Ein Mann, ein Wort! Ich hoffe, daß sie taugen,
Nach dem zu schließen, wie ihr Vater denkt;
Sie sollen nichts in meinem Dienst entbehren,
Und ihren Stand und dich, mein Alter, ehren
Und nie bereu'n, daß du sie mir geschenkt!""

Da sinkt der Vater zu des Kaisers Füßen,
Indeß die Bursche Kleid und Händ' ihm küssen,
Was, freundlich lächelnd, er geschehen läßt. —
Nach kurzen Jahren feierten sie beide,
Als Offiziere, zu des Vaters Freude,
Im Heimatdorf des Dankes Doppelfest.

Das Opfer.

Eine Erzählung

von

Ferdinand Schmidt.

s war Erntezeit. Fern und nah sah man reich beladene Getreidewagen, von kräftigen Bauerpferden gezogen, sich dem Dörflein nähern, dessen Häuser zum Theil oder ganz hinter Fruchtbäumen oder Linden verborgen waren; Schaaren von Knechten und Mägden kamen singend daher, die Werkzeuge der Feldarbeit auf den Schultern tragend. Ein rosiges Abendlicht lag auf der Ebene; in tiefem Purpur leuchtete noch ein Theil der Sonne durch den in Farben glühenden Wolkenschleier hindurch, dessen blitzender Goldsaum aus Millionen feiner, zitternder Lichtstrahlen gebildet war.

Mild wehete die Luft, es war, als ob der Odem Gottes Feld und Wald, Thal und Höhe erfüllte. Die Lerche sang in den Lüften, unbekümmert und gottvertrauend, obgleich die Fluren ihres Segens entladen wurden.

Ueber die Felder kam einsam ein Landmann daher. Ruhig und heiter, wie die Natur es war, war der Ausdruck seines Angesichts. Silberne Locken leuchteten unter dem Hute hervor, aber ungebeugt war noch seine Haltung, fest und sicher sein Gang.

„O Herr, wie groß bist du!“ betete seine Seele. „Wer könnte jemals sich abwenden von dir mit seiner Liebe und seinem Vertrauen!“

Da sah er den Prediger des Ortes die Lindenallee heraufkommen. Der Landmann war einer der angesehensten Männer des Dorfes, und der Prediger war oft sein Gast, doch meinte er ihn heut nicht stören zu dürfen, da er sich, wie er wähnte, zur Predigt des folgenden Tages rüste. Ihn grüßend, wollte er vorübergehen. Allein der Prediger, eine hohe, würdige Gestalt, trat auf ihn zu und sagte: „Ich erkannte euch aus der Ferne, deshalb kam ich euch entgegen: nun laßt uns zusammen zurückkehren!“

Beide Männer besprachen im Gehen Dies und Das. Da stieg in der Ferne eine weiße Rauchsäule empor, und siehe, als sie eine gewisse Höhe erreicht hatte, war es plötzlich, als lös'te sie sich auf in Golddust.

„Wie die untergehende Sonne den Rauch vergoldet!“ sagte der Prediger. „Mir fallen, wenn ich in der Ferne Rauchsäulen aufsteigen sehe, immer die Opfer ein, die man früher dem Herrn der Welt darbrachte.“

„Ganz so geht es mir,“ entgegnete der Landmann. „Ich möchte aber wohl wissen, was die Menschen auf solche Art des Gottesdienstes gebracht hat?“

„Die Opfer waren meist der Ausdruck der kindlichsten und dankbarsten Gefühle,“ entgegnete der Prediger. „Der Landmann sah das Walten eines geheimnißvollen göttlichen Segens auf seinen Aeckern; er fand bald, daß das, was er thue, nichts sei, wenn nicht eine andere Macht sein Werk segne. So kam er in natürlicher Weise zu dem Glauben an den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Vertrauen und Liebe zu ihm, dem Allmächtigen, erwachten, und aus Beiden erwuchs das innige Gefühl des Dankes. In welcher Weise aber sollte er dem Ewigen danken? Von dem Irdischen umgeben, vermochte er nur, ihn irdisch zu danken. Er suchte ihn, und fand ihn nirgends. Da glaubte er ihn wohnen in den Elementen, in dem Feuer, in dem Wasser, oder er meinte, auf der Sonne sei sein Aufenthalt. Empor hob sich sein Blick. Dort über dem blauen Gewölbe, das die Nacht mit goldenen Lichtern schmückt, dort, meinte er, müsse der Wohnort des guten Gottes sein. O wie gern hätte er mit seinen Händen eine

Gabe ihm emporgetragen, und sie niedergelegt auf die Stufen seines Thrones! Die Unmöglichkeit, dies zu thun, stillte aber nicht seine Sehnsucht, dem Ewigen ein Dankopfer zu bringen. Da sah er den Rauch aufsteigen zum krystallnen Bogen, und dies brachte ihn auf einen eigenen Gedanken. Ich will einen Altar bauen, dachte er, ihn mit Früchten belegen, und ihn dann anzünden. Und er that also. Er bauete den Altar und schmückte ihn mit Kränzen, die aus wohlriechenden Blättern und Blumen geflochten waren. Auf den Altar aber legte er duftende Früchte, die schönsten, die er fand. Darauf that er Feuer unter den Altar. Hell schlugen die Flammen von allen Seiten empor, und der Blumenduft ward in der Rauchsäule nach oben getragen, indeß er betend seine Hände emporhielt und zu Gott flehete, er möge das Opfer gnädig annehmen."

„Wie schön!" sagte der Landmann. „Gewiß hat der liebe Gott solche Opfer mit Wohlgefallen angenommen. O ich denke mir jetzt recht lebhaft Noah, wie er mit den Seinen vor dem Altar kniet und ihm der Ewige den Regenbogen als verheißendes Gnadenzeichen am Himmel erscheinen läßt. — Aber es wurden ja auch Thieropfer gebracht."

„Ganz recht!" entgegnete der Prediger. „Es gab in den frühesten Zeiten nur zwei Stände: Hirten und Ackerbauer. Wie die Ackerbauer in natürlicher Weise darauf kamen, die schönsten Früchte des Feldes zum Opfer zu bringen, so wurden die Hirten durch ihre Beschäftigung dahin gebracht, die Erstlinge ihrer Heerden diesem Zwecke zu weihen."

Der Landmann entgegnete: „War dies Opfer blos unter den Juden Sitte? oder wurde es auch von den Heiden angewandt?"

„Es war," versetzte der Prediger, „Gebrauch bei den Griechen, bei den Römern und auch bei andern heidnischen Völkern. Unter allen Völkern hat es ja zu allen Zeiten Menschen gegeben, die Gott suchten und an ihm mit Liebe und Dankbarkeit hingen. Vor allen Dingen wollen wir unsere Vorfahren nicht vergessen, die alten Deutschen, deren Leben nach dem Standpunkte ihrer Gottesanschauung ein tief religiöses war."

„Wie schön wäre es doch," versetzte der Landmann, „wenn jetzt noch solche Opfer gebracht würden! Wenn die Gemeinde sich draußen in dem Tempel der Natur versammelte, und der Opferrauch stiege dann vom Altare, der von goldenen Flammen umspielt würde, empor zum Himmelsdome: welch einen gewaltigen Anlaß zur innern Erhebung würde das für Alle abgeben!"

„Ich habe das auch schon gedacht," versetzte der Prediger. „Doch ist die Zeit solcher irdischen Auffassung des Göttlichen vorüber. Dem Christen ist von seinem Heilande das Opfer in verklärter Gestalt gezeigt worden: unser Herz soll der Altar, unsre Liebe zu Gott die Flamme sein. Die Freudigkeit, mit der wir den ärmeren Mitbrüdern von unseren Gaben geben, das soll das Opfer auf dem Altare unseres Herzens sein. Die Andacht trägt dann unsern Dank zum lieben Vater im Himmel empor."

Beide Männer hatten das Dorf erreicht. Der Landmann dankte dem Prediger für die Belehrung, wünschte ihm eine gute Nacht und begab sich in sein Haus, wo ihn die Seinen, die ihm mit Liebe anhingen, freundlich empfingen. Aber von Stund an war ein eigenthümlicher Entschluß in der Seele des Landmanns lebendig geworden. Er trug ihn still bei sich umher, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen.

Am Mittage des dritten Tages war die letzte Fuhre Getreide in seine Scheuer gefahren worden. Knechte und Mägde zogen singend auf den Hof; Kränze oder Blumensträuße schmückten Harken und Sensen; bunte Bänder flatterten von den breiten Hüten herab.

Darauf gingen Alle in das Haus und wurden festlich bewirthet. Der Geiz fand nie eine Stätte in dem Hause des Landmanns, am wenigsten heut, und fröhlich waren die Gäste. Unter ihnen befanden sich fünf alte Mütterchen, arme Aehrenleserinnen, die der Landmann vom Felde heut zum Mahle eingeladen hatte. Die Knechte und Mägde hatten ihnen gern Platz gemacht an der Tafel, sie freuten sich ihres mildthätigen Herrn, der sich jederzeit der Armen so gern erbarmte.

Der Landmann aber saß mitten unter ihnen und war fröhlich mit den Fröhlichen.

Am Nachmittage erschienen Männer mit Geigen und Flöten und spielten lustige Tänze auf, und fröhlich tanzte das junge Völklein.

Wieder gab es einen herrlichen Abend. Der ganze Himmel leuchtete in Farbenglut. Da führte der Landmann seine Gäste nach dem Garten, der gen Abend lag. Hier war ein freier grüner Platz. Auf demselben standen fünf Holzstöße, die er durch Knechte am Nachmittage hatte dahin bringen lassen. Aber siehe, sie waren gebaut wie Altäre und mit den Kränzen behangen, die man zu dem Zuge gebraucht hatte. Vor jedem Altare aber stand ein weißes Schaf an einem rothen Bande; auf den Altären befanden sich große Maaße goldenen Kornes.

Alles staunte ob des Anblicks. Aber der Landmann sagte: „Sehet, solche Vorbereitungen traf man in früheren Zeiten, wenn es galt, dem Herrn ein Opfer zu bringen. Wollte ich nun das Opfer in der Weise jener Zeit ausführen, so tödtete ich die Thiere, legte sie auf die Altäre und zündete dieselben an. Ich weiß es aber, daß es Gott angenehmer ist, wenn wir von unserm Segen nehmen und den Armen geben. Darum habe ich diese Altäre für unsere fünf alten Mütterchen gebaut."

Die armen Frauen mußten hervortreten, und er wies einer jeden ihre Gabe zu. Ach, die Mütterchen wollten vor freudiger Rührung in Thränen zerfließen, und wagten nicht, ihre Hände nach den Gaben auszustrecken. Auch sah man über manch anderes Gesicht Thränen der Rührung und der Freude rollen.

„So helft ihr ihnen denn die Gaben nach Hause bringen!" sagte der Landmann, und augenblicklich sprangen die Jünglinge herzu. Jedes Mütterchen mußte ihr Schaf leiten, und hinterher folgte ein Knecht, das Brotkorn auf kräftiger Schulter tragend. Es entstand ein freudiges Getümmel. Der Zug ging über den Hof. Dort ward auf Anordnung des Landmanns Halt gemacht, denn auch die Hausfrau hatte ihre Opfergaben bereit gelegt. Jedes Mütterchen bekam ein großes Brot, ein Beutelchen Mehl, ein Beutelchen Obst und ein kräftig Stück

Fleisch. Der älteste Sohn des Hauses aber drückte jeder Alten einen Gulden in die Hand.

„Das Holz soll euch morgen zugefahren werden!" sagte der Landmann. Nun bildete sich hinter jedem Mütterchen ein Zug von Jünglingen und Jungfrauen, die auf ihren Armen die Gaben trugen.

Welch ein Fest war das! Alle Gäste nahmen Theil daran; ja da war auch nicht Einer, der nicht entweder etwas hätte tragen helfen, oder der es unterlassen hätte, eine kleine Gabe zuzulegen.

Nach und nach kamen die Jünglinge und Jungfrauen mit hellen Angesichtern zurück. Manch Auge leuchtete in feuchtem Glanz, denn es hatte Freudenthränen vergossen über das Glück und die Freude der Alten, die jetzt zu Hause Gott lobten und priesen.

Das Fest ward fortgesetzt, Fröhlichkeit herrschte; keine Rohheit, kein Mißton störte es: es war durch die eben geschehene That geheiligt worden.

Bruchstücke.

Von

Friedrich Rückert.

1.

ie Kirch' ist heut so weit, die Kirch' ist heut so leer;
Ich sah sie in der Nacht erfüllt von solchem Heer

Der Todten, deren mehr als der Lebend'gen sind;
Sie saßen eng gedrängt, gemengt Greis, Mann und Kind.

Da weht' ein Morgenwind und alles war verweht;
Und niemand denkt daran, der jetzt zur Kirche geht.

Ich aber denke dran, wie Tags die Kirch' ist leer,
Und in der Nacht allein erfüllt von solchem Heer.

2.

Nun singt man dir zu Grabe,
Wie du dir's hast bestellt,
Damit es noch dich labe
Beim Heimgang aus der Welt.

Dich wird das Lied nicht stören
In deiner Todtenruh,
Du brauchst es nicht zu hören,
Wir andern hören zu.

Als deinen Leib, den kranken,
Des Tod's Gefühl durchdrang,
Hast du dich in Gedanken
Gelabt an diesem Sang.

3.

Die Ueberlebten haben
Die Todten zu begraben,
Und nächstens gleichermaßen
Begraben sich zu lassen.

Zurück nimmt Heerd' um Heerde
In ihren Schooß die Erde,
Und sendet an's Geschäfte
Statt müder frische Kräfte.

Fort dauert ohne Lücke
Das Drängen auf der Brücke,
Des Aus- und Einwärtsstrebens
Von und zur Stadt des Lebens.

Zuruf.

Von

Justinus Kerner.



Steig in der Erde Nacht,
Wohl manchen Edelstein
Find'st du in tiefem Schacht,
Der unversehrt und rein.

Taug' in des Meeres Grund,
Such' am einsamen Riff,
Manch' Perle rein und rund
Hascht ein geschickter Griff.

Geh' hin, wo sich ohn' Ruh'
Der Menschen Markt bewegt,
Nicht *ein* Herz findest du,
Das keine Narbe trägt.

Einer Verklärten.

Von

Adolf Böttger.

ine Ros' im jungen Lenz gebrochen,
Nicht vom rauhen Herbstesfrost entlaubt,
Hat Dein Dorn nur unser Herz durchstochen:
Als Du Holde
In der Locken Gloriengolde,
Als Du sanft geneigt Dein liebes Haupt.

Düster streuen wir am öden Strande
Rosen Dir in schuldlos weißem Glanz,
Während Engel schon im Lichtgewande
Licht'rer Fernen
Flechten Dir auf sel'gen Sternen
Der Verklärung dornenlosen Kranz!

Feierabend.

Von

Wilhelm Preger.

o leg den Hammer aus den Händen,
Den Meisel, der den Fels bezwingt,
Und seinen unfruchtbaren Lenden
Die herrliche Gestalt entringt.

Laß um dich ihre Flügel schwingen,
Die linde, mütterliche Luft,
Sie sänftigt alles heiße Ringen
Und eint versöhnend jede Kluft.

Der Wandrer eilt vom Sand der Wüste
Den Palmen und den Quellen zu;
Und auf den Wogen schwankt zur Küste
Das müde Boot zur Hafenruh';

Und Flur und Wald fühlt ein Verlangen,
Zu ruh'n der Nacht im weichen Schooß;
Es strebt an Vaters Brust zu hangen
Die Welt seit Jahren ruhelos.

Wenn Mondlicht spielt auf finstren Wogen,
  Im dunklen Laub sein goldnes Spiel,
Und ernst und groß der Himmelsbogen
  Voll Ruh' umschließt das Weltgewühl,

Wenn dem und jenem Erdensohne
  Das Werkzeug aus den Händen sinkt,
Und er den Frieden sich zum Lohne
  Im heil'gen Kelch der Ruhe trinkt:

Dann schließt ihm lichter Glanz der Sterne
  Der wirren Welt Geheimniß auf,
Und er erkennt in fernster Ferne
  Das Ziel von allem Weltenlauf.

Einst riß die Kraft der Elemente
  Sich von des Menschen Herrschaft los,
Doch was der Weltentag einst trennte,
  Ruht friedlich nun der Nacht im Schooß.

Verlorne Herrschaft zu gewinnen,
  Spannt riesig sich die Menschenkraft,
Sie stürmt der Erde höchste Zinnen,
  Und rüttelt an der Erde Schaft.

Doch alles Kampfgeschrei der Streiter
  Löst sich in süße Harmonien,
Wenn auf der Sterne Himmelsleiter
  Die Seelen still zur Heimath ziehn.

Mir sagt der Blick der tausend Sterne,
  Mir haucht's der Blumen süßer Mund,
Mir thut's die lichte Himmelsferne
Und mild und reich die Nachtluft kund:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden
Nach diesem großen Weltentag,
Wo frei der Geist von Körperbanden
Sich sel'ger Herrschaft freuen mag.

Drum laß die müde Hand nun sinken,
Und fühle, wie du neu vertrau'st,
Wenn du, wo dort die Sterne blinken,
Der stillen Nacht ins Auge schau'st.

Gedichte

von

Hermann Waldow.

1.
Wann ich bete.

n festen Stunden nicht tret' ich
Mit Wünschen zum Ewigen hin,
Nur wenn sich mein Herz regt, dann bet' ich
Zum Vater mit liebendem Sinn;
Nur wenn im Gefühle des Glückes
In mir das Bedürfniß sich regt,
Nur wenn unterm Druck des Geschickes
Das Auge zum Himmel sich schlägt!
Dann bet' ich um Stärke im Leiden,
Um Demuth bei heiterm Geschick;
Ich bete: „Lehr' Alles mich meiden,
Wodurch ich zerstöre mein Glück!" —
Ich bete: „Lehr' Tugend mich üben,
Und mach' deinem Bilde mich gleich,
Daß gerne die Menschen mich lieben,
Denn Liebe, nur Liebe macht reich!" —
Dann senket sich Trost und Erquickung
Hinab in die wogende Brust,
Ich preise die ewige Schickung,
Sie bringe mir Schmerz oder Lust.

Nicht bet' ich mit prunkenden Worten;
Denn sicherer steigt mein Gebet
Empor zu den himmlischen Pforten,
Das innig dem Herzen entweht;
Und kann ich nur weinen, nur klagen,
Und macht mich verstummen der Schmerz —
Nun, kann's auch die Lippe nicht sagen,
So sagt's doch dem Vater das Herz!

2.

Bei einem Begräbniß.

Sie fahren ihn hinaus, den jüngst als Raub
Der Tod hinweggerissen aus dem Leben. —
O welch ein Prunk um eine Hand voll Staub,
Dem Staube dieser Welt zurückzugeben!

Welch eitler Prunk! — Die Menge steht und gafft,
Als gelt' es eines heitern Räthsels Lösung;
Doch unter gold'ner Decke — grauenhaft
Arbeiten schon die Kräfte der Verwesung!

Da hält der Tod mit starrer Hand den Raub,
Den er gerissen aus dem heitern Leben. —
O welch ein Prunk, um eine Hand voll Staub
Dem Staube dieser Welt zurückzugeben!

Doch du, der einst beseelt dies todte Nichts,
Für den am Grabe sie jetzt trauernd beten,
Befreiter Geist! wie wirst im Strahl des Lichts
Du jetzt vor deinen ew'gen Richter treten?

Dereinst aus reinstem Stoffe schuf er dich —
O, bist du rein und fleckenlos geblieben?
Sahst du vom Hauch der Sünde nimmer sich
Den reinen Spiegel deiner Seele trüben?

Und jene reichen Kräfte, die Er dir
Im wilden Sturm des Lebens gab als Waffen,
Benutztest du sie stark und weise, hier
Dein eignes Glück und fremdes Glück zu schaffen?

Treu dir zur Seite steht dein Engel mild,
Das Angesicht von Licht und Glanz umflossen,
Mit goldner Schale, bis zum Rand gefüllt
Mit heißen Thränen, die Dir einst geflossen.

Sind's Freudenthränen, welche Liebe dir
Geweiht, und Dank, aus tief bewegtem Herzen,
Wenn du als Engel den Bedrängten hier
Gespendet liebreich Trost in ihren Schmerzen;

Sind's Kummerthränen, die das Aug' bethaut,
Wenn Herzen du voll heißer Liebe kränktest,
Wenn du in Seelen, die dir fest vertraut,
Die Schatten der Verzweiflung niedersenktest? —

Befreiter Geist, für den am Quell des Lichts
Die Engel jetzt mit heißer Inbrunst beten,
Heil dir! wenn in der Stunde des Gerichts
Du rein vor deinen Richter bist getreten;

Wenn du im Anschau'n Seiner Majestät
Wagst auf ein mildes Friedenswort zu hoffen,

Wenn süß an dich der Ruf ergeht: Es steht
Die Pforte dir des Vaterhauses offen! —

Das Ird'sche nur verfällt dem Tod zum Raub,
Wenn heimwärts will die freie Seele schweben. —
O welch ein Prunk, um eine Hand voll Staub
Dem Staube dieser Welt zurückzugeben!

3.

Der Schwache nur wird bange zittern —

Der Schwache nur wird bange zittern,
Wenn muthig es zu kämpfen gilt,
Wenn sich mit Stürmen und Gewittern
Der Lebenshimmel rings umhüllt;
Es hat der Herr die Menschenseele
Mit reichen Kräften ja geweiht,
Daß nimmer uns die Waffe fehle
Auch in dem schwersten Lebensstreit.

Drum wandre als ein kühner Streiter
Durch dieses Lebens Graus und Nacht;
Vielleicht, daß strahlend dir und heiter
Ein goldner Morgen bald erwacht! —
Doch, wenn durch muthige Bestrebung
Du nicht den Siegeskranz gewannst,
Dann bleibt dir Eines noch — Ergebung,
Worin du Frieden finden kannst!

Nicht klagen darfst du, nicht erliegen!
Gott bleibt dein Schutz ja für und für.
Und gab Er dir nicht Kraft zum Siegen,
Gibt Er doch Kraft zum Dulden dir!
Ja, ob dir viel das Schicksal raube,
Und ob der Sturm dich wild umgrollt,
Stets tröste dich der feste Glaube:
Der Vater hat es so gewollt!

Das Palmenhaus auf der Pfaueninsel.

Von

Dr. C. G. Carus.

m 26. September 1833 war ich in diesem Palmenhause. Eben hatte der dort angepflanzte Wald tropischer Gewächse in dem neuen feinverzierten Säulengetragenen Gebäude auf das Beste sich entwickelt, eine warme Herbstsonne durchleuchtete die mannichfaltige Belaubung. — Die Wirkung war anmuthig und reich. — Zurückgekommen nach Berlin schrieb ich die nachfolgenden Bemerkungen damals Abends in mein Taschenbuch, und unbenutzt lagen dann die wenigen Blätter viele Jahre lang.

Jetzt wo ich mich veranlaßt sehe zum Gedächtniß des trefflichen Gellert in dieser Sammlung ebenfalls ein Blatt niederzulegen, wähle ich aus vergilbten Heften jene kleine Schilderung — gleichsam einen Palmenzweig aus jenem Palmenhause — für den geehrten Todten, hoffend, daß dadurch in einigen Lesern die Erinnerung angefrischt werde an eine Erscheinung, die es wohl verdient, daß man sie nicht ganz aus den Gedanken entschwinden lasse.

Wer ist, den nicht einmal, ja öfters, die Sehnsucht angeweht hätte, unter Palmen zu wandeln? — Heute war ich unter ihnen! — Wirklich sind hier die trefflichsten Repräsentanten einer heiter sich entfaltenden üppigen Pflanzenwelt der Tropengegend in bequemen anmuthig

verzierten Räumen versammelt! — Da ist nichts von dem kranken dumpfigen Leben gewöhnlicher Treibhäuser, nichts von dem grünen Moderbeschlage und der bedrückenden Luft dieser zuweilen etwas unbehülflichen Pflanzenspitäler; nein! in reinen eleganten Formen erhebt sich die Schranke, welche die hier vereinte Pflanzenwelt, mit ihrem künstlichen durch Röhren warmer Luft erweckten Klima, von der äußern rauhen Natur abgesondert, und 40 Fuß Höhe und 112 Fuß Länge dieses Locals bieten Ausdehnung genug einer, uns eben überhaupt erreichbaren, Erziehung tropischer Pflanzen, einen heitern würdigern Raum zu verleihen. — — Trittst du nun zunächst mitten unter diese fremde Pflanzenwelt, so erfreuen dich sogleich die, Netzen gleich herabschwebenden Fäden der Passifloren (Passiflora kermesina und racemosa) welche wie ein zarter Vorhang hinter der ganz der Sonne blosgestellten vordern Glaswand geordnet sind; — es ergötzt dich die Menge der prachtvollen zartrothen Blüthen an diesen schwebenden Teppichen und Quasten, es erfreut dich zu sehen, wie ihnen von unten entgegenwachsen die hochstämmigen Exemplare der breitblättrigen Cecropien (Cecropia peltata und digitata), die prächtigen hohen Exemplare von Aletris fragrans, die schönen Pisangkronen und die nie so gesehenen Individuen von Pandanus utilis mit seinen reichen Blätterkronen auf den starken dreifach verzweigten Aesten, so wie der Pandanus odoratissimus und sylvestris, nebst den laubgekrönten Stämmen der Dracaena umbraculifera und Draco, und den hohen in schwankende Seitenäste quirlförmig auswachsenden Exemplaren der zart-grünen Araucaria brasiliensis. — Majestätisch breiten nun zwischen dem prächtig grünenden Walde niederer Pflanzen die hohen Blatt-Schirme der Fächer- und Schirmpalmen sich aus; hier erhebt sich die aufschießende Dattelpalme (Phoenix dactylifera), dort schwankt mit zarten gefiederten Zweigen und wunderbar dreieckig abgestutzten Blättchen die zierliche Caryota urens, während weiterhin die aus Italien wohlbekannte kleinere Fächerpalme (Chamaerops humilis) ihre steifen Fächer ausbreitet, und daneben die weit größern Blattfächer noch stammloser, aber herrlich ausgebreiteter Schirmpalmen (Corypha umbraculifera,

palmetto und australis) das Auge des Betrachters ihren schönen Bogenlinien nachziehen. — Dann ragen wieder über die mäßigen drei bis vier Fuß langen Blätter von Pothos crassinervia, über die breiten, an Malachit erinnernden Blätter von Marantha zebrina, und die gefiederten, aus den wunderlich geschuppten Knollen hervorstrebenden Blätter der Zamia revoluta, ja zugleich über die zierliche Heritieria elegans, wie über die binsenartige Bonapartea juncea, und die silbergetupfelten Blätter der Begonia argyrostigma, andere Kronen zartgebildeter Palmen herauf; Arenga sacharifera und Areca Palmen breiten ihren Schirm aus, Cycas revoluta und circinalis erfreuen durch das zarte Grün ihres Laubes das Auge, während andere Pflanzenformen, wie die breitschattende und schönblühende Astrapaea alba und Wallichii, die hochstämmigen Exemplare von Yucca aloefolia und Musa rubra, nebst dem zarten Laube hoher Bambusen, sich daneben erheben und die Mannigfaltigkeit der Gruppirung vervollständigen. Denkst du dir nun noch unten, die, in zierlichen Einfassungen gebrannter Steine und des zart umherrankenden Laubes von Lycopodium stoloniferum aufsprießenden mannigfaltigen Blumen hinzu, wo neben prächtig duftenden Blüthen von Limeria alba und Volkamerien, neben Browallien und Begonien, die großen weißen Blüthen von Amaryllis ornata sich erschließen, so wird das Bild eines reichen tropischen Pflanzenlebens immer deutlicher sich entfalten. — Kommen endlich noch mannigfaltige Kunstgebilde hinzu, wie das von weißem Marmor in wunderbaren durchbrochenen Netzwerk gearbeitete Geländer, aus einer indischen Pagode stammend, welches den Raum für den etwa still neben dieser schönen Pflanzenwelt in Betrachtung Verweilenden abgränzt, und die schlanken geschmackvoll, ebenfalls in einem fast indischen Stil gebildeten Säulen, welche die leichte, zu beiden Seiten nur gläserne Decke des Ganzen tragen, ja leuchtet das Sonnenlicht durch die als Einfassung der Glaswände sinnvoll angebrachten bunten Glastafeln, so schließt sich das Ganze ab zu einem der Erinnerung sich unauslöschlich eingrabenden Gemälde aus einer andern, von der Natur mehr begünstigten Sphäre unseres Erdlebens.

Und doch hast du den Eindruck nur halb gewonnen, so lange du diese Blätterwelt von unten betrachtest! — Aber nun steige hinauf in die bequeme fast indische Loggia über und neben diesem heitern Raume! — Blicke nun von oben auf die breiten Schirme der Fächerpalmen, auf das zarte Grün der Bambusen, auf die gefiederten Blätter der Caryota, und breiten Blattfächer der Cecropien und Astrapaeen! — Bemerke wie in warmer reiner Luft das Sonnenlicht hier die zarten Ranken der Passifloren durchstrahlt, dort die breiten straußartig übereinander gesetzten Blätter der Aletris beleuchtet, und oft der Farbenschimmer der bunten Gläser noch das an sich schon mannichfaltige Lichtspiel auf das Aeußerste steigert, — und gewiß du wirst, wenn du endlich wieder scheidest, sagen müssen, wie nur zu sehr es sich auch hier wieder bewähre: „daß Niemand ungestraft unter den Palmen wandle!“ — Indeß jeder reine glückliche Blick, welcher dem Menschen in die Schönheit der Welterscheinung vergönnt ist, vermehrt den Reichthum seines innern Daseins! — und so, bis du einst die Herrlichkeit der Tropenwelt selbst erblickst, gehe hin und freue dich an diesem wohlerfundenen und wohlgelungenen Nachbilde derselben im engern Raume!

Sonntags im Feld.

Von

Friedrich Güll.

eber goldnen Kornes Wogen
Kommt die laue Luft gezogen,
In den Klee senkt sich die Lerch'.
Alles still — am Waldessaume
Lehnt der Schäfer unterm Baume,
Und die Heerde ruht im Pferch.

Nur des Dorfes Glocken hallen,
Und die Kirchengänger wallen
Feierlich die Flur entlang.
Aus des Gotteshauses Pforten
Tönt in schwellenden Akkorden
Weit in's Thal der Orgel Klang.

Sinnend steh ich still, zu lauschen
Bald der Föhren leisem Rauschen
Bald des Festgesanges Chor.
Auch die Lerche jauchzet wieder
Hoch im Himmel Jubellieder;
Und so wird nicht satt mein Ohr.

Mich umwehet heil'ger Frieden,
Als ob Engel jetzt hienieden
Segnend wandelten durchs Feld.
Sonntag, Sonntag allerorten,
Ists auch mir im Herzen worden;
O du schöne, schöne Welt.

Eine Morgenwanderung.

Von

Ferd. Naumann.

1.

urch den Morgennebel zieh' ich.
Wolkenschäfchen nur allein,
Da sie hoch am Himmel stehen,
Baden sich im Sonnenschein.

Eine fromme Lerche schwingt sich
Frühlingslustig in die Luft,
Und sie singt und tiriliret:
Sei willkommen Sonnenduft.

Horch! die Morgenglocke betet!
Feiernd rauscht es durch das Thal!
Durch die Blätter, durch die Blumen
Leise zieht der Sonnenstrahl.

Sonnenstrahl und Morgenglocke,
Wie schlagt ihr so laut an's Herz!
Eine fromme Lerche selber,
Fliegt es dankend himmelwärts.

2.

O du schöner Sonnenstrahl,
Sei gegrüßt viel tausendmal!
Kommst aus deinem goldnen Meer
Ach, so weit, so weit daher!

Kommst so weit und gehst so schnell!
Ei, du hurtiger Gesell!
Keines ist wie du gestellt,
Keines kennt wie du die Welt.

Und was bringst du täglich mir?
Alles Schöne dank' ich dir,
Dir, o Strahl, von Gott gesandt,
Zu beseelen Meer und Land!

Ohne dich, du Wunderkind,
Wär' die Muttererde blind,
Wäre stumm und starr und todt,
Und kein rosig Morgenroth,

Und kein goldner Abendschein
Deckte Meer und Berg' und Hain,
Farblos wär' der Erde Kleid,
Grauer als Vergangenheit.

Drum in nimmermüder Ruh
Treibt und drängt dir Alles zu.
Giebst auch nach der Erdennacht
Allen Licht und Farbenpracht!

O, du schöner Sonnenstrahl,
Sei gegrüßt viel tausendmal!
Komme morgen, so wie heut!
Sei gesegnet allezeit!

3.

Thautröpflein hängt am Blatt
Und zittert leise.
Da kommt der Sonnenstrahl
Von seiner Reise.

Thautröpflein will hinab
Zur Erde sinken;
„Halt Tröpflein!“ sprach der Strahl,
Und thät es trinken.

Die Tröpflein geben ihm
Der Farben sieben;
Doch keiner plaudert aus
Wie sie ihn lieben.

Die Tröflein sagen's nicht,
Wie gern sie starben;
Sie wurden schöner all'
Im Licht der Farben.

4.

Die Vöglein jubiliren und fliegen grad und krumm;
Ich glaube gar, sie tanzen dort um den Baum herum.

Das Blumenvolk, das kleine, es wackelt hin und her,
Die Käfer schwirren summend und brummend kreuz und quer.

Der alte Baum, o Wunder, blüht auf und weiß es nicht,
Und wirft die jungen Blüthen den Käfern in's Gesicht.

Der alte Baum, die Käfer, so ist's auf jedem Fall,
Die Blumen und die Vöglein sind frühlingstrunken all'.

Der Frühling ist ein Kobold. Auch mich hat er geneckt;
Läßt mich nicht wieder aufstehn, wo ich mich hingestreckt.

5.

Auf dem Berg bin ich ein König!
Mein ist Alles, was ich seh!
Junges Gras ist grüner Sammet,
Drauf ich liege, geh' und steh'!

Auf dem Berg bin ich ein König!
Alles, was ich seh', ist mein!
Einen goldnen Purpurmantel
Hängt mir um der Sonnenschein.

Eichbaum hier ist meine Krone,
Und mein Scepter ist mein Stab.
Ach, wie bin ich doch so glücklich,
Daß ich solchen Reichthum hab'!

Und mein treues Volk — die Blumen
Sind es und die Vögelein!
Königin will jede Blume,
Dichter jedes Vöglein sein.

6.

Die Welt, die Welt, die große Welt,
Die schöne Welt ist mein!
Mein sind die Stern' am Himmelszelt,
Der Mond- und Sonnenschein!

Mein sind die blauen Berge dort,
Die Wiesen rings und rund,
In Ost und West und Süd und Nord
Die Städt' und Dörfer bunt.

Mein ist der grüne duft'ge Wald,
Mein ist der Hirsch, das Reh,
Mein sind die Vöglein mannigfalt,
Die Fischlein in der See!

Fürwahr, das ist ein glänzend Reich
Voll Sonnenduft und Pracht!
O Frühlingstag, wie reich, wie reich
Hast du mich nicht gemacht!

Auf die Berge, auf die Thürme!

Von

Adolf Peters.

Zieht nicht immer tief im Thal
Wege, Gassen, lang und schmal!
Peinlich ist der Blick bedrängt
Und zuletzt das Herz verengt.
Aufgeklommen, auf die Berge,
Auf die allerhöchsten Thürme,
Wo die Winde werden Stürme
Und die Menschen stumme Zwerge,
Wo die Schatten untergehen
In der Fülle hehren Lichtes,
Aus dem Erdkreis Züge sehen
Eines ew'gen Angesichtes!
Jede Stufe, die dich weiter
Aufträgt zu der goldnen Zinne,
Staffel einer Himmelsleiter
Wird sie dem entzückten Sinne;
Jeder Schritt am steilen Hange,
Jeder Tritt im Aufwärtsdrange
Ist ein Fittig, kühn geschlagen,
Ueber Wolken dich zu tragen.

Lange winkt des Gipfels Thron,
Endlich krönt dich Siegerlohn.
Wie mit ausgespanntem Flügel
Hoch der Aar in Lüften ruht,
Unter sich die grünen Hügel,
Felder, Hütten, Wald und Flut:
Also deine Augen schweben
Ueber Erd- und Menschenleben,
Und der Geist, gedankenvoll,
Lauscht, wie wenn ein Ruf erscholl,
Als ob eine Stimme hallte
Hoch im Aether, tief im Walde.
Unergründlich ist das Wort,
Weiter, weiter fliegst du fort.
Und du dehnst, ein Flügelriese,
Hin dich über Paradiese,
Schwebst wie Sternengeister schweben,
Sich versenken, sich erheben,
Eingehn in die niedern Dinge,
Ihnen leihn die Himmelsschwinge
Und Gemeinschaft voller Segen
Mit der Höh' und Tiefe pflegen.
Gleich zu neuen Wunderauen
Hast du blitzschnell dich geschwungen,
Nah und fern in Eins geschlungen,
Bis die letzten Berge grauen,
Bis zu Gipfeln du geflohen,
Die sich schwindlich überbrücken,
Und der Geisterfreiheit Lohen
Dich mit Seligkeit durchzücken.
Alles schaust du jetzt von oben,
Staub und Nebel sind zerstoben,

Die dich schauervoll umringt,
Bist erlöst von deinen Jochen,
Deine Fessel ist gebrochen,
Deine Jugend noch verjüngt.
Unvermählt ist deine Kleinheit
Nun dem All der Gotteseinheit,
Ach, nun lebst du voll und ganz,
Deine Ohnmacht ist gewichen,
Selbst der Tod ist dir verblichen
Vor des höchsten Lebens Glanz.
Feiernd blickst du in die Runde:
„Wie es auch im Nebelgrunde
Unter mir sich kreuzt und kreis't,
Mit dem Menschengeist im Bunde
Waltet ewig Gottes Geist!“

Lenzfreude.

Von

Karl Egon Ebert.



Wie dank' ich, Gott, dir inniglich,
Daß schau'n du ließest wieder mich
Den neuen Lenz, das junge Grün,
Und all' das Keimen, und all' das Blüh'n.

Ich trank mich heut schon wonnig satt
An Frühthau aus dem Ahornblatt,
Ich sog in mich der Wiese Duft,
Ich badete mich in Waldesluft.

Am Mittag ruht ich im Schatten aus,
Die Buche wölbte mir das Haus,
Mit Beeren bestellt' ich mir den Tisch,
Ich zapfte den Wein aus dem Felsen frisch.

Am Abend stand ich an Teiches Rand,
Und sah der Sonne strahlenden Brand
Sie neigte sich nieder, sie küßte die Fluth,
Und tauchte hinab in Purpurgluth.

Und als herunter sank die Nacht,
Da staunt' ich an des Himmels Pracht,
Mit Sternenschimmer und Mondesglanz
Tränkt' ich das Aug' und die Seele ganz.

Von Schönem bin ich tief erfüllt,
Wie wird der Schlummer sein so mild!
So geh' ich, Gott, mit dir zur Ruh',
In allem Schönen — bist ja Du.

Gedichte

von

Moritz Heidrich.

1.

Frühlingsregung.

enn die Knospe zart und still
Sich im Frühling regt,
Und vor Lust erblühen will,
Schlägt das Herz bewegt.

Weil es weiß, daß ihm auch wol
Balde kommt die Zeit,
Wo es, wie die Knospe soll
Blüh'n in Freudigkeit;

Weil es dann in Lust und Schmerz
Schöneres nicht giebt
Als ein reines Menschenherz
Das ein Gleiches liebt.

2.

Frühlingsgebet.

Laßt uns still im Frühling beten,
Wenn's am schönsten um uns blüht,
Daß die Menschen nicht zertreten
Ein still blühendes Gemüth;

Daß kein wildes, neid'sches Auge
Auf die Blumenknospe fällt,
Der, beim sanften Frühlingshauche
Ahnung bang den Busen schwellt.

Stört die Engel im Gemüthe,
Die drin weben spät und früh,
Stört sie nicht, damit die Blüthe
Nicht verdorre, noch verblüh!

Wenn in Gottes Heiligthume
Frühling seinen Einzug hält —
O da laßt des Herzens Blume
Träumen still in ihrer Welt.

Denkt daran, wie man zertreten
Euch die Blumen im Gemüth:
Laßt uns still im Frühling beten
Wenn ein Herz still einsam blüht.

3.

O klage nicht!

O klage nicht, wenn früher Schmerz
Auf dunklem Pfad dich führt,
Wenn deine Sehnsucht, armes Herz!
Der Hoffnung Trost verliert.

Wenn an die Menschen um dich her
Dein schöner Glaube schwand —
Wo deine Seele nimmer mehr
Den wahren Frieden fand;

Verschließe nur dein bitt'res Weh'
Recht tief in deiner Brust —
Nach kaltem Seelenfrost und Schnee
Erwachet Frühlingslust.

Es kommt auch deine Maienzeit,
Geheilt wird all dein Schmerz —
Einst sinkest du voll Seligkeit
An ein geliebtes Herz;

Und weinend rufst du dann ihm zu:
„Nun ist die Nacht erhellt!
Du bist mein Frieden, meine Ruh' —
Du Herz! bist meine Welt!

4.
Im Winter.

Nun ist die stille Heimlichkeit
Des Winters angebrochen —
Vergangen all die Lieblichkeit
Der schönen Sommerwochen.

Der bunte Farbenschmelz verschwand,
Die frische Lust der Wälder —
In sich versunken träumt das Land —
Im Schlummer ruhn die Felder.

Das ist die stille Brütezeit
Wo, tief in sich versunken,
Mein Geist des Lebens Sommerzeit
Durchlebt, begeistrungstrunken.

Da liegt sein Frühlingsleben klar
Vor ihm in ew'gem Glanze —
Er fühlt nur Das, was in ihm wahr —
Er schaut in ihm das Ganze.

Er schaut, was in den Dingen ruht,
Die rastlos sich entfalten —
Schaut, was mit tiefverborg'ner Gluth
Sich wird aus ihm gestalten;

Er schaut, was aus der Erde Grund
Auch ihn zum Licht geboren —
Das tiefste Inn're wird ihm kund —
Das nimmer wird verloren.

Der Erde bunter Farbenglanz
Wacht auf ihm in Gedanken —
Er fühlt das Wehen, fühlt es ganz —
Unendlich, und in Schranken.

Was Großes, Ew'ges je geschah, —
In altersgrauen Tagen,
Steht gegenwärtig vor ihm da,
Mit Freuden, wie mit Klagen.

Die ew'gen Geister sind ihm nah —
Und Das, was sie verbindet;
Für Ewigkeit erfaßt ihn da
Ihr Wehen, das nie schwindet.

Wie lockt's ihn da in's stille Reich
Wo Ew'ges nur sich findet —
Wo sich das Wehen ewig gleich,
Nicht an das Nicht'ge bindet.

Das ist des Winter's starke Kraft
Die, rege, im Gemüthe
Am schönen, neuen Frühling schafft —
Wenn still noch schläft die Blüthe.

Das ist die stille Brütezeit
Wo, tief in sich versunken,
Mein Geist des Lebens Seligkeit
Durchlebt, begeistrungstrunken.

Mittheilungen.

Von

Aurelie.

m schnellsten wird man mit dem Geiste eines Volkes durch seine Sagen bekannt und vertraut. In Süddeutschland trägt sie der Landmann im Munde, im Lied und Wort; im Norden aber (in Holstein ist es wenigstens so) sind sie der Schatz des eignen Heerdes, und man meint, daß wer nicht damit aufgewachsen sei, gar kein Verständniß dafür mitbringen könne. Ja, der hat noch großes Glück, dem man es glaubt, daß er so bekannte Dinge nicht längst wissen sollte, so gut als Weg und Steg im Lande. Wie oft geschieht es einem nicht, daß, wenn man auf einem Spaziergang den Bauern im Felde die Frage stellte: wie heißt das nächste Dorf, oder wie weit ist es bis dahin? der Gefragte, ohne Antwort zu geben, schlau lächelnd fortarbeitet, in der Ueberzeugung, man habe ihn nur zum Besten gehabt. Gilt man aber erst für fremd und unbekannt mit Land und Sitte, so wird man von dem Bauer, nach dessen Ansicht die Bewohner der Erde in Holsten und Butenminschen bestehn, als ein halber Ketzer betrachtet. Er wird aus Gutmüthigkeit allenfalls sein Brod mit einem Ausländer theilen, seine Meinung aber, und noch sicherer seine Empfindung verschließt er gewiß vor ihm, bis eine langjährige Bekanntschaft und Beobachtung den Weg zu seinem Herzen öffnet, auf das man dann sicher zählen kann. Nun erst giebt der Holsteiner sein Bestes her, nicht nur an leiblicher Speise; in herzlicher Vertraulichkeit theilt er

mit, was den Gast erfreuen kann, und auf Verlangen wohl auch lächelnd die Sagen seines Kirchspiels. Darunter gibt es der wunderbaren genug; die Alräunchen, Unterirdischen und Hauskobolde spielen darin eine große Rolle, und man schreibt ihnen vielerlei Gutes und Schlimmes zu. Diese Sagen gleichen indessen mit wenig Abweichungen denen, die auch im übrigen Deutschland vorkommen, doch giebt es auch solche, die einen local-holsteinschen Charakter tragen und denen wohl eine wahre Begebenheit zum Grunde liegen mag. Von diesen mögen hier zwei mündlich überlieferte folgen. —

1.

Das alte brave Mütterchen.

Ein altes Mütterchen saß einsam in ihrer Hütte, während die Husumer ein großes Fest auf dem Eise feierten. Sie hatten Zelte draußen aufgeschlagen, und die ganze Stadt war versammelt. — Da wimmelte es von Schrittschuhläufern und Pikschlitten, in den Zelten erscholl Musik, viel junges Volk tanzte, und die Alten spielten, rauchten und tranken. Schon brach die Nacht herein, der Mond ging auf, aber der Jubel wollte nicht enden.

Das alte Mütterchen, obwohl sonst nicht lebenslustig, wäre wohl auch gern dabei gewesen; aber krank und gebrechlich, war sie ihrer Füße nicht mehr Herr. — Ihr Häuschen stand auf dem Deich, und sie konnte von ihrem Bette aus das Schauspiel aus der Ferne betrachten. Lange Zeit machte es ihr Freude, als es aber zu dämmern begann, da überkam sie eine Angst, und sie dachte: wenn doch die Leute wieder heimgingen! Und als sie so auf die See hinausblickte, gewahrte sie am fernsten Horizont ein kleines weißes Wölkchen; da ward ihr unendlich bange, denn sie war als die Wittfrau eines Schiffers ein hal-

der Seemann, und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Nun überrechnete sie: „in einer Stunde muß die Fluth da sein: bricht dann der Sturm los, so sind Alle verloren!" — Da rief sie so laut sie konnte, aber Niemand hörte sie, denn Alle waren auf dem Eise. Unterdeß ward die Wolke größer und größer, und allmälig immer schwärzer. Da rafft sie ihre letzte Kraft zusammen und kommt mit ihren Krücken glücklich bis an den Ofen. Dort ergreift sie einen Brand, wirft ihn in das Bettstroh, und wankt hinaus, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Bald stand nun auch das Häuschen in hellen Flammen, und sobald der Feuerschein vom Eise aus bemerkt ward, hatte der Jubel ein Ende, und alles stürzte eilig dem Strande zu. Schon hatte sich der Wind erhoben und fegte den Schnee auf dem Eise vor sich hin, dunkler und dunkler ward der Himmel, das Eis knarrte gewaltig und begann zu schwanken, der Wind ward zum Sturm, und kaum hatten die letzten Husumer den Fuß aufs feste Land gesetzt, so brach auch schon die Eisdecke, und die Fluth überströmte Alles! Das arme Mütterchen aber rief den Kommenden entgegen: „Willkommen, willkommen! Gott hat mein Leben so lange gefristet, daß ich euch errettete, nun will ich auch gern sterben." —

Aber sie lebte noch lange und ward hoch in Ansehen und Ehren gehalten, denn sie hatte ja Hab und Gut und das eigene Leben daran gesetzt, zum Heil der Andern. —

2.

Von der Jungfrau Elke.

„Was schimmert dort für ein Licht herüber?" so hatte schon mancher Matrose den Lootsen gefragt, und dieser gab dann zur Antwort: „Das ist das Licht der Jungfer Elke, auf unsrer Hallig, die wohnt einsam in einer Hütte; Vater und Mutter sind längst gestorben und der Bruder ist fern zur See, aber sie lebt noch immer im Geiste mit

den verstorbenen Eltern und wartet noch immer auf den Bruder. Als er vor vielen Jahren von ihr Abschied nahm, da hat sie ihm versprochen, jede Nacht ihre Lampe ans Fenster zu setzen, damit das Licht weithin über die See schimmere und ihm bei der Heimkehr verkünde, daß seine Schwester Elke noch lebe und auf ihn warte. Die gute Jungfrau hat ihr Versprechen treu gehalten; jeden Abend steht die Lampe am Fenster, und so wie der Morgen graut, schaut sie aus, ob kein Schiff in Sicht sei. So sind Monde und Jahre vergangen, der Bruder ist noch immer nicht da, wird wohl auch nimmer wiederkehren. Die Elke aber ist unterdessen alt und grau geworden." So erzählte der Lootse.

Und einmal, als er wieder von der Elke sprach, verlosch das Licht. — Sollte der Bruder wiedergekehrt sein? — Sobald er gelandet war, eilte der Lootse in das Haus der Alten und rief schon von weitem: „Ist der Bruder da? Ist er gekommen?" — Da saß die Jungfrau unbeweglich und leblos, aber über das Fenster gelehnt, als wenn sie noch immer hinausblicke, und neben ihr stand die erloschene Lampe. —

Die Ruine von Hirsau.

Von

Gustav Pfarrius.

as leitet nach den Trümmern
Des Klosters deinen Gang?
Verstummt ja ist der Glocken,
Der Orgel hehrer Klang,
Die Mönche sind gegangen
Auf Nimmer-Wiederkehr
Und St. Aurels Gebeine
Thun keine Wunder mehr.

Ein Schlehdorn nahm die Stelle
Wo einst der Altar stand,
Gezäckte Nesseln brennen,
Wo Kerzen sonst gebrannt,
Der Hauch von wilden Rosen
Anstatt des Weihrauchs weht
Und eifrig spricht darüber
Ein Vöglein das Gebet.

Auch selbst die Schirmherrn-Veste,
Die stolze, brach entzwei,
Des Weidwerks, der Gelage
Getümmel ist vorbei;

Hoch über Wand und Giebel
Winkt aus dem Rittersaal
Die Uhland-Luther-Ulme
Ins grüne Nagoldthal. —

Was harrst du auf den Gräbern,
Bewegt so sonderbar?
Will Wehmuth dich erfassen,
Weil nicht mehr ist, was war?
Hegst gar in deinem Herzen
Du heimliches Vertrau'n,
Auch heute von dem Heil'gen
Ein Wunder noch zu schau'n?

Du weißt, es hat auf Erden
All Menschenwerk sein Ziel,
Ein anderes Jahrhundert
Führt auf ein andres Spiel;
Auch weißt du, daß Aurelius
Die Wunder eingestellt,
Seit nicht mehr wundergläubig
Die wandelbare Welt.

Und doch, was dich beweget,
Ist eine Wunderkraft,
Die, schlafen auch die Heil'gen,
Fort wacht und weiter schafft;
Sie, die hier zackt die Nesseln,
Die Ulme dort belaubt
Und ist und war und sein wird,
Wenn Keiner auch dran glaubt.

Gedichte

von

Gustav Erhard.

1.

Choral.

Melodie: Sei Lob und Ehr' dem ꝛc.


Du hörtest, Herr, mein stummes Fleh'n,
Als ich in Schreckenstagen
Den Blick zu deinen lichten Höh'n
Vertrauend aufgeschlagen,
Vernimm auch jetzt den Lobgesang,
Den meine Seel' in ihrem Drang
Zu dir empor will tragen.

Ich lag ohn' Hoffnung, hülfelos,
Und gab mich ganz verloren,
Da nahmst du mich in deinen Schoos
Und hast mich neu geboren.
Ich danke, mein Erretter, dir
Und habe dich auf ewig mir
Zu Ruhm und Preis erkoren.

Du bist mein Schirm, du bist mein Schild,
Bist meine Wehr' und Waffe,

Wo ist der Feind so rauh und wild,
Der gegen dich was schaffe.
In deiner Rüstung streit ich kühn,
Ich weiß, es muß ein Jeder fliehn,
Daß sie ihn nicht erraffe.

Nicht will ich ferner muthlos sein,
Und fest auf dich vertrauen,
Du bist der Herr, die Welt ist Dein,
Wovor soll mir doch gräuen.
Wo ich auch sei, in welchem Land,
Ich bin in deiner Vaterhand,
Auf meiner Heimath Auen.

Was kann mir denn für Leids geschehn
In diesem Erdenleben?
Wohl muß der Leib zu Staub vergehn,
Mir ward ein Geist gegeben,
Der sich, wenn diese schöne Welt
In Schutt und Trümmer auch zerfällt,
Zum Himmel wird erheben.

Trag' ich vor allem heil'gen Scheu
In Worten und in Thaten,
Und bleibe meinem Gott getreu,
Dann bin ich wohl berathen.
Auch übt er väterlich Geduld,
Bereue ich nur meine Schuld,
Und nimmt mich an in Gnaden.

Auf, preise, mein entzückter Geist,
Des Weltenschöpfers Güte,
Die mächtig sich an uns erweist

In Sturm und Lenzesblüthe.
Ich will, so lang' ich singen kann,
Sein Lob verherrlichen fortan
Im innersten Gemüthe!

2.
Himmelsblumen.

Wenn die Blumen, welche blühen,
Welken rings in der Natur,
Fangen droben an zu glühen
Blumenseelen im Azur.

An dem Himmel sprossen golden
Rosen in der Sonne Licht,
Lilien, Veilchen, auch die holden
Blümelein Vergißmeinnicht.

In den lichten Heiligthumen,
Eine wundersame Saat,
Pflegt der Gärtner seine Blumen
Morgens früh und Abends spat.

Geht durch seine Rosenbeete
Unter Primeln, Tulipan,
Jasmin, Nelken und Resede,
Hin auf sonnenvoller Bahn.

Wenn die Blumenfarben bleichen
Und verlischt der Sonne Schein,
Blühen in der Nacht Bereichen
Silberknospen, Sternelein.

Wie sie prangen in dem Garten,
Auf der schönen Himmelsflur,
Wollest deine Blumen warten,
Süße Pflegerin Natur.

3.

Das Lenzgedicht.

Die Sonne kos't mit deiner Blüthe,
Rothwangig frischer Aepfelbaum,
Deß freuet sich dein jung Gemüthe,
Es regen sich die Wipfel kaum.

Ein munt'res Vöglein kommt geflogen
Und brüstet sich im Blüthenhaus,
Umwallet von des Duftes Wogen
Schaut's keck aus dem Palast heraus.

Ich sitze unter deinem Dache
Geborgen vor der Sonne Licht,
Im süßen Traum versenkt, und mache
Aus Blüthenstaub ein Lenzgedicht.

Die Bienen summen's nach im Chore,
Versammelt unterm grünen Dach,
Und ringsum klingt's zu meinem Ohre
In Melodien tausendfach.

4.

Das Wölkchen.

Wölkchen am Himmel,
Von Lüften bewegt,
Ueberm Getümmel,
Das drunten sich regt,

Schiffst du auf Wellen
Des Aethers die Bahn,
Die dich nun schwellen
Ein silberner Schwan.

Folgest dem Zuge,
Der liebend dich ruft,
Und wie im Fluge
Zerrinnst du in Duft.

Oeffnest die Lieder
Des Auges geschwind,
Tropfest hernieder
Zur Erde gelind.

Könnte ich schweben,
Beflügelt so schön,
Ueber dem Leben
In sonnigen Höh'n!

Droben zu minnen
Die Engel der Ruh,
Und dann zerrinnen
So selig, wie du!

Gedichte

von

Ernst am Ende.

1.

ch sahe eine Mühle,
Ach, zwischen Wies' und Höh'n
In schatt'ger Erlen Kühle
Gar lieblich innen stehn.

Lang saß ich ihr genüber
Und schaut' ins tiefe Thal;
Da dacht' ich: wär's nicht lieber,
Die Mühle schwieg' einmal?

Wie still wär's hier zu lauschen,
Wie friedlich dieser Ort!
Dies Wühlen und dies Rauschen,
Nimmt alle Ruh' hinfort. —

Du ungeduldig Herze,
Du bist solch Mühlenrad;
Du scheuchst mit ew'gem Schmerze
Die Ruh' von deinem Pfad.

Die Mühle wird getrieben
Von Baches jäher Kraft;
So wirst du, Herz, zerrieben
Ruhlos von Leidenschaft.

2.

Wie geht sich's still im Walde!
Kein Wild, kein Jägersmann!
Und doch an Bergeshalde
Kaum Athem ich gewann.

Ich saß ermattet nieder,
Und ließ von Halm und Laub
Umwehen mir die Glieder,
Abfächelnd Hitz' und Staub.

Konnt' ich nicht meine Wege
Genießend förder gehn?
Wie war im Waldgehege
So duft'ges, heil'ges Wehn!

Nun war ich ganz betäubet
Von übereiltem Schritt;
Erhitzet und bestäubet
Saß ich nun da und litt.

O Mensch, von deinem Leben
Ist dies ein deutsam Bild;
Du jagst in eitlem Streben,
Dein Jäger selbst und Wild.

3.

Durch der Fluren reiches Prangen
Wandl' ich, denkend: Alles mein!
Kommt ein Andrer hergegangen,
Denk' auch er, daß Alles sein!
Wem die Scholle mag gehören —
Den Genuß, wer will ihn wehren?

Güter kann der Mensch vertheilen,
Doch das Gute ist gemein;
Und im Anschau'n froh verweilen,
Heißt besitzlos reich doch sein.
Heil des Grün's und Blühens Segen!
Dank den schatt'gen Waldeswegen!

So auch, was die Geister ziere,
Ist der Geist doch allgemein;
Was an eignem ich verliere,
Tausch' ich froh von Andren ein.
Welchen Namen auch verbunden,
Hält ein Geist uns All' umwunden.

Und nach außen, wie nach innen
Bin ich so ein reicher Mann;
Glücklich, daß mit Geist und Sinnen
Alles ich mir eignen kann;
Glücklich auch, von Hab' und Streben
Andren zum Genuß zu geben.

Der Sophiendukaten.

Erzählung
von
Moritz Horn.

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück, und einen letzten Tag.
(Göthe.)

ie Bewohner des Dorfes Finsterwalde ruhten schon lange von den Mühen und Lasten des Tages, nur zwei Menschen waren noch wach, der Wächter, der eben die Mitternachtsstunde abrief, und der Pastor. In seiner Studirstube blinkte noch ein Licht, denn er war beschäftigt, die Predigt zu dem morgenden Feste — dem Charfreitage — zu memoriren. Er stand allein in der Welt; sein einziger Sohn war sofort nach Beendigung der Studien Haushofmeister eines jungen Grafen geworden, mit welchem er eine Reise nach dem Süden unternahm, und blieb so lange Jahre vom Vaterhause fern. Die treue Lebensgefährtin des Pfarrers ruhte auf dem Friedhofe, dicht unter den Fenstern der Studirstube und das Kreuz auf dem Hügel glänzte eben im Mondenscheine, der aus den Schneewolken getreten war, die noch immer den nach Frühling sich sehnenden Himmel umhüllten, als der treue Seelensorger seiner Gemeinde der theuren Heimgegangenen ein stilles Thränenopfer brachte.

„Was Gott thut, das ist wohlgethan," sprach er im Glauben an seinem Erlöser, dessen Kreuzestod er morgen verherrlichen sollte, und nahm das bei Seite gelegte Manuscript wieder zur Hand. Da meinte er ein leises Pochen an der Hausthür zu hören. Er lauschte — tiefe

Ruhe — nur dann und wann fuhr ein wilder Wind durch die Bäume Nach einigen Augenblicken jedoch wiederholte sich das Pochen stärker und anhaltender. Er öffnete das Fenster und fragte, wer es sei.

„Ach, Herr Pastor, kommen Sie schnell um Gotteswillen, ich weiß mir in meiner Angst nicht zu helfen."

„Seid Ihr es, Frau Reiner, geduldet Euch, ich komme sogleich."

Frau Reiner war Wittwe, wohnte am äußersten Ende des Dorfes und betrieb nach ihres Mannes Tode in dem ererbten Häuschen einen bescheidenen Handel mit allerhand dem Lande nöthigen Artikeln. „Eben las ich, Herr Pastor," fuhr sie unterwegs erzählend fort, „mein Abendgebet und wollte zu Bette gehen, als ich an meiner Hausthür ein Geräusch hörte, als ob Jemand die Thürklinke suche. Betreten wußte ich nicht, was ich thun sollte, doch faßte ich mich so gut ich konnte und rief meine Magd. Im Begriffe die Thüre zu öffnen, erschreckte uns ein Fall. Wir schließen schnell auf und — Gott — ein Frauenzimmer liegt vor der Thür, ohnmächtig und halb erstarrt. Nur mit Mühe bringen wir die in einen Mantel gehüllte Person in das Zimmer, die Magd lasse ich bei ihr und laufe zu dem Doktor, der auch sogleich kommt. Er untersucht die Person und schüttelt den Kopf. „Gute Frau Reiner," sagte er, „überlassen Sie mir die Frau, und eilen Sie zum Pastor, er wird eben so nöthig sein, als ich." Während dieser Mittheilung waren Beide an's Haus gekommen und traten in's Zimmer. Auf dem Tische lagen des Doktors Instrumente, Linnenzeug und Tücher, die umher ausgebreitet waren, zeigten deutlich genug, daß hier etwas ungewöhnliches vorgegangen sei. Der Doktor saß, das Haupt in die Hand gestützt, an dem Kanapee, auf welchem ein Frauenzimmer lag, und hielt ihre Hand in der seinen; die Magd bedeckte die Augen mit dem Schnupftuche, sie schien zu weinen. Beim Eintritt des Pastors erhob sich der Arzt und reichte ihm die Hand. „Du kommst zu spät, lieber Freund, sie ist heimgegangen. Die Kunst, die sie als unrettbar aufgeben mußte, zweifelt, ob sie das kleine Wesen erhalten wird, das die Dahingeschiedene unter ihrem Herzen trug; darum bitte ich dich, weihe den armen Erdengast mit dem Segen der

Kirche, daß er nicht namenlos sei." Staunend sahen sich Frau Reiner und der Pastor an, als die Magd, auf des Doctors Geheiß ein Tüchlein von einem Korbe nahm, in dem ein kleines Mädchen, weiß wie Alabaster, schlummerte. Seine Mutter hatte den theuern Liebling nicht mit freudigen, nein mit dem brechenden Auge gesehen. Der Pastor trat an das Lager der Todten und betete still für die erlöste Seele, es war ein Augenblick der Andacht und Erhebung, dann weihte er die Waise mit dem Seegen der Kirche und nannte sie Sophia.

Am ersten Osterfeiertage nach der Nachmittagspredigt bewegte sich der Leichenzug nach dem Friedhof. Der wackere Pastor hatte in seiner Osterrede Gelegenheit genommen, des Vorfalls mit ächt christlicher Duldung zu erwähnen und die Freude zu sehen, wie eine Schaar seiner Kirchkinder dem Zuge sich anschlossen.

Die angestellten Nachforschungen nach dem Stande und Herkommen der Gestorbenen blieben ohne Erfolg, auch fehlte jedes Zeichen in der Leibwäsche, nur einen Sophiendukaten am blaßrothen Bande fand man auf dem Busen der Verstorbenen, indessen konnte auch er natürlich keinen Aufschluß geben.

Das kleine Sophiechen, für dessen Leben der Doktor besorgte, hatte sich unter der liebevollen Pflege der Frau Reiner so schnell und so dauernd gekräftigt, daß man sich über das aufblühende Kindchen herzinnigst freuen mußte; freilich hatte Frau Reiner vollauf zu thun, für den kleinen Gast die tausend kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, wenn schon manches christliche Herz in der Gemeinde ihr mit Rath und That an die Hand ging, und namentlich am ersten und jedem folgenden Geburtstage von allen Seiten Gaben der Liebe dem kleinen Wesen gespendet wurden.

Eine lange Reihe von Jahren ist vergangen, Frau Reiner und die treue Magd ruhten unter einem Rosenstrauche des Friedhofes, eine weiße Tafel, die den beiden, an einem Tage von der Welt abgerufenen treuen Befolgern christlicher Lehre der Pastor auf den Hügel hatte

legen lassen, bezeichnete Geburts- und Sterbetag. Ein frommer Spruch glänzte darüber mit vergoldeten Lettern. Das Häuschen war an einen Verwandten gefallen, der es mit manchen Bequemlichkeiten hatte einrichten lassen und darinnen einen Strumpfwaarenhandel mit Glück betrieb. Sophiechen hatte das gastliche Pfarrhaus aufgenommen, in dem wir sie jetzt, zur Jungfrau erblüht, wieder finden. Der gütige Himmel hatte aber nicht nur ihren Körper mit allen Liebreizen der Jugend geschmückt, sondern auch diesen schönen Leib einer noch schöneren Seele zur Wohnung angewiesen.

Während dieser Zeit war des Pastors Sohn, Adolph, von seinen Reisen zurückgekehrt und Hauslehrer in der Residenz geworden. Auf des Vaters Bitten, dem die Ausübung des beschwerlichen Amtes das vorrückende Alter noch mehr erschwerte, hatte der Patron des Kirchspiels den Sohn als Substituten des Vaters designirt und der letztere erwartete ihn nach langjähriger Abwesenheit. Am Tage vor der Ankunft, einem prächtigen Sommernachmittage, an welchem aus dem Blumengarten der unübertroffene Duft der Rosen in die Weinlaube hinter dem Pfarrhause hinüberzog, finden wir den Pastor mit seiner Pflegetochter auf dem Plätzchen, dem Lieblingsorte des Pfarrers. „Morgen, liebe Tochter, wird unser kleiner Kreis um einen Genossen vermehrt, ich erwarte meinen Sohn, der nun bei mir, bei uns, bleiben soll, damit ich am Abende meines Lebens alle die um mich habe, die mich lieben. Du, mein liebes Kind, bist nie müde geworden, mein Herz zu erfreuen, und ich bitte Dich, ewiger Vater dort oben, der du das Schicksal der Menschen lenkst, segne dieses Haupt, auf das ich segnend meine Hand lege.“ Sophie hatte sich an ihn gedrückt und der ehrwürdige Mann berührte das Lockenhaupt des blühenden Mädchens. Nach einer andachtsvollen Pause fuhr der Pfarrer fort: „den morgenden Tag laß uns als einen Festtag feiern, mein Sohn wird bei Zeiten eintreffen, zum Mittag habe ich mir zwei gute Freunde, den herrschaftlichen Verwalter und den Doktor gebeten. Sorge für ein bescheidenes Mahl für uns und richte die blaue Stube für meinen Sohn ein. Seit dem Tode meiner guten Frau ist sie nicht wieder eröffnet worden, den

heiligen Raum der Vergangenheit wird forthin, wills Gott, eine glückliche Gegenwart bewohnen, Du sollst den Raum für die neue Wohnerin mit Blumen schmücken." „Väterchen, da habe ich viel zu schaffen, und kann dir heute nicht vorlesen, wie du liebst." „Ich dispensire dich davon, geh, mein gutes Kind." Er küßte sie auf die Stirn und schaute ihr lange, froh bewegt, nach, es war ein erfreulicher Anblick, das schlanke Mädchen im einfach weißen Kleide nach dem Hause wandeln zu sehen.

„Martha," rief sie der Magd in der Küche zu, „gieb mir die Schlüssel zur blauen Stube." „Zur blauen Stube?" wiederholte die alte, vieljährige Dienerin des Hauses, „wozu?" „Der junge Herr kommt morgen, er wird das Zimmer bewohnen, ich soll es einrichten und Du kannst mir helfen." „Du lieber Gott, so wird mir in meinen alten Tagen auch noch diese Freude! Hier ist der Schlüssel." Er vermochte das lange nicht geöffnete Schloß kaum zu schließen, und als Beide endlich eintreten konnten, wehte eine dumpfe Luft ihnen entgegen. „Laß uns schnell die Gardinen aufziehen und öffne die Fenster, Martha." Gesagt, gethan, bald erfüllte die warme, weiche Sommerluft die Räume und die lang entbehrten Sonnenstrahlen fielen auf die Diele, auf der einst der Sarg der liebenden Hausfrau gestanden. Ihr Bild hing an der Wand und über ihm ein welker Kranz; als man ihn vom Staube säubern wollte, zerfiel er, zu Staub geworden.

Die Magd hatte, während sie säuberte, auf Sophien nicht Acht, die, in einem Stuhl gesunken, heftig weinte.

„Laß gut sein, liebe Martha, mein Herz bedarf den Trost der Thränen, die es lange zurückgehalten hat, es ist der größte Schmerz dieser Erde, nicht zu wissen, wem wir das Geschenk des Lebens verdanken, hätte ich ein Bild meiner armen Mutter, wie theuer sollte mir dies Kleinod sein, ich könnte täglich vor ihm beten, täglich es mit frischen Blumen schmücken, so aber kann ich nur zu dem stummen Hügel auf den Kirchhof wallen, der mir keine Antwort auf die Frage sehnender Liebe giebt: wer war meine Mutter? Doch nein, ich will nicht klagen, Gott führte mich unter dieses Dach, an das Herz edler

Menschen; ihn, der mir Vater wurde und die Seinigen zu erfreuen, ist meine Pflicht, die ich mit freudigem Herzen erfüllen will, darum, Martha, hole mir Blumen aus dem Garten, wir wollen Kränze winden und damit diese Räume schmücken, in denen der Sohn meines Wohlthäters forthin leben, wirken und glücklich sein soll." Es war spät in der Nacht, als Beide ihr Werk vollendet hatten und sich zur Ruhe begaben.

Die Post, mit welcher der Candidat nach der Stadt fuhr, die etwa vier Stunden von Finsterwalde lag, hielt vor dem Gasthof zum Schwan. Aus dem offnen Thor strömte eine Schaar vergnügter Menschen und auch die Gaststube war ziemlich besetzt, während das Nebenstübchen von sogenannten Stammgästen eingenommen war, die sich theils umsonst, theils um Geld, d. h. durch Spielen, unterhielten. Der Candidat ließ sein Gepäck auf das bestellte Zimmer tragen, und nahm Platz an der Gasttafel. Der Wirth, eine freundliche, wohlbeleibte Fleischerfigur, theilte ihn auf Befragen mit, daß in seinem Saale eine Truppe Schauspieler Vorstellungen gebe, und daß eben der letzte Akt des heutigen Stückes zu Ende sei. „Schade, daß Sie nicht früher kamen, Sie würden sich gefreut haben, es sind recht wackere Spieler, namentlich ist ein älterer Mann, Herr Freigang heißt er, unter ihnen, der, wie mir die Sachverständigen da draußen — er zeigte auf die Nebenstube — versichern, ein wahrer Künstler sein soll, aber — und dabei rückte der Gastwirth näher — mein Mann ist es nicht, er muß, Gott verzeih mir's, wenn ich ihm unrecht thue, kein gutes Gewissen haben, denn er kann Einem nicht in die Augen sehen. Da kommt er eben." Ein hagerer Mann, mittlerer Statur, trat ein, sein Gesicht, obschon verfallen, zeigte noch von früherer Schönheit, die feingebogene Nase, der kleine Mund, die hohe Stirn gaben ihm einen Ausdruck, den man mit einem passenden Worte zu bezeichnen verlegen war. Was der Wirth bemerkt hatte, entging auch dem Candidaten nicht, der unstäte Blick aus den brennenden Augen machte einen un-

heimlichen Eindruck. „Haben Sie sich nicht öfter mit ihm unterhalten?“ fragte der Candidat. „Versucht habe ich es sowohl, wie dieser und jener meiner Gäste, aber er hält nicht Stich, giebt kaum ein paar Worte von sich, ißt und geht auf sein Zimmer. Dabei muß er nicht arm sein, denn er bezahlt prompt und verschenkt seine Gage an die Kleinkinderbewahranstalt unseres Ortes. Ueberhaupt scheint er für Kinder eine besondere Liebe zu haben und, merkwürdig, sie hängen an ihm mit einer Liebe, die man, bei seinem Anblick, für unerklärlich findet. Meine kleine Hedwig ist den ganzen Tag bei ihm, er geht mit dem Kinde spazieren, kauft ihm alles, was es will und verwöhnt mir die Kleine. Zu Weihnachten hatte er einen Christbaum angezündet und einen ganzen Tisch voll Spielsachen gekauft. Als meine Frau die Hedwig holen wollte, sah sie das Kind auf dem Sopha liegen, es war eingeschlafen, in beiden Händen das Spielzeug haltend, vor ihm kniete Herr Freigang, und meine Frau bemerkte deutlich, daß er geweint hatte.“ Wie der Wirth richtig wahrgenommen, sprach Herr Freigang kein Wort, er sah vor sich nieder, aß hastig und entfernte sich aus dem Zimmer.

„Schade,“ nahm der Candidat den Faden des Gespräches wieder auf, „daß mich Pflicht und Sehnsucht schon mit dem frühesten Morgen nach Hause rufen, ich möchte wohl versuchen, den seltsamen Fremden näher kennen zu lernen; so viel ist richtig, Herr Wirth, der Fremde ist eine Erscheinung, die uns nicht immer begegnet.“

„Da haben Sie vollkommen recht.“

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Die Stammgäste erhoben sich und der Wirth wurde zur Berechnung der Zeche abgerufen. Der Candidat beschäftigte sich auf seinem Zimmer noch lange mit dem Fremden und schlief erst spät ein. Die Mühen der Reise hatten einen so festen Schlaf zur Folge, daß der Hausknecht sehr vernehmlich am andern Morgen an's Zimmer klopfen mußte, ehe der Candidat die Mahnung zum Aufstehen hörte.

Ein prächtiger Morgen warf sein goldenes Sonnennetz auf die Dächer der Häuser und eine frische Luft erquickte den Candidaten, als

er zum Fenster des „Schwanen“ auf den lebendig werdenden Marktplatz hinunterschaute.

Es ist ein behagliches Gefühl dieses Erwachen der Tagesgeschäfte im dolce far niente aus dem Fenster eines Gasthofes zu beobachten. Dort aus der Straße kommt langsam ein Viergespann; rüstige Pferde mit großen blanken Messingtellern am Geschirr, rothe Tuchlappen mit den Namensbuchstaben des Wagenführers in Goldfaden genäht, an hohen spitzen Kummten, — die vorderen Pferde tragen zum Zeichen ihrer Jugend rothe Bänder in den wohlgekämmten Schweifen, und nicht ohne Stolz geht der Fuhrmann in seiner blauen, mit rothem Zwickel eingenähten Bluse nebenher, das Klatschen seiner langen Peitsche zeigt von seinem frohen Wandersinn.

Am Brunnen, in dessen Mitte ein unscheinbarer Neptun mit zerbrochenem Dreizack tiefsinnig steht, plaudern fröhliche Mägde, die Bänder der kleinen, kokett auf den noch nicht sauber geflochtenen Zopf gedrückten Haube flattern im Morgenwinde und die Kannen mit den breiten blankgeputzten Kupfergürteln laufen über, weil die Unterhaltung kein Ende nehmen will. Dort aus dem früh offenen Laden des Bäckers kommt ein altes Mütterchen, der mit neubackner Waare gefüllte Korb ist vom weißen Tuche bedeckt, sie ist schon früh aus der Nachbarschaft gekommen und fristet ihre alten Tage durch den Erlös der Waare, die sie auf dem Lande verkauft. Vor das Posthaus tollt die Nachtpost, schon von Weitem kündet das Lied des lustigen Posthorns ihr Kommen.

Die duftende Kaffeetasse zur Seite auf dem Fensterbrete stehend und die noch lieblicher duftende Cigarre im Munde schaute der Candidat lange dem Treiben zu, bis ihn die Rathhausuhr zum Aufbruch mahnte. Er nahm Abschied von dem redseligen Wirth, der ihm einen näheren Weg durch die Berge nach Finsterwalde beschrieb, und pilgerte wohlgemuth durch das Thor seinem Ziele entgegen.

Auf der Höhe des Berges hat man „dem müden Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,“ eine Steinbank errichtet. Auf ihr sah der Candidat einen Mann sitzen, den er sogleich für den seltsamen Fremden erkannte.

Froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich ihm zu nahen, schritt er rüstig die Anhöhe hinan, mußte aber zu seinem Verdrusse bemerken, daß Herr Freigang, sobald er den Kommenden gewahrte, aufstand und in den Wald verschwand, ehe der Candidat die Bank erreichte.

„Eine prächtige Aussicht," rief dieser aus, „im Bergkessel liegt das Thal und dort, ja, ja, dort liegt mein Dorf, mein Heimathsglück. Gott grüß dich, Stätte meiner Kindheit, empfange freundlich deinen, endlich heimkehrenden Sohn, sein Herz hat feierlich gelobt, dich glücklich zu machen, mache auch du ihn glücklich."

Und in das Thal stieg er freudebeflügelten Schrittes.

Im Pfarrhause zu Finsterwalde weckte die kommende Sonne Sophien und die Magd. Der Pastor pflegte in seinen ältern Tagen zeitig aufzustehen, wie denn das Alter nur wenig Ruhestunden bedarf. Er liebte es, den Kaffee auf dem wärmenden Dreifuß, Pfeife und Tabak daneben zu finden. Sophie hatte ihrem Wohlthäter diese Lieblingsgewohnheiten bald abgelauscht und sie zu erfüllen, war seitdem ein unabweisbares Bedürfniß ihres Herzens geworden. So treffen wir sie denn auch am heutigen Morgen das gelüftete, geräumige Wohnzimmer säubernd, während in der Küche nebenan die alte, vielgeschäftige Martha dem Aufgießen des Kaffees ihre Sorgfalt angedeihen läßt. Tasse und Kanne stehen nun auf dem polirten Bretchen, Pfeife und Tabaksdose liegen daneben. Sophie schaut vorsichtig in des Pastors Studirstübchen. Richtig, er sitzt bereits an dem Fenster, und schaut hinaus in das von Thauperlen blitzende Gefilde. Und wie konnte es anders sein, hatte ihn doch am heutigen Tage die Freude noch früher aus dem kurzen Schlummer geweckt.

„Guten Morgen, Väterchen, wenn es Dir gefällig ist, das Frühstück ist fertig. Aber', wie garstig Du bist," fuhr sie im liebenden Eifer fort, da sie sein Haupt unbedeckt sah. „Du gehst wieder ohne Käppchen! Hat Dir nicht Meister Arzt — anders nannte sie den Doctor nie — streng verboten ohne Mützchen zu gehen, soll sich Dein hart-

näckiges Kopfweh nicht einfinden und uns ängstigen.“ Dabei setzte sie ihm das Sammtkäppchen auf, nahm ihn unterm Arm, führte ihn in die Stube und rückte den großen Lehnstuhl mit den zwei großen Backenkissen an den Tisch. —

Wir lassen sie sich unterhalten, und kommen noch einmal auf die selige Frau Reiner zurück. Sie war die Tochter eines Schullehrers und hatte von ihrem Vater eine vortreffliche Erziehung erhalten; er, ein nicht gewöhnlicher Botaniker und Blumist hatte sein Gärtchen vorm Hause so herrlich bestellt, daß es, wie noch alte Leute sich erinnerten, eine Pracht war, in dies Paradies zu blicken. „Schenkt mir der Himmel einen Sohn, so muß dieser Hofgärtner werden,“ hatte er oft, fröhlich und guter Dinge ausgerufen, „es giebt nichts Herrlicheres als Blumenzucht und Gärtnerei. Wenn von mir längst kein Beinchen mehr auf Erden ist, werden die beiden Linden, die ich vor das Schulhaus gepflanzt, noch stehen, blühen und duften, es werden drinnen die fleißigen Bienen summen und unter dem schattigen Laubdach wird Nachfolger um Nachfolger sitzen und sich freuen über Gottes schöne Erde.“

Einen Sohn versagte ihm der Himmel, nichts desto weniger unterrichtete er seine Tochter, als sollte sie einst Hofgärtner werden. Mit großer Freude nahm er wahr, wie sie, nach ihrer Verheirathung bemüht war, ihr Hausgärtchen nach dem Muster des väterlichen einzurichten. Zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war freilich das Gärtchen kaum ein Schatten des früheren, dafür aber prangten alle Fenster voll Töpfe mit dem herrlichsten Blumenflor. Noch an jenem Abende, an dem Sophie das Licht der Welt erblickte, senkte Frau Reiner ein Reis von einem Myrtenbaume, den sie am Trauungstage vom Vater erhalten hatte, und pflanzte das Reislein für das Kind. Als Sophie nach dem Tode ihrer treuen Pflegerin in das Haus des Pastors zog, kam auch der Blumenstock mit dahin und zeigte sich heute früh, just an dem Morgen, an welchem man den Sohn des Hauses erwartete, zum ersten Male im Schmuck der Blüthen, während er in früheren Jahren kränkelte und zu verkümmern schien. „Bald hätte ich

vergessen, Väterchen, Dir zu sagen, welche Freude ich schon heute früh gehabt habe, mein liebes Stöckchen, das mit mir sein Dasein begonnen hat, und so krank schien, hat sich seit einigen Wochen erholt und blüht heute so herrlich, wie ein Kirschbäumchen im Frühling." Dabei sprang sie vom Sopha und trug den blühenden Liebling herzu. „Ei, ei," bemerkte der Pastor lächelnd, „das bedeutet Hochzeit, mein Kind." „Hochzeit? — wo ist der Bräutigam?" fragte Sophie leis. „Wer soll die Namenlose heimführen?" setzte sie traurig hinzu.

Der Pastor sah ein, welch schmerzende Stelle in Sophiens Brust er berührt hatte, suchte daher das Gespräch dadurch abzulenken, daß er sich von Sophien erzählen ließ, wie sie seinen Wunsch in Bezug auf das Mittagsessen erfüllt habe. Die Unterhaltung beschäftigte sich noch mit diesem Thema, als Martha, die im Garten arbeitete, außer Athem in die Stube kam und ausrief: „Der junge Herr kommt!"

Ja er war's. „Adolph" — „mein Vater." — Lange hielten sich Vater und Sohn in sprachloser Umarmung umfangen, nur die Augen ruhten in einander, als müßten sie ewig auf dem lang entbehrten Bilde weilen. Nach der ersten Freude des Wiedersehens stellte der Vater dem Sohne Sophien vor. „Das, mein lieber Sohn, ist meine gute Pflegetochter, von der ich Dir so oft und so gern geschrieben, weil ich nur Liebes und Gutes zu berichten hatte." Sie schlug erröthend die Augen nieder und auch der sonst so gewandte junge Mann stand beim Anblick so züchtiger Schönheit befangen. Recht erwünscht kam ihm daher die alte Martha, welche die Mamsell in die Küche abrief. Im Gespräch mit dem Vater sammelte sich Adolph wieder. Da gab es nun eine Menge Fragen zu thun und zu beantworten, Grüße von Bekannten und Freunden auszurichten, so daß unvermerkt der Mittag herankam, und der Sohn erinnerte, daß er noch im Reisekostüm sei. „Komm, mein Lieber, ich will Dir Deine künftige Wohnung anweisen," sagte der Pastor, und schritt die weiß gethonte Treppe hinauf. „Hier" — fuhr er, die Thür zur blauen Stube öffnend, fort, „hier lebte Deine Mutter, hier schlug ihr Herz den letzten Schlag, bleibe Du, ihr schönes Ebenbild, fromm und gut, und des Herrn Antlitz wird nie sich

von Dir wenden." „Amen," sprach der Sohn, und stand, die Hände auf die Brust gefaltet, vor dem Bilde der Mutter, — „selig, Vater, sind die Todten, sagt die Schrift, laß uns sie, die uns beiden das Theuerste war, im Herzen tragen, wie bisher und sie lebt in uns fort. Doch wer," fuhr er, am Arm des Vaters durch das Zimmer wandelnd, fort, „wer hat es so sinnig, so freundlich geschmückt? Wer meine Bücher und Habseligkeiten, die ich vorgestern mit dem Briefe Dir vorausschickte, so sauber und mit Umsicht geordnet, so daß es traun mich anmuthet, als habe ich schon lange hier gewohnt, sei von kurzem Ausfluge hierher zurückgekehrt und mein liebes Weib habe hier gewaltet wie ein gutes Wesen?" „Sie," antwortete der Vater, und führte Sophien, die indessen zur Thür eingetreten war, Adolph entgegen, „sie hat es gethan." „Sophie," sprach dieser und faßte ihre Hand, „wollte ich im Salontone, der mir nicht fremd ist, Ihnen für die mir bereitete Freude danken, müßte ich befürchten, Ihnen wehe zu thun, auch bin ich um Worte verlegen, doch darf ich glauben, aus meinen Augen schaut in die Ihre meine Seele, jener in uns schimmernde Stern des Himmels, und der Druck unserer zitternden Hand ist Bürge für die Wahrheit unserer Gefühle. Seien Sie mir eine liebende Schwester, wie Sie dem Vater eine liebende Tochter sind." Er küßte sie auf die Stirn und bat beide, ihn einen Augenblick allein zu lassen, damit er am Mittagstische ein würdiger Gast des Hauses erscheinen könne. „Da hast du Recht, ich bin stolz, Adolph, dich, meinen Sohn, den Gästen vorzustellen, die im Uebrigen nicht mehr lange bleiben werden." — „Irre ich nicht," setzte Sophie hinzu, „meldet sich der Eine bereits." Und so war es, Pferdegetrappel ließ sich vernehmen, der Verwalter sprengte in den Hof und klirrte bald die Treppe herauf; Sophie grüßte anmuthig den Kommenden und eilte hinunter; der Pastor, der dem alten Hausfreund bis an die Treppe entgegengegangen war, führte ihn in seine Studirstube. „Gott zum Gruß, Herr Pastor, Sie wissen, in Ihrem Hause bin ich gern und deshalb komme ich zeitig, wahrscheinlich bin ich, wie gewöhnlich, der Erste." — „Ein Ehrenmann, wie Sie, ist stets willkommen." — „Fehlt noch hie und

da; das Fleisch ist schwach, der Geist willig. Ist man nun mit ersterem so reichlich versehen, wie ich, muß man mit dem Bischen Geist recht haushalten, sonst sitzt uns der alte Erbfeind plötzlich im Nacken und macht uns zum Gespött der Menschheit. Doch was giebts denn heute hier, Verlobung, Hochzeit, was?" — „Das bleibt für jetzt ein Geheimniß, theurer Freund, Sie sollen es jedoch noch vor der Suppe erfahren; denn sobald mein Gast, der Doctor, kommt, gehts zu Tische." — „Ist mit mir gekommen, ging in die Unterstube." — „Da lassen Sie uns nicht säumen, Sophie wird den Mittagstisch beschickt haben und uns erwarten, kommen Sie." — Er nahm den Verwalter im Arm und beide traten in das Wohnzimmer. Hier prangte eine von Sophiens Hand sinnig geschmückte Tafel; sie selbst unterhielt sich mit dem „Meister Arzt". Kurz drauf erschien Adolph. „Freunde," nahm der Vater das Wort, Adolph vorführend, „ich feiere heute einen Freudentag, die Rückkehr meines Sohnes, den mir unser gütiger Patron zum Substitut bestimmt hat, und, will's Gott, zum Nachfolger im Amte einst bestimmen wird. Ist er so glücklich, so übertragt die Liebe, mit der ihr mich erfreut, auf ihn, ich hoffe, er wird sich solcher Gabe würdig zeigen." — „Seinen Eingang segne Gott," rief der Verwalter und reichte dem Candidaten die Hand, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so wenden Sie sich an mich, ich kann die Ceremonien und Schnörkel der Gesellschaft, die sich die Feinen nennen läßt, nicht leiden, ich gehe gerade aus, aber mein Herz ist gut, drum kommen Sie an dieses, es ist doch am Ende das Beste, was wir haben." Und damit umarmte er den Sohn seines alten Freundes und drückte ihn herzlich an sich. Als nun bei Tafel der Wein das Gemüth erfreut, war des Jubelns, des Anstoßens und Gesundheittrinkens kein Ende. „Freunde," rief der Sohn, das Kelchglas, ein Erbstück der Familie, ergreifend, „wir sind in unserer Freude undankbar geworden und haben schweres Unrecht zu sühnen. Schaut unsere Tafel, schaut das Zimmer, es prangt in Blumen, uns alle hat das Mahl ergötzt, wir aber haben nicht daran gedacht, ihr ein Lebehoch auszubringen, die so liebreich für uns gesorgt hat, ich meine Sophien, sie lebe hoch!" „Bravo,"

riefen alle aus einem Munde und stießen die Gläser zusammen, „unsere Wirthin, Fräulein Sophie, lebe hoch!“ Sie wurde glühendroth und eilte aus der Stube. „Wenn ich mir jenen Abend ins Gedächtniß rufe,“ nahm der Doctor das Wort, „wo ich das kleine Wesen in meine Hände empfing, und jetzt diese blühende Jungfrau vor mir sehe, da füllt eine wehmüthige Freude die Brust, und ich fühle das Evangelium bewährt, das du, treuer Freund unserer Aller, liebster Pastor, so warm uns predigst: daß Gott die Liebe ist und die Seinen nicht verläßt. Dem Andenken ihrer todten, uns unbekannten Mutter bringt mit mir ein Glas, sie schaut aus jenen Sternen gewiß heute liebend auf uns, und wäre es nur ein Glaube, so ist doch dieser Glaube schön, daß zwischen denen, die sich hier liebten, die Geisterwelt einen uns unbekannten Zusammenhang knüpft.“ Der Doctor war eben im Begriff, sein Glas zu erheben, als von dem auf dem Tische in schönster Blüthe stehenden Rosenstock eine Rose in das Glas fiel. Alle sahen sich erstaunt an, Niemand konnte sich den Vorfall erklären; der Doctor aber rief: „Mein Glaube feiert seinen Triumph, der heimgegangene Geist giebt mir ein Zeichen seiner Nähe durch die Lieblingsblume der Schöpfung, — sie war eine geknickte Rose, Gott erfreue sie dort oben.“ Heiligen Ernst im Gesicht stießen die Männer leise an.

Der Verwalter war ein Freund des Weines, Alle intime Bekannte des Hauses, sie saßen also noch spät bei einander, während schon längst der Pastor, ermüdet, eine herzliche gute Nacht gewünscht und sich zur Ruhe begeben hatte.

Am Sonntag, vierzehn Tage daräuf, hielt der Candidat seine Antrittspredigt, die Kirche war übervoll, auch der Vater und Sophie fehlten natürlich unter den Zuhörern nicht. Der junge Kanzelredner hatte sich zum Text die Stelle gewählt: „Was ihr dem Geringsten Einen thut, das habt ihr mir gethan.“ Mit einem sonoren Organe beglückt, sprach er so laut und so schön, daß auch der fernste Zuhörer ihn vernahm. Erfüllt von der Herrlichkeit und Hoheit seines Berufes strömte ihm die Rede wie Honigseim von den Lippen, und begeistert glühte sein Angesicht, als er im Verlaufe der Predigt ausrief: „Kommt

Alle her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Nach der Predigt wurde das Nacht- und Schmerzensmahl unseres Erlösers gefeiert. Wer den jungen Mann in der Fülle der Jugend und männlichen Schönheit am Altare stehen sah, konnte meinen, es sei Johannes, den der Herr am meisten liebte. Der Pastor befand sich, den Tag zu ehren mit Sophien, unter den Andächtigen, die das Gedächtniß des Heilandes feierten. Er trat mit ihr zugleich zum Altar, denn in der Gemeinde war es Sitte, daß diejenigen, die sich am liebsten haben, zusammen zum Tische des Herrn gingen. Es war ein hoher Augenblick, als der Sohn dem greisen Vater und der blühenden Waise die Hostie reichte. Niemand in der Gemeinde wußte sich eines solchen Kirchentages zu erinnern.

In des Pastors Familie herrschte der alte löbliche Brauch, daß am Tage, an welchem das Haus communicirte, zu Mittag nur wenig Speise genommen wurde. Jedes blieb mit sich allein in frommen Betrachtungen. So auch heute. Der Pastor begab sich in seine Studirstube, der Sohn kam später aus der Kirche und traf Sophien im Hause. „Willst du wohl, meine liebe Schwester, mich auf mein Zimmer geleiten?" — das leidige „Sie" war natürlich längst zwischen beiden nicht mehr üblich — „ich möchte einige Augenblicke mit dir sprechen." — Er schritt voraus, sie folgte.

„Sophie, mir ist das Herz noch voll, und ich bange für meine Kräfte, wenn ich bedenke, wie wenig ich mir heute genug gethan habe. Sage mir aufrichtig, hat meine Rede jene Himmelskraft erfüllt, die in die innerste Tiefe der Menschenbrust dringt und sie mächtig bewegt. Ich stehe an der Schwelle jener Stufen, die zum Weinberge des Herrn führen; wäre es mir nicht gelungen, ein Herold des Evangeliums zu sein, so würde ich umkehren, den Staub von den Füßen schütteln und von dannen gehen."

„Adolph, dein sind die Segnungen des Himmels, du bist der Berufenen Einer, zu denen Gott sprach: Gehet hin in alle Welten und lehret alle Heiden. Lebe lange und verherrliche sein Wort auf der Stelle, zu der du bestimmt bist; dankbare Herzen segnen dich schon

heute und werden dich segnen für alle Zeiten. Laß auch mich dir danken für deine herrliche Predigt, sie hat mich geläutert und wundersam aufgerichtet, — zu solchem Quell mußte die Verlassene geleitet werden, um Kraft zu gewinnen für das ganze Leben. — Ich will den schönen Augenblick, den mir jetzt Gott schenkt, nicht vorübergehen lassen, ohne eine Bitte an dich zu richten. Der Vater wird alt, sein Kopfweh kehrt jetzt häufiger wieder, die Liebe sieht scharf und ich habe wohl bemerkt, daß der Meister Arzt die Sache für ernster hält, als es den Anschein hat. Geht er dahin, so wirst du sein Nachfolger; ein Herz, wie das deine, muß ein Herz haben, das es beglücken kann — du wirst ein Weib heimführen. Versprich mir, Adolph, daß du auch dann mir ein Plätzchen unter diesem Dache lassen willst."

Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern fiel ihm weinend um den Hals. Er drückte sie liebend an sich und sprach: „Als ich dich vorhin fragte, welchen Eindruck meine Rede auf das Gemüth meiner Kirchkinder gemacht, als ich des Entschlusses gedachte, diese Schwelle verlassen zu wollen, da war ein Schmerz mächtig in der Seele; der Gedanke, von dir gehen zu müssen, die ich unendlich liebe. Am ersten Tage, als ich dir in das Auge sah, fühlte ich mich verwandelt, ja, laß mich das Wort gebrauchen, veredelt; die Kraft jenes Geheimnisses der Seelen, die, sind sie für einander bestimmt, in einander fließen im ersten Augenblick; die Kraft jenes unerforschlichen Räthsels empfand ich — und so frage ich dich hier vor dem Bilde meiner frommen Mutter: willst du mein Weib sein, mir so treu angehören, wie die Selige es dem Vater war bis in den Tod?"

Sophie hob, wie erschrocken, das Haupt empor, schaute ihn aus den voll Thränen stehenden Augen an, dann sank sie, mit den Worten: „mein Adolph", vor ihm auf das Knie. — „Nicht da, nein hier ist dein Platz, du edles Mädchen, hier an meiner Brust, in meinem Herzen ist dein Haus, deine Wohnstatt." —

Die Freude der drei glücklichen Menschen an jenem Tage zu schildern, wäre eine nicht zu lösende Aufgabe.

Der wackere Patron der Kirche, überzeugt, daß er für seine Gemeinde keinen bessern Pfarrer finden könne, als Adolph, betraute ihn bald nach jenem Tage auf ausdrücklichem Wunsch des Vaters mit dem Amte. An einem und demselben Tage erfolgte die Einweihung des neuen Pfarrherrn und dessen Trauung mit Sophien. —

Zwei Jahre nachher miethete ein fremder Mann sich in dem, vormals der Frau Reiner gehörigen Hause ein, der nunmehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll, — der Schauspieler Freigang.

Die Tage der Kirmes, diese Ruhe- und Freudentage des Landes, waren mit einem überaus schönen Herbste erschienen. Hätte nicht das gefärbte Laubholz von dem Abwärtsschreiten des Jahres prophezeiht, Niemand würde geglaubt haben, schon im October zu leben.

Im blauen Krug, der Schänkstätte des Ortes, war ein Drängen und Treiben fröhlicher Menschen, das bald durch die Gaststube wogte, bald auf den Tanzsaal strömte. Die ältern Leute hatten sich vor dem Jubel der Jugend in ein Stübchen geflüchtet, das, ursprünglich die Wohnstube des Wirthes, für solche Gäste eingerichtet war. Hier saßen die, welche in der Gemeinde etwas galten, die Gemeindemänner und wer sonst zu den Geehrten des Ortes gehörte, in zutraulichem Gespräche; auch der jetzige Besitzer des Hauses der seligen Reiner, der Strumpfwaarenhändler Erdmuth Sonntag.

„Nun sagt mir, Gevatter,“ fragte ihn Samuel Geldhorn, der Brauer, „wie ihr mit eurem neuen Hausgenossen auskommt, vor dem möchte man sich fürchten. Neulichst komme ich im Zwielicht mit Malz gefahren; ich lasse meinen Knecht die Heerstraße am Fuße des Berges passiren und wähle den Fußsteig über die Anhöhe, da sehe ich euren Hausgenossen im langen braunen Rocke auf einem vorspringenden Felsen stehen und mit den Händen in der Luft vagiren. Er murmelte unverständliche Worte, als wollte er Geister beschwören. Lacht mich aus, wie ihr wollt, ich kam, in Schweiß gebadet, nach Hause und mußte ein Paar Hoffmannsche Tropfen auf den Schreck nehmen.“

„Das ich nicht wüßte,“ antwortete Sonntag, „ich finde an dem Mann nichts Außergewöhnliches, er ist ein stiller Miethsmann, der pünklich zahlt und Niemandem etwas zu Leide thut. Den ganzen Tag schließt er sich ein und geht spät zu Bette, manchmal gar nicht; das ist das einzige Ungewöhnliche. Oft geht er früh fort und läßt sich den ganzen Tag nicht sehen.“

„Weiß man nicht, wer er ist?“

„Ich habe mich darum nicht bekümmert, seine Papiere, sagte der Richter, seien in Ordnung, und nun habe ich verthan.“

„Helft, rettet!“ schrie auf einmal eine Stimme vor dem Hause, so schneidend, daß alle Gäste hinausstürzten, in der Meinung, es sei dem Orte ein Unglück widerfahren. Herr Freigang hatte den Schrei gethan, Niemand wußte weshalb. Er lag am Boden, bewußtlos, vom Starrkrampf gefesselt. Man trug ihn in das Zimmer, das nach und nach von den Gästen verlassen wurde, und schickte eiligst nach dem Arzte. Diesem gelang es, nach halbstündiger Bemühung den Ohnmächtigen zur Besinnung zu bringen. Sprechen konnte er nicht, auch verbot der Arzt jede Ansprache und ordnete an, den ziemlich bedenklich Erkrankten nach Hause zu fahren, was auch in dem bequemen Wagen des Wirthes nach einigen Stunden erfolgte.

Zwei Tage nach dem Vorfall, über den das ganze Dorf sich den Kopf zerbrach, klopfte es früh ziemlich zeitig an des Pastors Zimmer und ein trat der Doctor. „Bester Freund, im komme im Auftrage eines Kranken, den meine Kunst für rettungslos hält, von Herrn Freigang. Es ist sonderbar, das Haus der seligen Frau Reiner scheint zu eigenthümlichen Vorfällen bestimmt. Einst wurde dort die räthselhafte Fremde von deiner jetzigen Frau entbunden und jetzt habe ich eben dort einen Mann zu behandeln, der, nach seinen Irrreden zu urtheilen, ebenfalls eigene Schicksale erfahren haben muß. Du hast von dem Vorfall am Kirmessonntage gehört; der arme Mann ist heute ruhiger und läßt dich durch mich um einen Besuch bitten. Ein böses Gewissen kann der Doctor nicht heilen, der Seelenarzt aber vermag den Trost

der Religion zu bringen, darum erfülle seine Bitte, es dürfte leicht die letzte sein."

Einige wichtige unaufschiebliche Amtsgeschäfte machten es dem Pastor unmöglich, sogleich zu dem Kranken zu eilen, es war gegen Abend, als Adolph in das Zimmer trat. Freigang saß angekleidet in einer Ecke des Sopha und reichte dem Pastor die Hand. „Wie danke ich Ihnen, daß Sie doch noch kommen, ich hatte auch diese Hoffnung aufgegeben, wie so viele meines Lebens, um nicht zu sagen alle, und doch schmerzte mich das Scheiden von dieser mehr, als ich Ihnen sagen darf. Schauen Sie dorthin, die Sonne steht im Niedergang, das Blatt des Baumes fällt und auf den kahlen Feldern tönt das Sterbelied der Grillen — meine Lebenssonne neigt sich und die Blätter an meinem Lebensbaume frösteln. Vor meinem Tode Sie, dessen warme Reden ich oft ungesehen aus einem Winkel der Kirche belauschte, zu sprechen und Ihnen einen Blick in mein dunkles Leben zu gestatten, kann ich mir nicht versagen. Wir sahen uns einst schon an der Wirthstafel. Nehmen Sie Platz und haben Sie Geduld, wenn ich Ihre Zeit länger in Anspruch nehmen muß, als Ihnen vielleicht lieb ist."

„Mein Amt gebietet mir, Geduld zu üben," sagte der Pastor und setzte sich neben den Kranken.

„Du glückliche Jugendzeit, komm Engel von drüben und erleuchte die Dunkelheit meiner Erinnerung!" sagte der Mann, nahm von dem vor ihm stehenden Tische eine kleine Kapsel und reichte sie dem Pastor. „Oeffnen Sie, sie enthält einen Sophiendukaten. Einen solchen, nicht diesen, gab mir meine gute Mutter am Tage meiner Confirmation mit den Worten:

„„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!""

Damals hatte sie Freude erlebt." Er hielt, von einem namenlosen Schmerz ergriffen, einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort: „Mein Vater war Förster, ein Ehrenmann, weit und breit geliebt; meine Mutter eine fromme Frau. Glücklich wuchs ich in der Einsamkeit des Thales, in dem Frieden des Waldes auf, gleich jenem Bäumchen,

das mein Vater am Tage meiner Geburt mit Gebeten für seines Kindes Glück und Wohl auf einem freien Rundtheil im Walde pflanzte. Meine nicht gewöhnlichen Anlagen erregten bald die Aufmerksamkeit meiner Eltern und der Freunde des Hauses, ich wurde für den Gelehrtenstand bestimmt. Wohlgemuth und unverdorben, ein Jüngling, kräftig wie eine Eiche, bezog ich die hohe Schule. Welch eine Freude für mich, am Bronnen des Lebens die nach Höherem dürstende Seele erquicken zu dürfen! Ich arbeitete rastlos und war glücklich in meinen Studien. Doch unter leichter Decke lauern die Dämonen, jene Schlangen, die ihr berauschendes Gift in unsere Blüten geifern. In einem benachbarten Dorfe wurde das Erntefest gefeiert, ich und mehrere Bekannte ritten dahin; die schmucken jungen Männer zogen bald die Aufmerksamkeit der versammelten Mädchenwelt auf sich. Daß wir für die Schönheit nicht unempfindlich waren, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern. Mich fesselte ein allerliebstes Mädchen, die Tochter eines Architekten aus der Nachbarschaft, die mit ihrer Cousine Adolphine an dem Tanze im Gasthause zum goldnen Ringe Theil nahm. Eine Zeit, die ich nicht schildern kann und die Niemand zu beschreiben vermag, begann nun für uns, die Zeit der ersten Liebe — sie war eine falsche Sirene, die mich betrog. In jener gräßlichen Stunde, in der ich den Verrath erfuhr, faßte ich den entsetzlichen Entschluß, den ich geblendeter Thor meisterhaft ausführte. Ich wußte mir Eingang in das Haus der Cousine meiner treulosen Braut zu verschaffen, mein Talent zum Schauspieler schoß genährt von der giftigen Muttermilch der Rache wie ein üppiges Unkraut empor. Adolphine, so heißt die Tochter des Hauses, schenkte mir ihre Liebe, ich Elender sah in dieser nur eine Koketterie, erkannte nicht den Unterschied zwischen dieser himmlisch guten Seele und jener Treulosen und trat jedes bessere Gefühl, das wie ein warnender Engel mich vom Abgrund zurückwinkte, mit Füßen. An einem Abende bat sie mich um meinen Dukaten, sie wollte ein Zeichen meiner Liebe, das sie unbemerkt bei sich tragen konnte. Sie besaß einen von der Großmutter ihr geschenkten Sophiendukaten, wir wechselten. Wie hingebend war das treue

Herz! ich aber lachte, als die sanfte Taube das Leben der Unschuld in des Geiers Krallen ließ. Jetzt knie ich vor ihren Briefen und bete um Gnade, damals hielt ich sie werth als Beweise meines Triumphes. Ich verließ die Gegend und hörte später, daß sie in ihrem trostlosen Zustande von den Eltern verstoßen und weil sie den Namen ihres Verführers nicht nennen wollen, aus dem Hause geworfen worden sei."

„Entsetzlich!" — rief der Pastor leise vor sich hin. „Nicht diese Ruhe, Pastor, ich will keine Schonung, keine Gnade. O mein Gott, mein Gott!" schrie er laut auf und wühlte mit dem Kopfe sich in das Kissen.

Lange Zeit verging, ehe er sich erholen und den Pastor bitten konnte, morgen wieder zu kommen. Am andern Tage war Freigang schwächer und seine Züge verändert. „Ich habe Sie heute noch sehnlicher als gestern erwartet, die Geschichte meines qualvollen Daseins wird bald zu Ende gehen."

„In jener Stadt, wo ich mich niederließ, war meine treulose Braut an einen Arzt verheirathet, den ich kennen lernte. Meinen Sie, daß ich den Ehrenmann liebte? Nein, ich suchte seine Bekanntschaft nur, um Eingang in sein Haus zu finden. Ich hatte mich so verändert, daß mich meine Freunde nicht wieder erkannt hätten. Auch sie, des Doktors Frau, erkannte mich nicht, als ich ihr vorgestellt wurde. Mein damaliger Name war einer der vielen, die Tausende führen, also konnte auch er keine Entdeckung veranlassen. Hier und da hörte ich manches über die Frau reden. Man wollte wissen, daß diese eitle Person ihre Gunstbezeigung nicht allein dem Mann bewahre und darauf hin baute ich meinen Plan, dessen Ausführung ich mit einer Umsicht und Klugheit vornahm, vor der mir jetzt am Grabe stehenden alten Mann schaudert.

Als Freund des Hauses eingeführt, entging es meinem Scharfblick nicht, daß das Gerücht über jenes Weib nicht unbegründet, eben so nicht, daß ihr Mann, von der schönen Frau gefesselt, blind sei. Ich beschloß nun rasch zum Ziele zu kommen.

Eines Tages war der Arzt auf's Land gefahren, der Weg dahin führte durch ein Gehölz, das zum Aufenthalt liederlicher Wegelagerer

dienen sollte, er hatte deshalb, wie er in solchen Fällen stets zu thun gewohnt war, seine Terzerole bei sich. Am Abende jenes Tages wurde ich zum Verräther an der Ehre seines Hauses.

Von den Reizen der schönen Frau wider Willen länger als die Vorsicht rathen konnte, gefangen, hörte weder ich, noch die nichtswürdige Sirene die Tritte ihres Mannes, der plötzlich vor uns stand. „Elender", rief er und schlug die Waffe auf mich an „stirb." Ehe er aber abdrücken konnte riß ich die Falsche vom Sopha empor, schrie ihr meinen Vornamen in's Gesicht und schleuderte sie dem Mann entgegen, im Augenblicke blitzte es und ein Schrei war Alles, was ich noch hörte, denn ich hatte mich durch schleunige Flucht gerettet. Der Arme büßte die Vertheidigung seiner Ehre und den unfreiwilligen Mord seiner Frau mit langem Zuchthause, ich vertauschte meinen Namen mit dem jetzigen, lebte einige Zeit über dem Meere und trat später als Schauspieler zu einer herumziehenden Gesellschaft. Seit jenem Mord, den ich beging, haben sich die Furien an meine Fersen geheftet. Ach, Herr Pastor, spielen müssen vor dem Publikum mit lachendem Gesicht, in der Brust den Pfeil der schmerzlichsten Reue, ist eine Qual, die Niemand kennt als ich. Ich bildete mich bald zu einem Schauspieler ungewöhnlicher Art, machte Kunstreisen und erwarb mir ein ziemliches Vermögen. In jener Stadt, wo ich Sie zuerst sah, habe ich mein letztes Gastspiel gegeben. Hierher in diese Berge zog es mich mit Allgewalt und hier war es, als ob ein stiller Friede mit weicher Schwinge dem Schmerze meiner Brust Kühlung zufächelte — bis am Sonntag. Von meinem gewöhnlichen Spaziergange wollte ich heimkehren, als ich plötzlich den Geist meiner Adolphine vor mir wandeln sah, es war ihre hohe Gestalt im weißen Kleide mit den blauen Schleifen an der Brust, mich packte eine kalte Hand im Nacken, mein Haar sträubte sich, sinnverwirrt stürzte ich, Hülfe rufend, fort, bis ich bewußtlos niedersank." — „Wo sahen Sie die Erscheinung?" „Am Erlenbüschchen, wo über den Dorfbach der Steig führt." Der Kranke schüttelte sich im Fieberfrost: „Da, da, kommt sie wieder, sehen Sie dort in der Thür." — Ein heftiges Fieber erfaßte den Kranken und

hieß den Pastor nach Hülfe rufen. Sein Freund, der Doktor, der an dem Aufkommen des Kranken zweifelte, ihn jedoch um diese Stunde zu besuchen pflegte und inmittels, da er hörte der Pastor sei bei dem Kranken, in die Stube des Hauswirths abgetreten war, kam eilends zu Hülfe. „Bleibe bei dem Armen, Freund," sagte der Pfarrherr, „bald kehre ich zurück, ich hoffe dem Unglücklichen eine Freude bereiten zu können, eine Ahnung meiner Seele will zur Gewißheit werden."

„Sophie," bat er, nach Hause zurückgekehrt, seine Frau, willst Du mich zu dem Schauspieler Freigang begleiten? ich erzählte Dir gestern von seinem Leben, so weit Dir zu wissen gut war, er wird den Frühling dieser Erde nicht wieder sehen, ich glaube aber, Dein Anblick wird ihm den Abschied von hier erleichtern." Sophie wollte fragen, Adolph bat sie ruhig zu bleiben und den Dukaten umzubinden. Als sie in das Krankenzimmer traten, lag Freigang blaß und bleich auf dem Kanapee, der Doktor stand bei ihm und winkte den Eintretenden mit der Hand, den Schlummer des Patienten nicht zu stören. „Lassen Sie das nur, mein lieber Doktor, im letzten Augenblicke erscheint mir Alles besser, ich bin ruhig. Sehen Sie meine Phantasie ist nicht krank wie Sie glauben, dort bringt mir der Pastor selbst meine Adolphine, er hat den flüchtigen Engel aufgehalten, er kommt mir zu vergeben."

„Es ist seine Frau, Bester, sprach der Doktor, sie wurde hier von einer Fremden geboren, die starb."

„Und diese Fremde," rief Freigang aufspringend, sogleich aber auf's Lager zurücksinkend, „hat man sie nicht gekannt?"

„Nein, kein Zeichen gab Auskunft."

„Was glänzt dort an ihrem Halse?"

„Es ist der Dukaten, den wir bei der Todten fanden."

„Geben Sie mir," rief der Kranke kaum hörbar.

Man reichte ihm den Dukaten, er besah ihn, drückte ihn hastig an die Lippen und bemühte sich aufzustehen. Vom Doktor und dem Pastor unterstützt richtete er sich auf, rief mit der letzten Kraft, auf Sophie zu schwankend: „meine Tochter!" und sank todt in die Arme der Freunde.

Gedichte

von

Robert Köhler.

1.

Gellert.

er war es, der auch unter Schmerzen
Und bei des Lebens Sturm und Drang,
So schön aus christlich-frommem Herzen
Einst des „Allmächt'gen Güte" sang?

Wer stillte sanft des Dulders Klage
Mit Hoffnungen der Ewigkeit,
Wo „nach der Prüfung kurzer Tage"
Lohnt „göttliche Zufriedenheit?"

Wer lehrte froh mich aufwärts schauen —
„Auf Gott, und nicht auf meinen Rath"
Das Glück des Erdenlebens bauen
Und selig sein in meiner That?

Wer — „um mein Heil nicht zu verscherzen,"
Rieth mir: „sei nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem, gutem Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht?"

Wer ließ „im Geist zum Grab mich treten,
Versenken sehen mein Gebein,“
Um von der Todesfurcht, der steten,
Die bange Seele zu befrei'n? — —

Du warst es, Gellert, den zu preisen
Zu arm und schwach des Sängers Lied,
Der längst zu lichten Sternenkreisen
Von dieser dunkeln Erde schied.

2.

Erinnerung und Hoffnung.

Bei der Abendglocken Läuten,
Bei der Sonne letztem Strahl,
Denk' ich der vergang'nen Zeiten,
Denk' ich dein, mein Heimathsthal.
Und zu kindlichen Genossen,
Vom Verklärungsglanz umflossen,
Trägt mich durch der Dämm'rung Flor
Die Erinnerung empor.

Und zu ihr tritt freundlich, milde
Wie zur Seele das Gedicht,
Zeigt auf lachende Gefilde,
Ruhend still im Abendlicht,
Hoffnung! die mit süßem Frieden
Meine Brust erfüllt hienieden,
Hoffnung, die so wundersam
Stets zum wunden Herzen kam. —

Bleibe bei mir freundlich immer,
Ewig junges, heit'res Paar!
In der Abendröthe Schimmer,
Wie im Frühroth, licht und klar.
Du, Erinn'rung, mal' im Scheiden
Mir das Bild entfloh'ner Freuden.
Und du, Hoffnung, reich' die Hand
Mir zum schönen Wunderland!

3.

Der Tag des Herrn.

Du bist die Perle in dem Kranz der Tage,
Du stiller, heilig=schöner Tag des Herrn;
Nach Arbeit, Mühe, Sorge, Noth und Plage,
Gehst du uns auf, gleich einem Friedensstern.

Geöffnet sind des Tempels heil'ge Hallen,
Und Glocken klingen durch die Luft so klar;
Wie Kinder nach dem Vaterhause wallen,
Zieht tempelwärts der frommen Beter Schaar. —

Empfang' auch mich, du meines Gottes Stätte,
Geweihter Ort, da seine Ehre wohnt;
Daß betend hier mein armes Herz sich rette
Zu ihm, zu ihm, der in dem Lichte thront.

Ihn malt kein Bild, es faßt ihn kein Gedanke,
Doch seine Liebe fühlt mein tiefstes Herz;
Sie rief in's Leben mich, daß ich nicht wanke,
Führt sie an ihrer Hand mich himmelwärts.

4.

Frühlingslied eines Armen.

Es schwingt sich die Lerche
  Aus duftigem Thal
Und grüßet der Sonne
  Erfreuenden Strahl.

Die Blumen erwachen
  Vom Schlafe und Traum,
Ihr Opferduft wallet
  Zum Himmelsraum.

Und mildere Lüfte
  Umwehen die Brust;
Ich bin meines Gottes
  Mir freudig bewußt.

Ich freue mich innig
  Der heiteren Welt,
Vom Strahle des Frühlings
  So wonnig erhellt.

Auch mir ja dem Armen
  Im dürft'gen Gewand,
Reicht freundlich der Vater
  Die helfende Hand.

Auch mich ja, o Erde,
  Birgt still einst dein Schooß,
Daraus ich erblühe
  Zu schönerem Loos.

5.

Spielende Kinder.

Wie in der Eltern Blumengarten,
So spielen vor der Kirchhofsmauer
Die Kinder sonder Furcht und Schauer,
Selbst Blumen, die die Engel warten.

Sie schlingen ihren muntern Reigen
Um eine altehrwürd'ge Linde,
Wo gern, umweht vom Abendwinde,
Der Pfarrer weilt in sinn'gem Schweigen.

Der alte Baum kennt viel Geschichten
Aus längst vergang'nen schönen Tagen,
Von Herzen, die einst froh geschlagen,
Weiß er viel Schönes zu berichten.

Er spricht von Gott, der ihn erhalten
So wunderbar bei Sturmes Toben,
Der Pfarrer blickt gerührt nach oben,
Muß andachtvoll die Hände falten.

Die Kinder scherzen, lachen, singen
Und tanzen jubelnd ihren Reigen,
Derweil es flüstert aus den Zweigen
Von ewigen und ernsten Dingen.

Gedichte

von

Karl Enslin.

1.

Wen wir singen.

einem Schlachtensinger töne
Unsres Liedes reiner Klang!
Keinen Welterobrer kröne
Unser lauter Hochgesang!
Wer nur Haß und Zwietracht säet,
Macht und Ruhm erringt durch's Schwert,
Sich auf blut'gen Thron erhöhet —
Ist nicht unsres Liedes werth!

Wer die Wahrheit unterdrücket,
Ihre Tempel niederreißt,
Und durch List und Trug berücket
Freier Menschen freien Geist;
Wer die heiligsten und höchsten
Menschenrechte untergräbt;
Wer nicht liebet seinen Nächsten —
Nicht in unsern Liedern lebt!

Aber wer den Frieden bringet
In die sturmbewegte Welt,
Und ein Band der Eintracht schlinget,
Das die Schwachen aufrecht hält;
Wer, zu helfen seinen Brüdern,
Liebend für sie lebt und stirbt —
Der in unsern schönsten Liedern
Hehren Nachruhm sich erwirbt!

Wer aus Menschenliebe lehret,
Seinem Volk Erleuchtung bringt —
Solcher Weise sei geehret,
Wo von uns ein Lied erklingt!
Großer Männer Ruhmgedächtniß
Würdig feiern, ist uns Pflicht,
Treu bewahren ihr Vermächtniß:
Leben, Liebe, Lehre, Licht!

2.

Loblied.

Wie schön geschmücket die ganze Natur
In farbenreichem Glanze!
Im grünen Wald, auf der sonnigen Flur,
Wie drängt sich Pflanz' an Pflanze!
Der Bäume wachsende Zahl,
Die Blumen alle zumal,
Sie preisen Gott im Chor:
Zum Himmel dringt empor
Ihr Lied zum Lobe des Schöpfers!

Wie lebt's und webet in Baum und Gebüsch,
Bewegt und regt sich fröhlich!
Es tönt und hallet so munter und frisch!
Die Thiere sind's, unzählig!
Der Vöglein lieblicher Klang,
Der Käfer summender Sang,
Ertönt zum Preis des Herrn:
Sie singen all' so gern
Ein Lied zum Lobe des Schöpfers!

Sollt' ich alleine verstummen und nicht
Mit ihnen mich vereinen,
Zu preisen Den, der da wohnet im Licht,
Der liebet all' die Seinen!
Ich, mehr als Pflanze und Thier,
Lobsing', Allgütiger, Dir!
Mit kindlichem Gemüth
Stimm' ich in's hohe Lied
Zum Ruhm des Schöpfers und Vaters!

3.

Der beste Freund des Verlassenen.

Ich trag' mein Leid so still für mich!
Möcht' gern den Menschen es klagen;
Doch haben die nur Trost für sich,
Für eigne Sorgen und Plagen!

Ich trag' mein Leid so still für mich!
Hab' keinen Tröster und Rather;
Doch mit Vertrauen blicke ich
Empor zum himmlischen Vater!

Ich trag' mein Leid so still für mich!
Du wirst es wissen zu enden;
Drum will ich mich auch ewiglich
An dich, du Ewiger wenden!

4.

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Hörst du, wie so hell und traut die Glocken
Frommen Rufes alle Menschen locken,
In der Kirche zu erscheinen,
Im Gebet sich zu vereinen,
Loszuringen sich vom Erdenstaube,
Daß sich frei zu Gott erheb' der Glaube!
Glockenklang — Glaubensdrang!

Hörst du, wie die Orgeltöne schallen
Mächtig durch des Heiligthumes Hallen,
Die Gemüther zu erheben
Deutend auf ein höhres Leben!
Für den Frommen steht der Himmel offen:
Zur Erfüllung hebt sich höchstes Hoffen!
Orgelklang — Lebensdrang!

Hörst du, wie die Lieder der Gemeinde,
Die sich fromm im Haus des Herrn vereinte,
Aus und zu den Herzen dringen,
Aufwärts schwebend sich umschlingen!
Ja, der schönste aller Herzenstriebe
Macht die Erd dem Himmel gleich — die **Liebe!**
Chorgesang — Liebesdrang!

Ein denkwürdiger Traum.

Von

Ludwig Storch.



Für die mittlern Schichten der Gesellschaft in Deutschland, welche doch eigentlich nur die Träger der specifisch deutschen Kultur sind, war Gellert in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der eigentliche Volksdichter und zwar in einer Bedeutung, wie sie kein späterer Dichter zu erreichen wieder im Stande gewesen ist. Meine Mutter, 1769 aus einer angesehenen bürgerlichen Familie geboren, konnte alle geistlichen Lieder und Fabeln des hochgefeierten leipziger Professors auswendig und hatte für jeden besondern Lebensfall auch gleich die passende Stelle aus denselben bei der Hand, die sie mit Würde und Gefühlswärme vortrug. Durch diese immer zur rechten Zeit ausgesprochenen einfach klaren sinnreichen Reime erhielt unser häusliches Leben einen gewissen religiös-poetischen Schwung; jedem irgend wichtigen Vorfall folgte die durch Gellert aus dem Munde der Mutter bewirkte sittliche Erhebung auf dem Fuße, und mein kindliches Herz erglühte im reinsten Feuer schöner Begeisterung, wenn ihre volle klangreiche Stimme mir Gellert'sche Liederstrophen vorsagte. Und wie der Ernst durch die Lieder, so erhielt die Freude durch die Fabeln Gellerts erst die rechte Weihe. Der verehrte Dichter war eben so der Priester des Frohsinns, wie der der feierlichen Stimmung in meinem Elternhause. Ich darf wohl sagen, daß gewissermaßen ein Gellert-Kultus darin eingeführt war. Aus dem Munde der frommen Mutter lernte ich ebenfalls früh-

zeitig alle Fabeln und Lieder unsres Hausdichters. Der Rhythmus des Verses und der Klang des Reimes haben sich zuerst an Gellert'schen Dichtungen in meine Seele geschmeichelt, und die ersten poetischen Versuche, die ich in meinem siebenten Jahre anstellte, waren Nachahmungen der oft gehörten Rhythmen. Eh ich noch etwas von Göthe und Schiller gehört hatte, war Gellert mein vertrautester Freund; in meinen kindlichen Augen galt er als der verehrungswürdigste aller großen Menschen; sein Andenken war mir so heilig, daß ich Freudenthränen vergoß, als ein reisender Schattenspieler ihn uns Kindern einst unverhofft mittels der Laterna magica in Lebensgröße an seinem Tische sitzend zeigte. Die Züge dieses Bildes prägten sich mir so tief ein, daß sie mir heute noch gegenwärtig sind.

So verdanke ich meine erste poetische und religiöse Bildung dem edlen treuen Gellert durch das Medium meiner Mutter; wahrlich er hat mein Herz rein und gut erhalten in den Stürmen des Lebens, die mich nicht selten mit dem Schmutze gemeiner Gesinnung in Berührung gebracht. Er hat das seelische Band zwischen meiner Mutter und mir fester geschlungen, vergeistigt und geheiligt, und nie fällt mir die fromme Frau in ihren wichtigen Momenten ein, ohne daß ich dabei nicht auch des frommen Gellert, des Dollmetschers ihrer Gefühle dankbar gedenke. Welch ein inniger Zusammenhang aber zwischen ihrer und meiner Seele, auf Gellerts religiöse Moral basirt, statt fand, mag folgender interessante Traum beweisen, der immerhin noch in einer, wenn auch entfernten Beziehung zu unsrer durch Gellert empfangenen seelischen Richtung steht.

Als ich 1826 in Leipzig wohnte, erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, in welchem die Zeile stand: „schicke mir doch recht bald den Wichsel.“ Sie schrieb eben nicht deutlich, aber weder ich, noch einige Freunde, denen ich die Stelle zeigte, vermochten das unerklärliche Wort anders zu lesen, als eben „Wichsel.“ Selbst wenn ich „Wiehsel“ oder „Wuhsel“ hätte lesen wollen, es gab keinen Sinn, und von einem „Wechsel“ konnte auch nicht wohl die Rede sein, da ich der alten Frau meine kleinen Ersparnisse bar einzuschicken pflegte,

und sie schwerlich auch in diesem kurzen Tone meine Hülfe beansprucht haben würde. Vergebens zerbrach ich mir den ganzen Tag über den Kopf, was sie wohl gemeint haben könnte und war ernstlich betrübt, daß ich ihren Wunsch nun so bald nicht werde erfüllen können. Noch Abends im Bette war ich mit dem undeutbaren Worte beschäftigt und nahm mir vor, gleich am folgenden Morgen die Mutter brieflich um eine deutlichere Bezeichnung des gewünschten Gegenstandes zu bitten. In der Nacht träumte ich nun: ich saß in meinem Zimmer am Arbeitstische gerade so wie Tags vorher, als der Briefträger hereingetreten war. Die Zimmerthür wurde wieder ebenso geöffnet, aber herein trat — die Mutter selbst in ihrer gewöhnlichen häuslichen Kleidung. „Lieber Sohn," sagte sie zu mir, „ich wünsche „Witschels Morgen- und Abendandacht" von dir." Und damit ging sie wieder zur Thüre hinaus. Ich erwachte und verwunderte mich nicht wenig über den lebhaften, seltsamen Traum, zumal ich mich durchaus nicht erinnern konnte, jemals mit der Mutter über das mir bezeichnete Buch gesprochen zu haben. Inzwischen hatte ich doch am folgenden Morgen nichts Eiligeres zu thun, als es zu kaufen und ihr zuzuschicken. Bald darauf dankte sie mir in einem Briefe für die schnelle Erfüllung ihres Wunsches und wußte das ihr neue Andachtsbuch nicht besser zu rühmen, als mit den Worten: „Die Morgen- und Abendandachten Witschels erheben und stärken mich ebenso, wie die Lieder meines theuern Gellert."

Gedichte
von
Eduard Kauffer.

1.

Das Thränenkrüglein.
Thüring'sche Volkssage.

m Bett ein krankes Kindlein liegt,
Die Mutter weinend darüber sich biegt.

„Ach Mutter, ach Mutter, mir ist so bang,
Der Herr läßt mich seufzen und warten lang'."

Das war, als die Sonne niederging,
Und ihr müdes Köpfchen die Blume hing.

Die Mutter aber sagte kein Wort,
Herzt nur ihr Kindchen in Einem fort.

„Ach Mutter, ach Mutter, mir wird so weh,
Kalt wühlt mir's im Hirn, ich glaub', ich vergeh'."

Das war, als auf diamantnem Pfad
Der Mond aus zerrissenen Wolken trat.

Die Mutter aber vor großem Harm
Hält sprachlos ihr Kind im zitternden Arm.

Und als es kam um Mitternacht,
Seufzt einmal das Kind noch und lispelt sacht:

„Ach Mutter, mein liebstes Mütterlein,
Jetzt greift mir's mitten in's Leben hinein.

Mein Herz erschrickt und steht still und stumm,
Leb' wohl! Gott kommt — meine Zeit ist um."

Horch, Mitternacht! — und verbleichend sank
Das Kind zurück und war nicht mehr krank.

Aus irdischer Noth war's enteilt zum Licht,
Wo kein Auge mehr weint, kein Herz mehr bricht.

Und als das Kind begraben war,
Die Mutter weint, alles Trostes bar.

Sie weint in der Nacht bis der Morgen graut,
Zerschwimmt in Thränen und jammert laut.

Sie weint von früh bis der Tag verloht,
Ohn' Hoffnung und Trost, vergrämt bis zum Tod.

Sie weint drei Tage, drei Nächte lang
Und beizt mit Thränen die schneeige Wang'.

Und als sie so müd' und thränenblaß
In der dritten Nacht im Kämmerlein saß:

Da kam's durch die Thür und huscht' an der Wand,
Und — ihr Kind süßlächelnd vor ihr stand.

Das war ein Engel, verklärt und licht,
Und ein Krüglein trägt's in der Hand und spricht:

„Wein' nicht mehr um mich, lieb Mütterlein!
Was du hier siehst, sind die Thränen dein.

Der Engel der Trauer auf Gottes Geheiß
Hat sie gesammelt mit allem Fleiß.

Doch voll ist der Krug, daß er überfließt,
Wenn dein Aug' nur noch Eine Thräne vergießt.

Und fließt er über, vom selben Nu
Hab' ich im Grabe nicht weiter Ruh',

Auf Erden nicht Ruh' und im Himmel kein Heil,
Und die Seligkeit wird mir nimmer zu Theil.

Drum weine nicht mehr: bei Gott ist dein Kind,
Und Engel seine Gespielen sind!"

Und als das letzte Wort verhaucht,
Das Kind entschwebt, in Licht getaucht.

Ein ros'ger Schimmer flog an der Wand,
Dann ward es dunkel und Alles verschwand...

Die Mutter aber seit jener Nacht
Hat ihres brennenden Grams wohl Acht,

Daß sie nicht brächt' in Einem Nu
Ihr Kind um Himmel und Grabesruh'.

Sie weint nicht mehr, sie seufzt nicht mehr.
Sie leidet, aber ihr Auge bleibt leer;

Sie leidet, aber kein Thränlein rinnt,
Kein Thränlein mehr um ihr todtes Kind.

Und all das Wunder hat sie vollbracht
Durch ihrer unendlichen Liebe Macht.

2.

Rothe Wolken ziehn und wandern.

Rothe Wolken ziehn und wandern,
Und der Vogel huscht zur Ruh',
Eine Biene nach der andern
Summt vom Wald dem Dorfe zu.

Und auf Thälern und auf Hügeln,
Hoch im letzten Abendschein,
Wiegt sich wie auf Taubenflügeln
Leis' mein Harm und schlummert ein.

In die Nacht, die sanft entlastet,
Sinkt gemach mein letztes Weh,
Wie ein Schiff, zersprengt, entmastet,
In die tiefe, tiefe See.

3.

Ich ging an alter Kirchhofmauer.

Ich ging an alter Kirchhofmauer,
Halb steht sie noch, halb fällt sie ein,
Ein Bild von tiefer Seelentrauer,
Ein krankes Menschenherz aus Stein.

Am braunen Moos in großen Tropfen
Hing noch vom Morgen frischer Thau,
Und ich fühlt's in der Brust mir klopfen,
Und stand beschämt am morschen Bau;

Denn tief empfand ich's im Gemüthe,
Wie nichts so leidend und zerknickt,
Daß ihm des Himmels milde Güte
Nicht einen Tropfen Labsal schickt.

4.

Pfingsten.

Ein ungestümes Wehn und Brausen
Geht durch das neuverjüngte Feld
Wie jen's, das einst mit heilgem' Grausen
Erfüllt die kaum erlöste Welt.

Es zittern leis' des Baumes Glieder,
Und stille hält von allen keins . . .
Sie wanken auf, sie schwanken nieder,
Als wären sie voll süßes Weins.

So möge denn dies neue Pfingsten,
Das sich als Wunder uns erweist,
Den Höchsten so wie den Geringsten
Entsünd'gen, Gott, durch deinen Geist;

Daß jede Zung', gleich Feuerfunken
Auflodr' in Liebe fort und fort,
Und Wahrheit künd'ge wonnetrunken,
Wie ehdem die der Zwölfe dort!

5.

An das heilige Kreuz.

(Nach einer altkirchlichen lateinischen Hymne.)

Treues Kreuz, voll Schmerz und Leben,
Ewig ruhmgeschmückter Baum,
Wie noch keinen aufwärts streben
Sah des Waldes grüner Traum!
Holz, das eines Gottes Leben
Trägt statt Blatt und Blüthensaum.

Neige sanft die Zweige nieder,
Daß dem hartgequälten Lamm
Die gespannten Arme wieder
Sich erleichtern wundersam,
Und des höchsten Königs Glieder
Milder ruh'n am weichen Stamm!

Würdig, solchen Leib zu tragen,
Fand die Gottheit dich allein . . .
Stürme brausen, Wellen schlagen;
Doch mit Segeln, schneeig rein,
Führst du alle, die erlagen,
Rettend in den Hafen ein!

Gott, wir rufen tausendtönig
Hier zu deiner Burg empor:
Stärke, machtbetrauter König,
Jeden, der das Kreuz erkor,
Jedem, der der Sünde fröhnig,
Oeffne mild der Gnade Thor.

Ruhm und Ehre deinem Throne,
Hellster Stern in trübster Nacht!
Dir, dem Vater und dem Sohne,
Dir dem Geist, der immer wacht!
Ruhm und Ehre deiner Krone,
Ruhm und Ehre deiner Macht!

Horatius' Ode an den Licinius Murena.

Von
Emanuel Geibel.



Soll dir's wohlgehn, steure, Licin, nicht immer
Auf des Meeres Anhöhe hinaus, noch lenke,
Klug dem Sturm ausweichend, die Fahrt zu dicht an's
Klippengestad' hin.

Wer sich weis' auswählte die goldne Mitte,
Wird getrost baufälliger Mauern Dumpfheit,
Wird des Hofs neidweckenden Prunk begnügten
Herzens entbehren.

Mächtger schwankt, vom Winde gefaßt, der Fichte
Riesenstamm; hochragende Thürme wuchten
Doppelt schwer im Sturz und es sucht des Berges
Gipfel der Blitzstrahl.

Wenn die Brust gleichmüthige Fassung gürtet,
Hofft im Unglück, fürchtet im Glück des Schicksals
Wechsel; schickt doch Jupiter stets nach wüsten
Flocken den Thauwind.

Nicht, wenn heut dir's übel ergeht, wird's morgen
Auch so sein. Zu Zeiten erweckt Apollo's
Saitenspiel dein schweigendes Lied, doch stets nicht
Spannt er den Bogen.

Drum am Tag eindringender Noth erscheine
Stark und fest; doch wisse bedachten Muth's auch
Dein von allzugünstigem Wind geblähtes
Segel zu reffen.

Gellert,

dem deutschen Sänger geistlicher Lieder,

widmet diese

Probe einer neuen Psalmenübersetzung

E. W. Loßner.

Psalm 133.

Wenn Brüder friedlich wohnen, schau,
Wie fein und lieblich ist's! ja fein,
Als flösse Balsam aus dem Grau
Des Hauptes in den Bart hinein,
In Aarons Bart, der saumwärts sich
Am Kleid hinablockt priesterlich.

Wenn Brüder friedlich wohnen, schau,
Wie fein und lieblich ist's! ja fein,
Als flösse nieder Hermons Thau
Und Thau auf Zions Bergesreih'n.
Denn dort ergießt dem Winke sich
Der Segen Gottes ewiglich.

Psalm 127.

Baut nicht Jehovah selbst ein Haus,
Müh'n sich umsonst des Werkes Brüder;
Stellt nicht Jehovah Wachen aus,
Wacht in der Stadt umsonst der Hüter.

Ihr steht umsonst vor Morgen auf,
Ihr legt umsonst zur Nacht euch nieder,
Ihr stärkt umsonst nach theurem Kauf
Um Angst und Schweiß am Brod euch wieder.

Im Schlafe giebt er's, wen er liebt:
Schau, Kinder sind solch eine Gabe,
Und wenn er Leibesfrucht dir giebt,
Soll dir's ein Lohn sein, der dich labe.

In Kriegers Hand den Pfeilen gleich
Sind Söhne in der Jugend Schnelle.
Heil dir, wenn stets an solchen reich
Dein Köcher hängt an seiner Stelle.

Denn die — noch nie vernahm's ein Ohr,
Daß die mit Schande weichen mußten,
Die mit den Feinden in dem Thor
Also ein Wort zu reden wußten.

Psalm 137.

An Babels Strömen saßen wir
Und weinten stille Thränen,
Wenn uns erinn'rungsvoll zu dir,
Berg Zion, trug ein Sehnen.
An Weiden hing das Saitenspiel:
Wir aber sollten, wenn's gefiel,
Die Sänger unsrer Dränger sein,
Den Quell der Lust den Quälern weih'n:
„Singt uns ein Lied von Zion!“

Wie sängen wir im fremden Land
Jehovah's Heimathlieder?
Jerusalem, die eigne Hand
Vergesse dann mich wieder,
Ja, meine Zunge klebe dann
Mir trocken an dem Gaumen an,
Dächt' ich nicht dein, Jerusalem,
Und wärst nicht du, Jerusalem,
Mir meiner Freuden Krone!

O, jenes Tages schwarzes Loos,
Da Edoms Söhne riefen:
„Reißt um, reißt um!“ — da lag es bloß,
Bis auf des Grundes Tiefen!
Das, o Jehovah, halt im Sinn!
Doch Babel, du Verwüsterin,
Heil dem, der dir dein Thun vergilt,
Und deine Kinder greift — und wild
Zerschmettert an den Felsen!

Psalm 3.

Gott, wie soviel sind meiner Feinde,
Die drohend sich erheben mir,
Und wie so Mancher zweifelnd meinte:
„Bei Gott ist keine Hülfe dir.
Und doch! Du bist der Schild, der mich umschwebt,
In dessen Glanz mein Haupt sich wieder hebt.

Ich rufe dich, und Antwort schallet
Vom Berge deiner Heiligkeit;
Und wenn der Schlaf mich überwallet:
Du hältst und weckst zu rechter Zeit.
Ein Volk von Myriaden fürcht' ich nicht,
Selbst wenn Sie drohen mir in's Angesicht!

Auf, du mein Gott, mich zu erretten!
Du kannst die Feinde, die sich nah'n,
Zerbrochnen Backens niederbetten,
Zerschmettern ihren Frevlerzahn.
Und kannst du retten uns, mein Gott, wohlan!
Um deinen Segen fleht dein Volk dich an!

Sprüche

von

Leopold Schefer.

1.

Kinderpredigt.


Das was dir einzig ist, das ehre hoch!
Und jeder Tag der Jugend ist dir einzig,
Und erst des Tages Lehre und der Lehrer!
So viele Jahre dir im Sinn noch flattern,
Die nicht an diesem deinem heutigen Tage . . .
In dieser Stunde nie und nimmermehr
Je einen andern, bessern Lehrer haben,
Als Den, der vor dir steht; du wirst sogar
Einst Keinen, sowie jetzt nicht, für ihn haben.
Nimm jede Stunde wahr! Sie ist die Jugend!
Dem Lehrer weihe Aug' und Ohr. Er trat
Aus ewger Welt als Wunder her vor dich!
Aufmerksam sei! halt' deine Seel' ihm hin.
Wer theuern Wein zapft, doch des Kruges Oeffnung
Vom vollen Weinstrahl abgewendet hält,
Dem bleibt der Krug leer vom verlaufnen Weine,
Der gießt ihn schändlich weg! und gute Lehre
Ist köstlicher als Erden-Wein; sie ist

Wie Oel, gepreßt aus himmlischen Oliven,
Ist Feuer, aus der Sonne Licht gesammelt!
Wer seine Lehrer ehrt, der ehrt die Welt
Und ihren Geist, sein Leben und sein Glück.

2.
Bitte.

Ich bitte Dich, du Ernster, Wahrer, Strenger,
Und wenn ich dich gebeten, schämst du dich:
Laß, wie der Armen Leibern ihre Lumpen ...
Laß armen Seelen auch den Bettelstab,
Darauf sie sich zu ihrem Anhalt stützen,
Sonst fallen sie vor deinen Augen um.
Laß ihrem Herzen fromm den frommen Drang,
Sich gut, unschuldig, lobenswerth zu malen,
Zu reden, ja zu lügen selbst, indeß
Dabei die Thränen bang sie überfallen!
Kein Heiliger kann je so heilig sein,
Kein Gott kann je so tiefes Mitleid brauchen,
Und auch verdienen: als der arme Mensch.
Zerstöre seine dir geprief'ne Jugend
Ihm nicht, die Ehre, die er in der Fremde
Genoß! Laß seine ungetreue Mutter
Den Engel sein, der ihm das Leben lehrte!
Den bösen Vater mit dem lieben Buckel
Laß ihn das unvergleichlich-schöne Vorbild
Für alle Väter auf der Erde bleiben,
Der jetzt im Himmel seinen Lohn empfängt! ...
Mit denen beiden er, wenn sie auf Erden
Noch wandelten, nie trauern, klagen wollte,

Mit ihnen alles theilen, ja allein
Es ihnen lassen und so froh gern arm sein!

Nimm du den Armen ihre glückliche
Erinnrung nicht; nimm ihre Hoffnung nicht,
Die leere; die vergebnen Wünsche nicht —
Sie brennen und sie leuchten nur davon,
Sie stehn wie heilge Flammen schön vor dir;
Und gössest du sie aus mit kalter Wahrheit,
Da lägen sie vor dir als Häufchen Asche.
O sieh': die Menschen lügen sich nicht gut —
Sie heben sich auf reinen Engelsflügeln
Nur frohbegeistert selig auf zum Himmel;
Und hätte nicht der Mensch das Himmelreich
In sich, so käme nie ein Mensch hinein!

Laß, wie der Armen Leibern ihre Lumpen,
Laß armen Seelen auch den weißen Schleier,
Die Krücke, dran sie durch die Leiden keuchen.

3.

Warnung.

Bewahre treu ein anvertrautes Gut,
Des Armen Klage, und ein Heiligthum
Sei seine Noth dir; daß er ja nicht weine
Und dich vermeide, gleich dem allerärgsten
Verräther, wenn du laut sie offenbart,
Als sei er da beschimpft vor aller Welt,
Als habest du da seinen Gott entwürdigt.
Viel trägt der Starke kurze Zeit; dann wirft er
Mit zorniger Gewalt die Last von sich.

Der Arme trägt viel mehr, viel Schwereres:
Die unabwerfliche, die böse Armuth
In aller Stille mit der höchsten Kraft
Verschwiegen; selbst im Sarge soll nicht Armuth
An ihm erscheinen; und er sorgt mit Lächeln
Lang vorher für ein scheinbar-gut Gewand,
Und stellt die neuen Schuhe hin, mit welchen
Er bei den Nachbarn ehrsam liegen will;
In seinen alten Sonntagskleidern will er
Doch möglichst schicklich bei dem Gott erscheinen
Im hellen Himmelssaal voll Seliger..
Gespartes Kupfergeld auch liegt verborgen
Im kleinen Beutel unter seinem Kissen:
Daß ihm ein schönes Lied gesungen werde —
Die Armuth selbst erträgt der Mensch als Wetter,
Doch arm zu scheinen drückt ihn tief zu Boden,
Als seine Schuld, als eine Schuld des Himmels.
Arm scheinen will noch kaum der beste Mensch;
Doch: reich zu scheinen, quält das ganze Volk
Mit tausend Mühen, Trug und eitler Sorge.
Wer klein und arm auch scheinen kann, lebt groß,
Der hat das Schicksal und die Welt verwunden.
Und nicht ein schlechtes Zeichen schlechter Menschen
Ist — wenn ein Frecher ihre Schuld, ihr Armsein
Frech aufgedeckt — daß sie der Welt und Menschen
Mit Schluchzen händeringend bang entfliehn
Und sich in's Wasser, ja in's Feuer retten!

Drum decke Schuld und Armuth zu den Menschen,
Und zwinge sie zu deinem Beichtstuhl nicht,
Um ihre Noth und Pein dir zu bekennen —
Todsünde wäre das noch in der Hölle.
Wer Sünde reden kann, wird schaamlos Sünder;

Und einst ein Gott, wie würd' Er Herzen schonen!
Wie schont der gute Mensch schon hier der Armen,
Versteht ihr bloßes Nah'n, versteht ihr Schweigen,
Und schlägt die Augen nieder vor den Heil'gen —
Des Lebens Heilige, das sind die Armen.
Mehr als die größte kurze Heldenthat
Ist: in der schönen überreichen Welt
Ein Armer sein, voll Gönnen, Würd' und Adel,
Mit Einer Gabe nur: der stillen Seele —
Wenn er gestorben ist, auf seiner Brust
Die Wunde, draus der Staub der Erde quillt.

4.

Morgengebet.

Still will ich wandeln in der Sonne Licht
Durch alle meine Lebenstage hin;
Denn nichts erscheint mir dieses Himmels werth,
Und schön genug zu singen und zu thun.
Laß alle Schönheit, alle Göttlichkeit
Mich selig-still empfinden in der Brust;
Und küsset meine Wange Morgenluft
Und hör' ich Kinder in den Blumen dort,
So wünsch' ich: meinen Augen sei es auch
Ein Augenblickchen hinzuschau'n vergönnt!
Still will ich wandeln in der Sonne Licht
Durch alle meine Lebenstage hin.

Parabeln.

Von

Wilhelm Kilzer.

1.
Der Regenbogen.

ie kleine Therese ließ sich eine Uebereilung zu Schulden kommen, und um den Folgen derselben zu entgehen, nahm sie zur Lüge, der ersten in ihrem Leben, ihre Zuflucht. Leicht durchschaute die Mutter das kunstlose Gewebe, und das Bekenntniß der Schuld folgte, mit ihm aber auch ein Strom von Zähren. Das Kind fühlte tief die ernsten Worte der Mutter; es erkannte, wie die Lüge den Menschen verunreinigt und ihn von Gott und Menschen entfernet. Der Gedanke, daß ihm sein Gott zürne, zu dem es wenige Stunden zuvor noch aufrichtig und herzlich gebetet hatte, der Gedanke quälte es sehr, und die Mutter ehrte den Schmerz des Kindes, denn er war die Frucht aufrichtiger Reue, und wo diese sich zeigt, da findet auch im Innern eine heilsame Umwandlung, eine geistige Genesung statt. Die Kleine, obgleich ihr die Vergebung der Mutter zu Theil geworden, blieb ernst; noch wußte sie nicht, ob ihr auch der liebe Gott vergeben habe, hatte sie ja doch von ihm noch kein sichtbares Zeichen seiner erneuten Huld empfangen! Freudiger, als zuvor, that Therese Alles, was sie der guten Mutter nur zu leisten vermochte; hätte sie doch in ihrer Seele lesen und ihre geheimen Wünsche errathen können!

Der Nachmitag brachte ein schweres Gewitter, und der Kleinen war doppelt ängstlich um's Herz; denn dem unverdorbenen Gemüthe redet der Herr noch immer in seiner Schöpfung; es vernimmt noch das Säuseln Jehovah's, aber auch im Donner die Stimme des Höchsten. Das Gewitter ging zum Segen der Erde vorüber, die Luft war abgekühlt, und die Fluren athmeten neues Leben. Da eilte die kleine Therese in ihr Gärtchen, um nach ihren Blumen zu sehen. In den Kelchen derselben schienen Thränen des Dankes und der Freude zu schimmern; auch ihnen that der erquickende Regen wohl. Da blickte die Kleine dankend zum Himmel; doch welche Wonne durchstrahlt ihr Inneres, als ihr der schönste Regenbogen entgegenglänzte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und in der seligsten Stimmung eilte sie frohlockend zur Mutter. „O Mutter," rief sie, „nun weiß ich, daß mir der liebe Gott vergeben hat! Komm' mit, komm' mit und sieh', wie herrlich sein Regenbogen über meinem Ländchen strahlt."

Gern erfüllte die glückliche Mutter den Wunsch des geliebten Kindes; ihre Augen ruheten mit Wohlgefallen auf dem Liebling ihres Herzens, und sie bat Gott, daß er ihrem Kinde den Glauben und die Liebe bewahren möge. Mit den Worten aber: „O möchte dir immer der Bogen des Herrn eine Verheißung seiner Liebe und seines Friedens sein!„ schloß sie die liebliche Therese in ihre Arme.

2.

Des Himmels Wiederschein.

An einem heitern Frühlingsabende stand Theodor, ein zwölfjähriger Knabe, mit seinem Vater am Weiher, dessen Spiegel in schönster Klarheit lag. Der Knabe konnte nicht müde werden, in die Tiefe zu schauen und sich am Wiederscheine des heitern Sternenhimmels zu erfreuen. „Glaubt man doch," sagte er zu seinem Vater, „der Himmel ruhe auch unten in der Tiefe. Ueber uns glänzen die Sterne, und

auch im Grunde des Weihers scheint eine Sternenwelt aufgegangen zu sein.“ — „Wohl kommt es uns vor,“ bemerkte der Vater, „als ruhe der Himmel in der Tiefe des Weihers; doch trägt ihn dieser unbewußt, und er hat keinen Segen von ihm. Allein ich will dir einen Ort nennen, in welchem die Sternenwelt sich spiegeln kann noch tiefer, als auf dem Grunde der Gewässer. Dieser Ort ist das Menschenherz; denn in ihm vermögen sich die Sterne zu spiegeln und ein Licht der Erkenntniß zu verbreiten, wie sonst nirgends; in ihm können sie auf- und untergehen und von dem Herrn der Schöpfung reden und seinen Namen und seine Herrlichkeit verkündigen. O mein Sohn, möchte der Himmel im Innern sich dir immer mehr und mehr erschließen, dann wird dir auch in die Welten dort oben noch eine größere Klarheit kommen. Dann stehest du auf Erden so recht inmitten zweier Himmel. Der Himmel in der eignen Brust ist dir Bürge, daß du einst auch jenseits einen Himmel finden wirst, von dem du schon den Abglanz im innersten Herzen trugest. Dein Leben auf Erden sei dir Ahnung von dem, das du einst finden wirst; dann schimmern dir nicht umsonst die Sterne dort oben.“ Und der Knabe glaubte den Worten des Vaters, und er barg sie als Samenkörner in dem Innersten seiner Seele. Sie ruheten nicht umsonst in derselben; denn nachdem der Vater schon längst zur Ruhe der Väter heimgegangen und der Sohn zum Manne herangereift war, gingen sie herrlich in ihm auf. Wie oft stand er im höhern Lebensalter noch an demselben Weiher und sah sinnend in seine Tiefe. Da gedachte er seines Vaters und seiner Kindheit; noch jetzt freute er sich des Himmels in der Tiefe des klaren Gewässers; aber noch mehr entzückte ihn der Himmel, der in seinem Innern aufgegangen war, und er segnete den Führer seiner Jugend, der ihm den Pfad gezeigt, um zu dem Lichte höherer Erkenntniß zu gelangen, ja, er hoffte in seliger Zuversicht, auch einst von ihm eingeführt zu werden in eine neue Wohnung des großen Vaterhauses Gottes.

Gedichte
von
Julie von Großmann.

1.
Die Gehilfen.


s giebt so schwere Stunden,
In denen alles Weh,
Seit Jahren tief empfunden,
Steigt seufzend in die Höh'.

Wir könnten's nicht ertragen,
Trüg's nicht der Seufzer mit
In seinen leisen Klagen
Mitleidig Schritt vor Schritt.

Stieg' nicht ins Aug' die Zähre
Wehmüthig mildernd auch,
Als ob sie Schwester wäre
Vom Ach! des Seufzers Hauch.

Ja, Beide sind verbunden
Und stehn uns hilfreich bei,
Daß in den schweren Stunden
Die Last erträglich sei.

2.

Stille Gefühle.

Es giebt gar viele Schmerzen,
Die Niemand weiter kennt,
Als wer sie trägt im Herzen
Als Lebenselement.

So giebt's auch stille Freuden
Tief in des Herzens Schacht,
Gleich den geheimen Leiden
An's Taglicht nie gebracht.

Wenn sie zum Vorschein kämen?
Sie würden Spott nur seh'n,
Sich ihn zu Herzen nehmen
Und wieder heimwärts geh'n.

Sie würden seufzen leise:
„Es faßt uns nicht die Welt;
Nur unser Herz-Gehäuse,
Das uns zusammen hält."

So will sich auch verhüllen
Mein heimlich Glück, mein Leid,
In seiner heilig-stillen
Weltfernen Einsamkeit.

3.

Selbstschau.

Wir fühlen nur des Andern Schmerzen,
Wenn sie durch unsre eignen Herzen
Gebrochen sich dieselbe Bahn;
Wir haben Mitleid mit dem Schwachen,
Der nicht bewältigt seinen Nachen,
Wenn schwankend selbst wir stehn im Kahn.
Doch in der freudereichen Stunde,
Wo mit dem Glücke wir im Bunde
Stolz, übermüthig, sicher steh'n,
Da wird das Herz für Mitleid enge,
Wir richten ohne Rücksicht strenge
Den Schwachen, den wir schwanken seh'n;
Wir wir geirrt in vielen Fällen,
Geschwankt auf der Versuchung Stellen,
Vergessen wir im Augenblick,
Wo uns begünstiget das Glück.

Der Tod.

Von

Karl Müchler.

Was trauerst du, o Freund, am Sarkophage,
Der nur der Erdenhülle Staub verschließt?
Unmännlich ist die laute Todtenklage,
Die Zähre, die auf kalten Marmor fließt.
Ein Fiebertraum sind dieses Lebens Tage,
Nur jenseits erst des Dulders Palme sprießt.
Der Feige nur wird vor dem Tode beben,
Aus ihm entkeimt für uns ein schön'res Leben.

Das Dasein hier, mit allen sein Freuden,
Was beut es uns wohl neidenswerthes dar? —
Es ist ein Kampf voll Ungemach und Leiden,
Und überall droht Sorg' uns und Gefahr;
Der Hingeschiedene ist zu beneiden,
Des Lebens Räthsel wird ihm offenbar;
So lange wir im Erdennebel wallen,
Wird vor dem Blick der Schleier niemals fallen.

Wohlthätig ist des Todes Genius,
Senkt er die Fackel voll Erbarmen nieder;

Es ist der höchsten Liebe weiser Schluß,
Rauscht um uns her sein schauerlich Gefieder,
Er bringet uns verklärter Seelen Gruß,
Wir sehen uns in bess'ren Welten wieder;
Dort wird, was hier der Tod getrennt, vereint,
Und freudig glänzt das Auge, das hier weint.

O weine nicht, wenn an der Mutter Herzen
Der Säugling schon den Kelch des Todes trinkt;
Entbunden ist er aller Erdenschmerzen,
Frei der Gefahr, die der Gespielen winkt,
Und keine Macht wird seinen Himmel schwärzen,
Durch den kein Blitz mit zorn'ger Flamme dringt.
Er kehrt zurück zum Urquell aller Gnaden,
Das zarte Herz mit keiner Schuld beladen.

O weine nicht, wenn in der Schönheit Blüthe
Die Jungfrau, gleich der Rosenknosp', erbleicht,
Der Jüngling, hoffnungsreich, voll Kraft und Güte,
Das stolze Haupt zum letzten Schlummer neigt!
Die Flamme, die im Todeskampf erglühte,
Die früh empor zu bessern Sternen steigt,
Blieb unentweiht, ward nicht dem weichen Herzen
Ein ew'ger Quell von namenlosen Schmerzen.

O weine nicht, wenn in der vollen Kraft
Der Wirksamkeit des würdevollen Lebens
Den Mann hinweg des Todes Sense rafft,
Eh' ihm gereift die Erndte seines Strebens.
Was die Begeisterung des Edlen schafft,
Stirbt nicht mit ihm. — Er wirkte nicht vergebens;
Die Frucht erfreut ein künftiges Geschlecht.
Wohl ihm, er starb, eh' Alter ihn geschwächt.

O weine nicht, wenn mit bereiften Haaren
Dem müden Greis der Pilgerstab entfällt!
Er hat des Glückes Wankelmuth erfahren,
Gestorben sind, die Lieb' ihm zugesellt,
Die einst Genossen froher Stunden waren;
Verlassen steht er in der jüngern Welt,
Gestillet ist sein sehnliches Verlangen,
Die zu umfah'n, die ihm vorausgegangen.

Drum weine nicht, und blick' mit frommem Muth'
Auf der verstorb'nen Lieben Todtenhügel.
Beglückt, wer in der kühlen Erde ruht!
Erhebe dich auf frommer Andacht Flügel
Zu dem empor, der alles weise thut.
Auf's Leben drücket der Vollendung Siegel
Der Tod allein! — O Freund, erzittre nicht,
Aus Grabesnacht strahlt Auferstehungslicht.

Ein Gang auf den Leipziger Friedhof.

Von

Ernst Pfeilschmidt.

Zum Friedhof ging von Sanct Johannes ich,
Und durch der Gräber lange Reihen schlich,
Das Haupt gesenkt, mit trübem Blick und Sinn
Am Feierabend trägen Schritts ich hin.
Bleich schien die Sonne. Kühle Lüftchen wiegten
Die Birken sanft, die sich an Kreuze schmiegten.
Kein Vogel schlug. Oft stand ich still und las
Viel Namen, die die Welt schon längst vergaß.
Nur hie und da ein Name, den ich kannte,
Weil ihn die Welt ob Glanz und Reichthum nannte.
Was ging mich's an, wo der und der geboren,
Der, eh' er starb, sein Leben halb verloren!
Allein war ich, wo nachbarlich der Gute,
Gesellt zu Bösen, neben Bösen ruhte;
Da, wo zuerst die Stolzen und die Reichen,
Der Staub dem Staub, den Armen, Niedren gleichen.
Still war's ringsum. Nur drinnen, wo Gedanken,
Wie leichtes Rohr, bald auf-, bald niederschwanken;
Wo Stimmen jetzt, was gut, was recht ist, loben,
Und Stürme jetzt der Leidenschaften toben:
Da ward es laut. Den Zweifeln Preis gegeben,
Sprach ich zu mir: „Was ist das Erdenleben!
Ist's Kampf um Nichts? Ist's eitler Sinnentrug?

Ist's Wirklichkeit? Gehemmter Adlerflug
Zum Sonnenlicht der Wahrheit, das uns leuchtet,
Wo Thräne nicht das Auge trüb umfeuchtet?
Soll glaubend ich und hoffend seine Lasten
Geduldig tragen, kämpfen oder rasten;
Die schale Kost durch Freudentaumel würzen,
Mich von Genüssen zu Genusse stürzen;
Für Thoren halten, die vom frühen Morgen
Bis in die Nacht für fremde Wohlfahrt sorgen;
Der Weisheit folgen, die die Lust der Welt
Durch Mitleid sich und Reue nie vergällt?
Soll lieben ich, wo Millionen hassen;
Auf Gott vertrauen oder Gott verlassen?
Soll Christ ich sein und mich zu dem bekennen,
Des Wort und Kreuz viel Weise Thorheit nennen?
Soll beten ich und betend leben, sterben,
Statt um Genuß und Ruhm der Welt zu werben?
Genießen will — doch halt! — Wer hat hier unten
Nach Schmerz und Lust des Herzens Ruh' gefunden?
Wen schützt hier vor des Schicksals rauhem Wetter
Der graue Stein, das Grün der Epheublätter?
Wem haucht zu Ehren auf der stillen Gruft
Der Rose Kelch, der frische Kranz den Duft?
Wie heißt der Schläfer, dem im Tod das Lieben
Der Nachwelt noch unwandelbar geblieben?
Mein Gellert ist's! Mein Gellert, Du schläfst hier?
Du, Gottesstätte, sei gesegnet mir!
Hier schläft ein Christ, der, seines Heilands Bild,
Geduldig, sanft, demüthig, kindlich, mild,
Durch Glaubenskraft von eitlem Sinn genesen,
Im Leben stets das, was er sang, gewesen.
Hier schläft der Sänger, der den Jubelruf:
„Dies ist der Tag, den Gott gemacht!" uns schuf;

Der Sänger auch, der in des Staubes Wurm,
In Blüthenpracht, in Sonnenschein und Sturm,
Im Sternenzelte und im Sand am Meere
Verherrlicht sah des Weltenschöpfers Ehre.
Auf Gott allein und nicht auf eignen Rath
Hat er vertraut, wenn betend er genaht
Dem, der, soweit des Himmels Wolken gehen,
Barmherzig eilt, dem Beter beizustehen,
Und immerdar an jedem Morg sang
Als Erstgefühl dem Herrn er Preis und Dank.
Hier schläft der Weise, der es nie vergessen,
Wie kurz die Bahn dem Sterblichen gemessen;
Daß, ob sein Ruhm auch zu den Sternen reicht,
Das Grab ihm winkt, die Lebenszeit verstreicht.
Nach einer Prüfung kurzer Tage barg
Auch ihn das letzte Erdenhaus, der Sarg.
Doch nimmer stirbt der Fromme, nie der Christ;
Der Weise lebt, der Gottes nicht vergißt.
Wer Christo glaubt und Saat des Guten streute,
Wird, ob auch Staub, dem Tode nicht zur Beute.
Der Sänger stirbt: er ist der Sohn der Zeit;
Des Liedes Mutter ist die Ewigkeit.
Aus Gott geboren hallen seine Lieder
Von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen wieder.
Auch Gellert lebt. O seligste der Stunden!
An seinem Grabe hat mein Herz gefunden,
Was ihm gefehlt: des Lebens Zweck und Werth
Hat sich mir hier aus Nacht in Licht verklärt.
Genuß ist Spreu! Durch Lieb' und Lied betrat
Mein Gellert zur Unsterblichkeit den Pfad.
Gesang und That, durch Gottes Geist geweiht,
Lebt ewig fort, führt zur Unsterblichkeit.
Zum Friedhof kam und durch die Gräber schlich,

Das Haupt gesenkt, mit wundem Herzen ich.
Nun solches ich an Deinem Grab gelesen,
Mein Gellert, ist mein krankes Herz genesen.
Ein schwankend Rohr, den Zweifeln Preis gegeben,
Hast, Gellert, Du die Seele mir, das Leben
Gerettet und, zu Millionen Malen
Dich segnend, will ich's droben Dir bezahlen,
Daß Dein Gedächtniß Gottes Weg mich wies!"
So rief ich aus, als ich sein Grab verließ,
Indeß zuvor, daß ich mich damit schmückte,
Drei Blätter ich vom grünen Ephen pflückte.
Drauf kehrt' ich heim. Das Herz gesund und heiter
Setzt' ich den Fuß seitdem durch's Leben weiter.
Und schwank' ich je, zag' ich in Sturm und Wetter:
Mein Talismann sind die drei Epheublätter.
Sie sind verwelkt, doch ewig grünt die Kraft,
Die sie belebt und die das Gute schafft.
Ein Blick auf sie, und, wie vom Zauberstabe
Dahin versetzt, steh' ich an Gellerts Grabe.
Dann werd' ich fest im Glauben, Lieben, Hoffen.
An Gellerts Grab seh' ich den Himmel offen.

Immortellen aus dem Leben Gellerts.

Mitgetheilt

von

Ferdinand Naumann.

„So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen. Diese Epoche kann ihre Grenzen haben; aber den Gellertschen Character werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist unbegrenzt." *)

Den nachstehenden bisher noch ungedruckten Briefen und Gedichten Gellerts habe ich noch einige wenige, nicht uninteressante Züge aus dem Gellertschen Leben beigefügt, die ich in dem characteristischen Gemälde vermißte, welches Andreas Cramer, Garve, Leo und Andere entworfen haben. Mögen sie dasselbe vervollständigen. Ich gewärtige zwar, daß das Gegebene Diesem unbedeutend, Jenem sogar unnütz erscheinen werde; ich bin mir aber bewußt, daß ich Manchem damit eine Freude gemacht habe. Und das ist schon genug.

Mag immerhin eine spätere Zeit ihren ästhetischen Maßstab an Gellerts Schriften legen; sein reines, sittlich schönes Leben, das aus ihnen spricht, sein edles, menschenfreundliches Herz, das ganz so streng gegen sich, als gegen Andere nachsichtig war, dem Demuth, Selbverleugnung und Gottergebenheit nothwendige Eigenschaften

*) Garve, am Schlusse seiner Schilderung des Gellertschen Characters.

waren, hat mit solchem Maßstabe nichts zu thun. Das steht doch fest: Gellert wirkte auf die Menschheit und die Menschheit wirkte zurück auf ihn; von sich selbst dachte der bescheidne Mann so klein, von der menschlichen Natur sprach der vortreffliche Lehrer so groß. So ist er ein Segen der Welt geworden. Denn an seine Fabeln knüpfte sich die Erziehung vieler Tausende, und vielen Tausenden halfen seine Lieder das Heilige vermitteln.

---

1. *)

Wächterruf.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat neun geschlagen.
  Neun vergaßen Dank und Pflicht,
  Mensch, vergiß der Wohlthat nicht.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
  Herr, durch deine große Macht
  Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat zehn geschlagen.

---

*) Gellert dichtete diesen Wächterruf noch auf der *Fürstenschule*. Dieses und das folgende Lied ist von dem ehemaligen *Past. Schmidt in* Knauthain bei Leipzig, der in Meißen und Leipzig Gellerts Schulgenosse und Freund gewesen war, erhalten worden. Später kamen die Lieder in den Besitz des Herrn Prof. Dr. Mosch zu Herischdorf bei Warmbrunn, durch dessen Güte sie mein Freund, Mag. Richter, Rector in Hainichen, erhielt.

Zehn Gebote schärft Gott ein,
Ach, laßt uns gehorsam sein.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen
Uns're Glock hat elf geschlagen.
Nur elf Jünger blieben treu,
Hilf, Herr, daß kein Abfall sei.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen,
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk die Ewigkeit.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat eins geschlagen.
Eins ist Noth, o treuer Gott,
Gieb uns einen sel'gen Tod.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Weg' hat der Mensch vor sich,
Herr, den besten lehre mich.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat drei geschlagen.
Drei in Eins! was Christ nur heißt,
Ehrt Gott Vater, Sohn und Geist.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

2.*)

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Ihr Sorgen weicht, laßt mich in Ruh',
Denn Gott wird für mich sorgen,
Schickt er mir heute gleich nichts zu,
Vielleicht geschieht's doch morgen.
Und wenn es morgen nicht geschieht,
So giebt's ja noch mehr Tage,

---

*) Gedichtet 1734, als Gellert auf die Universität nach Leipzig ging.

Denn der, der weiß, was mir gebricht,
Der hört auch, wenn ich klage.

Wer weiß, wer sich noch um mein Heil
Ganz wunderbar bemühet,
Und wer um mein beschieden Theil
An schwerer Arbeit ziehet.
Wer weiß, wer mir mein Feld besä't,
Worin mein Waizen grünet,
Und wo das Stückchen Korn wohl steht,
Das mir zur Nahrung dienet.

Wer weiß, wer mir den Tisch noch deckt,
Der meinen Körper weidet,
Wo Gott ein gutes Herz erweckt,
Das meinen Rücken kleidet.
Wer weiß, wo noch das Schäfchen geht,
Das meine Wolle träget,
Und wo das sanfte Bettchen steht,
Darin mein Gott mich leget.

Wer weiß, wo noch das Brünnlein quillt,
Woraus ich trinken werde,
Vielleicht, so du, mein Gott, es willt
So quillt's aus fremder Erde.
Denn du, mein Gott, du gehst gar oft
Mit uns sehr fremde Straßen,
Und führest uns ganz unverhofft
Hinweg, wo wir sonst saßen.

Wer weiß das Plätzchen und den Raum,
Der sich für mich noch schicket,
Wer weiß den Garten und den Baum,
Der mich forthin erquicket:

Ach, treuer Vater, das weißt du,
Denn dir ist nichts verborgen.
Drum Sorgen weicht, laßt mich in Ruh',
Denn Gott will für mich sorgen.

3.

Herr Kriegsrath K. Müchler, dem ich Nachstehendes verdanke, schreibt mir: „Ein Student der Gottesgelahrtheit, der zu Gellerts Zeiten in Leipzig studirte, überreichte diesem beim Abgange von der Universität sein Stammbuch. Gellert schrieb in solches die nachstehenden Zeilen:“

Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich hätte gern, ist thöricht;
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig.
Drum, was Du hast, das nimm für viel,'
Beim Hoffen und Wünschen giebt's kein Ziel.

Leipzig, den 11. März 1746.

Christian Fürchtegott Gellert.

4.*)

An Georg Albrecht in Eisenach.

Hochgeehrtester Herr.

Der Beifall eines jeden rechtschaffenen Mannes, er sei gelehrt oder nicht, ist mir allezeit schätzbar, und so hat mir auch der Ihrige, den Sie mir durch einen Brief bezeugt, angenehm seyn müssen. Sie versichern mich, daß Ihnen das Lesen meiner Schriften seit vielen Jahren

*) Durch die Güte des Hrn. Hofrath Ludwig Bechstein in Meiningen.

eine nützliche und angenehme Beschäftigung gewesen, und ich danke Ihnen sowohl für diese Versicherung, als für alle die Gewogenheit, die Sie für mich haben, ergebenst und aufrichtig. Die Stelle in Ihrem Briefe von der Religionsparten verstehe ich nicht ganz. Vermuthlich haben Sie mir sagen wollen, daß Sie sich zu der Kirche, zu der Sie gehören, nicht bloß deswegen bekennen, weil Sie darinne gebohren sind, sondern weil Sie den Glauben derselben nach den Wahrheiten der Schrift geprüft haben. Dieses ist die Pflicht eines jeden Christen. Die Schrift befiehlt uns, daß wir uns in den Stand setzen sollen, von unserm Glauben Rechenschaft zu geben und von unserer Religion überzeugt zu seyn; so wie sie uns auch befiehlt, keine Trennungen noch Spaltungen aus unerheblichen Ursachen in der Kirche anzurichten, sondern die Einigkeit des Glaubens durch unsern öffentlichen Beytritt zu bewahren. Dieses weis ein Mann von Ihrer Einsicht, der die Schrift zum Führer annimmt, ohne mich.

Ich verharre mit aller Hochachtung

den 19. April 1758. Ihr ergebenster Diener

Auf dem Lande bei Weißenfels geschrieben. Gellert.

5.*)

An * * *.

Hochzuverehrender Herr.

Ihr Herr Vater, mit dem ich unlängst gesprochen habe, hat mich versichert, daß er Sie zu nichts zwingen würde; nur darüber hat er sich beklagt, daß Sie Ihren Entschluß nicht eher gefaßt hätten; und dazu hat der gute Mann viel Ursache. Eilen Sie also, Sie mögen nun die Rechte studiren oder die humaniora, so bald als Sie können, wieder auf die Academie. Ich für meine Person weiß jetzt keine Ge-

*) Durch die Güte des Hrn. Regierungsrath Dr. Schulz in Dresden.

legenheit, die Sie dahin führen könnte; da Sie noch einiges Vermögen haben, so ist es besser, Sie studiren noch ein Paar Jahre für sich, als daß sie bei Ihrem Alter erst auf eine Hofmeisterstelle warteten. Die überschickten Manuspripte habe ich gelesen. Ihre Prosa gefällt mir weit besser, als Ihre Poesie. Schenken Sie dieser ja nicht zu viel Zeit. Gott wolle Ihren Entschluß und Ihren Fleiß segnen und Sie zu einem nützlichen und rechtschaffenen und glücklichen Mann fortwachsen lassen. Ich aber verharre mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster Diener

Leipzig, den 1. Juli 1766. Gellert.

6.

Herr Kriegsrath K. Müchler in Berlin, dem ich ebenfalls dieses Blatt verdanke, schreibt mir:

„Der Geheime Rath von Bötticher in Braunschweig sandte seinen Sohn im Jahre 1764 nach Leipzig, um dort zu studiren. Er empfahl ihn der Obhut Gellerts und Letzterer hatte die Genugthuung, daß der Jüngling dessen liebreichen, väterlichen Ermahnungen Folge leistete, und sich weder durch Verlockungen, noch böse Beispiele, von dem rechten Wege verleiden ließ, so daß Gellert dem Vater bei dem Abgange des Sohnes von der Universität schreiben konnte: „„Endlich gebe ich Ew. ꝛc. das mir zeither anvertraute Pfand nach Dero Befehl zurück, aber mit einem Herzen, das lieber behielte, als zurückgäbe.““

An den jungen von Bötticher richtete Gellert aber bei seinem Abgange, statt Inschrift in das Stammbuch, nachstehende Verse:“

So eile denn, — wie viel verlier' ich heute! —
So eile denn von meiner Seite
In Deiner Aeltern Arm zurück:
Sie warten Deiner — und mit ihnen

19*

Ruft dich Dein Fürst, Dein Staat zurück. —
Geh', werde Deines Landes Glück!
Erfülle, was mit mir so viele hoffen,
Die Deinen Fleiß bei uns gekannt,
Und ruhe nicht, bis Du durch Tugend und Verstand,
Geleitet an des Vaters Hand,
Einst sein Verdienst um's Vaterland
Erreicht, wär's möglich, übertroffen.

Erfülle stets, was sich mein Herz von Dir verspricht;
Sein ganzer Beifall folgt Dir nach:
Ich weiß von allen tausend Tagen,
Die, Bötticher, Du bei uns hast zugebracht,
Nicht einen nur, dies kann ich freudig sagen,
Nicht einen nur, der Dir nicht Ehre macht.

So kehre denn mit Ruhm und Segen
Zurück in Deine Vaterstadt,
Und preise Gott, der Dich auf Deinen Wegen
Bis diesen Tag geleitet hat,
Und leb' ein langes ruh'ges Leben,
Bis daß Du einst, der Erde satt,
Mit Kind und Kindeskind umgeben,
An guten Thaten reich, geliebet und verehrt,
Und reif zu einem bessern Leben,
Und als ein Christ des bessern Lebens werth,
Dich freuen wirst, nach so viel Glück auf Erden,
Unendlich glücklicher zu werden.

Leipzig, im Monat April 1767. G.

7.*)

An den Rector Voigt in Camenz.

Theuerster Herr Rector.

Ihr Brief voll Freundschaft und Liebe und Beifall, hat mich nothwendig rühren müssen; und wie sehr würde ich mich erfreuen, wenn ich dem guten Sohne eines so würdigen Vaters, den ich ehre und liebe und der von der ersten Jugend an mein Freund ist, dienen kann! Gott gebe, daß ich's möge können und treulichst thun! Indessen bin ich Ihres lieben Sohnes wegen, den ich nur erst einmal, aber mit vieler Hoffnung, gesprochen habe, sehr ruhig, da er in den Händen seines Onkels, unsers Dr. Burscher's, und also unter der besten Leitung und Aufsicht ist. Ein weiser Sohn, sagt Salomo, ist seines Vaters Freude. Möchten Sie doch, theuerster Freund, an diesem Ihrem Sohne alle die Freude erleben, die sich ein guter und sorgfältiger Vater wünschen und von Gott versprechen kann; denn ein Vater, der in seiner Frömmigkeit wandelt, deß Kindern soll's ja wohl gehn! Und möchte ich doch die Freude genießen, Sie noch einmal in diesem Leben, Sie noch einmal, nach mehr als 30 Jahren, freundschaftlich zu umarmen, um mich der Jahre unsrer Jugend lebhaft an ihrer Seite und dankbar zu erinnern. Gott erhalte und stärke Sie zum Besten Ihres Hauses und zum Segen Ihrer Schule. Ich aber bitte um Ihre beständige Liebe und bin bis an das Ende meines Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ihr

verbundenster Freund und Diener

Leipzig, den 17. Juni 1786. C. F. Gellert.

---

*) Durch die Güte des Herrn Keil, Inspector am K. Alterthums-Museum in Dresden.

8.*)

An den Grafen von Hohenthal-Döbernitz in Dresden.

Hochwohlgeborner Freyherr,

Gnädiger Herr Vicepräsident.

Sie sind im hochlöblichen Oberconsistorium, wie ich höre, noch ungewiß, wem sie das erledigte Cantorat in der Fürstenschule zu Grimma ertheilen wollen. Also darf ich es wohl noch wagen, Ihnen, Gnädiger Herr, einen Candidaten vorzuschlagen, an den ich zeither gar nicht gedacht, und der mich gestern Abend erst um Rath gefraget hat, ob er wohl noch um diese Stelle anhalten dürfte. Er heißt Reichard, ist habilitirter Magister, hat von je her für die Schule studirt, hat promtam et paratam sientiam, hat Lehrgaben, Munterkeit, Leichtigkeit im Vortrage, Unverdrossenheit, eine gute lateinische Schreibart, viel Kenntnisse im Griechischen, versteht nicht nur die Musik, sondern componirt auch gut; und endlich kenne ich ihn auch als einen rechtschaffenen und christlichen Mann, weil er ehedem etliche Jahre in meinem Hause gewohnt hat. Auch ist er ein alter Schüler von Dr. Ernesti, der ihn aber lieber zu einem Schulrector aufbehalten möchte. Selbst sein Aeußerliches ist gut und muß bei der Jugend einen Eindruck von Vertrauen und Gewogenheit erwecken. Itzt steht er als informator hier bey dem Hofrathe Winkler, und liest zugleich einige Collegia. Ich denke, er wird ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt seyn. Sein Vater, mit dem ich ehedem studieret habe, ist ein rechtschaffener arbeitsamer Amtmann in Schleitz. Dieser Magister Reichard also, Theuerster Herr Präsident, wird, wie er mir gesagt hat, und vielleicht auch auf Veranlassung des Herrn Präsidents von Globig, noch um das gedachte Cantorat anhalten. Wenn Sie ihn wählten, so würde die Fürstenschule Grimma ohne Ausnahme lauter gute Männer haben. Allein Magister Reichard kann auch warten; er hat hier sein hinreichendes Auskommen; und der Hofrath Winkler

---

*) Durch die Güte des Herrn Hofrath Dr. Wüstemann in Gotha.

wird ihn nicht gern verlieren. Wenn ich der Präsident Hohenthal wäre: so gäbe ich ihm das Amt in Gottes Namen.

Gott erhalte Sie und segne Sie und Dero Frau Gemahlin in dem bevorstehenden neuen Jahre mit aller Wohlfahrt des Geistes und Leibes, und beglücke Dero ganzes Haus. Ich aber verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung und Dankbarkeit

Ew. Hochfreyherrl. Gnaden

unterthänig gehorsamster

Leipzig, den 29. December 1768. C. F. Gellert.

Nachs.

Wenn Magist. Crusig, welcher Reichards sehr guter Freund und nach seinem eignen Geständnisse zu der Stelle sehr geschickt ist, noch Hoffnung zu diesem Amte haben sollte, so wird Magist. Reichard niemals darum anhalten.

9.*)

An den Rector Voigt in Camenz.

Theuerster Freund.

Nur Ein Wort, damit ich ruhig werde, denn mein Herz macht mir wegen meines Stillschweigens schon lange Vorwürfe. Erstlich also Ihr lieber Sohn — dieser ist gesund und fleißig und besucht mich oft. Nun so freuen Sie sich mein Freund, und danken Sie Gott. Auch mit Ihren mir empfohlenen Schülern bin ich wohl zufrieden, soviel ich sie kenne, besonders mit dem Herrn v. Saal. Endlich, mein rechtschaffener Freund, danke ich Ihnen noch aus der Fülle meines Herzens für alle die Freude, die Sie mir die verwichene Messe durch Ihre Gegenwart gemacht haben; eine Freude, die ich dreißig Jahre

*) Durch die Güte des Herrn Regierungsrath Dr. Schulz in Dresden.

nicht genossen und auch in diesem Leben nicht wieder genießen werde. Gott lasse uns das Gute, das wir einander gönnen, wünschen und erbitten, wiederfahren, hier und in jenem Leben. Ich umarme Sie und versichre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung bis ins Grab.

Der Ihrige

Leipzig, 25. Aug. 1769. Gellert.

Die Fr. Liebste grüße ich ergebenst.

10.*)

An den Hauslehrer Reichel.

Liebster Herr Reichel.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre beiden mir so erfreulichen Briefe; und o wie glücklich preise ich Sie zugleich, daß Sie in ein so vortreffliches Haus, zu einem so verdienstvollen Herrn, der ein Freund der Religion und der Wissenschaften ist, und zu einem so hoffnungsvollen Kinde als Ihr kleiner Graf ist, gekommen sind. Wenden Sie denn allen Ihren Fleiß und Eifer an, die Hoffnung zu erfüllen, die sich der Herr General von Ihnen macht, und bilden Sie das Herz und den Verstand seines kleinen Enkels nach seinem Sinn und Wunsche, nach aller Ihrer Einsicht und Ihrem Gewissen. „Hab Acht auf Dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Stücken." — Gott segne Ihre Bemühungen und Kräfte. Ich verharre mit aller Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster Diener

Leipzig, den 23. November 1769. Gellert.

Empfehlen Sie mich Sr. Excellenz dem Herrn General ehrerbietigst zu Gnaden; und grüßen Sie Ihren kleinen Grafen, den ich schon

---

*) Da Gellert am 13. December 1769 starb, so ist dieser Brief wenig Tage vor seinem Tode geschrieben. Ich erhielt ihn durch die Güte des Herrn M. Richter, Rector in Hainichen.

sehr liebe, ergebenst von mir. Mein Bruder, seine Frau und sein ganzer Tisch, nebst Herrn Gödiken und Sauern, versichern Sie ihres Andenkens und ihrer guten Wünsche.

* * *

Oft wiederkehrende Körperschmerzen stimmen die Seele ernst. Dennoch machte Gellert, trotz seiner trüben Gemüthsstimmung, wo es Zeit und Ort erforderten, recht gern einen unschuldigen Scherz. Das kann nicht jeder; das kann nur der, den die Kraft aus Gottes Worte bei allen Leiden des Körpers und der Seele geduldig macht.

Wie liebenswürdig und heiter sind nicht folgende drei Mittheilungen: Gellerts Kriegs-Diarium aus dem schwarzen Brete in Leipzig, sein Abenteuer auf der Reise und der Stock in der Dorfkirche von unserm ernsten Liederdichter erzählt.

Gellerts Kriegs-Diarium
aus dem schwarzen Brete in Leipzig.*)

„Den 18. November 1758 ließ sich ein Husarenlieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, sehr ungestüm bei mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann Niemand widerstehen; fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir, was da wolle. Alsbald trat ein hagerer schwarzer Mann, mit drohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel und in der rechten den Stock, ein Paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Drath durchflochten. — „Was ist zu Ihrem Befehl, Herr Lieutenant?" hub ich mit Zittern an. „Haben Sie Ordre, mich zu ar-

*) Gellert theilt diese Erlebnisse in einem Briefe an Fräulein Schönfels mit. Siehe Gellerts sämmtl. Schriften Th. V. S. 282. ff.

retiren? Ich bin unschuldig!" — „,,Nein! Mein Herr, sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?''' — „Ja, ich bin Gellert." — „,,Nun, es freut mich, Sie zu sehen, und Sie zu umarmen.''' — Gesagt, gethan, und o wie zitterte ich bei der Umarmung! — „,,Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften,''' fuhr der Bärtige fort. „,,Sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme, Ihnen zu danken, und Sie meiner Freundschaft zu versichern!''' — „Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant. Haben Sie die Güte und lassen Sie sich nieder." Mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht hervorbringen. — „,,Ja, das will ich gern thun. Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben können?''' — „Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an das, was ich schreiben wollte, und schrieb so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten? Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und alsdann drucken lassen, so verbesserte ich's und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen." — „,,Nun, das will ich mir merken,''' versetzte er, „,,ich habe oft Zeit und Lust zu schreiben, und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Professor? Lesen Sie sich einen aus! Diese hier sind von einem Kosacken-Obersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Offiziers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte.'''

Es lief mir bei dieser Erzählung und bei dem Präsent eiskalt über den Leib. „Das sei ferne von mir, daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie

Ihre Rubel; ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten." — „,Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind Sieberische. Und diese Peitsche? das ist eine Knute. Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe außerdem noch treffliches Gewehr erbeutet, türkisches und tartarisches. Es steht bei Eilenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort, ein Mann! Der Soldat hat nichts kostbareres, als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr.'" —

Hier nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. „Dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenannt, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum. Denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber, um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen?" — „,Ja! Geben Sie mir Ihre Trostgründe wider ein sieches Leben; wenn ich etwa noch von den Russen blessirt werden möchte. Denn, ach! die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt!'" — Nunmehr wollte er mir die Geschichte von der letzten Bataille erzählen, aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husaren-Lieutenant, daß ich ein Collegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah mein Katheder, wünschte mir viel Gutes, und ging mit seinen Pistolen und seiner Knuthpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe, nebst etlichen andern Cameraden, besetzt hielt, abnahm.

„,Peter!'" rief der Lieutenant, „,das ist der Herr, der die Schwedische Gräfin geschrieben hat!'" — Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen milden Beifall zu. Die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Um-

ständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. — „„Kann ich Ihnen,““ das war sein letztes Wort, „„noch bei dem Grafen Malachowsky auf irgend eine Weise dienen?““ — „Im geringsten nicht.“ — „„Oder bei dem General Dohna?““ — „Ich danke unterthänig.“ — „„Oder auch bei dem Könige?““ — „Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfälligst,“ und schnell entfloh ich dem Husaren.

Den 29. November. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant bei seinem Vater, dem General, melden. Ich erschrak wieder, aber ohne Ursach! Nein! gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren, mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und selbst den Grandison auswendig wußte, der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sei, daß die Freigeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte. „Aber,“ fuhr er fort, „ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir wohl solche abschlagen?“ — „Mein Herr Graf, sie müßte sehr groß sein, wenn ich sie Ihnen abschlagen sollte. Was verlangen Sie?“ — „„Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf.““ — „Von Herzen gern, Herr Graf! Ein so lieber junger Offizier, wie Sie, kann Alles von mir bitten.“ — „Nun!“ rief er, „so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern ist. Sie müssen doch solche Personen kennen, weil Sie sie so gut abgeschildert haben.““ — „Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein; aber sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht.“

So weit waren wir, als ein Korporal hereintrat. „„Die sämmtlichen Ober-Offiziere vom Beverschen Regiment,““ fing er an, „„sind vor der Thüre, und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören.““ — „Wer?“ rief ich; und schon traten zwölf und mehr Offiziere nebst einem Feldprediger herein. Es war Mittwochs um 11 Uhr, und ich

mußte also vor der halben Armee lesen. So kriegerisch, gnädiges Fräulein, gehet es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten."

Gellerts Reise-Abenteuer von Bonau nach Leipzig.*)

„Kaum war ich mit meinem muntern Hengste bis eine Viertelmeile vor G.. gekommen, als das Sattelpferd niederfiel. Der Fuhrmann fing erbärmlich an zu schreien, und ich noch erbärmlicher aus der Kutsche zu springen. — Was giebt es denn? — Ach, mein Hengst, mein Hengst! Mehr konnte ich nicht aus dem bestürzten Knechte bringen. Er riß das Pferd in die Höhe, und sogleich fiel es wieder nieder. Er schlug es von Neuem, und es sprang auf, um wieder niederzufallen. Ich bat, er sollte ein krankes Pferd nicht so schlagen, und er bat, ich sollte das gesunde, das davon laufen wollte, halten. Ich hielt es; aber bald riß mich's darnieder. Ich hielt es also nicht mehr. So stunden nun ich und der Knecht nebeneinander an dem Haupte des kranken Pferdes. Er zitterte und ich auch. Das Pferd kriegte Convulsionen. Der Knecht weinte, schrie um Hülfe, und ich schrie, daß ich ihm nicht helfen könnte, und weinte aus Mitleiden mit ihm. Ich lief an die Kutsche und holte die Semmel und den kalten Braten, den Sie, gnädige Frau, für mich zum Frühstück einpacken lassen; aber das arme Pferd wollte weder Semmel noch Braten. Ich sagte dem Knecht, daß ich Wein bei mir hätte, wenn er dem Pferde welchen eingießen wollte, daß ich eine Citrone bei mir hätte, und ein hällisches Apothek-

*) Aus einem Briefe Gellerts an Frau von Zedtwitz. Siehe Gellerts sämmtl. Schriften, Th. VI. S. 287 ff. Das Dörfchen Bonau liegt zwei Stunden von Weißenfels. Das dasige Rittergut, jetzt Sitz der Familie von Zehmen, besaß zu Gellerts Zeit der Kammerherr von Zedtwitz. Hier war unser Gellert oft und gern. Aus Pietät für ihn ist noch jetzt die Stube, die er daselbst bewohnte, in ihrem damaligen Zustande erhalten.

chen; und der Knecht konnte sich mitten unter seinen Thränen des Lachens über mich nicht enthalten. Herr, fing er an, Er versteht gar nichts. Lauf Er ins Dorf und hole Er einen Schmidt, das ist alles, was er thun kann.

Ich laufe ins Dorf, komme zum ersten Schmidte (es waren ihrer drei darinnen), bringe meine Worte wehmüthig an. — Wo habt ihr denn das Pferd? — Vor dem Dorfe. — Es muß hereinkommen. — Ja, lieber Herzensschmidt, das Pferd kann nicht mehr gehen, er muß sich hinaus bemühen. — Wenn es nicht mehr gehen kann, so kann ich ihm auch nicht mehr helfen. — Er machte seine Thüre trotzig zu, und ich laufe zum zweiten Schmidt und bringe meine Worte wieder an. Anstatt von dem Pferde zu reden, fragte er mich, wer ich wäre. Ich gab ihm keine Antwort und bat nur, daß er mit mir kommen sollte. Der Schmidt war ein junger langer Mann. — Mann! rief seine Frau, geh nicht mit! Sie wollen dich vor das Dorf haben, ich kenne den Herrn, er ist Fahnjunker unter des Rittmeisters Compagnie. Wenn sie dich vor das Dorf haben, dann schmeißen sie dich in die Kutsche und fahren mit dir davon und machen dich zum Fahnenschmidt. — Ich leugnete alles, aber die Frau drohte mir mit einem großen Hammer, und ich mußte zum dritten Schmidt, einem alten ehrlichen eisgrauen Manne. Der Mann gefiel mir. Er ging mit, nahm seine Pferdeapotheke, und gab mir die Instrumente zum Aderlassen. So gingen wir, gleich dem Aeneas und Anchises, nach dem kranken Pferde, und gingen ziemlich lange, denn der Mann hatte geschwollene Beine. Ich war vom Schrecken und der Hitze blaß. — Herr, sagte er liebreich, Er sieht elend, Er mag in Aengsten sein; Er möchte wohl auch zur Ader lassen. — Ich zitterte und hielt meine Instrumente fest, damit sie mir der Schmidt nicht nehmen solle. Er rühmte mir seine Pferde-Arzeneien, redete von seinen Feldzügen als Fahnenschmidt und von einer Hauptcur, die er vor Belgrad an dem Paradepferde des Prinzen Eugen um das Jahr 95 herum gethan hätte, und fragte mich, ob ich den Admiral Bing kennte. So kamen wir zum kranken Pferde und trostlosen Knechte. Der Schmidt ließ dem Pferde zur Ader;

aber er zitterte so sehr, daß ich das Eisen auf die Ader halten mußte, und er schlug und der Knecht hielt das Pferd in beiden Armen. Wir gossen ihm zehnerlei Oele ein, und ich kriegte, gleich einem Soldaten im Treffen, mitten in der Arbeit neue Kräfte. Nun, sagte der Schmidt, soll es bald anders werden. Und das geschah auch, gnädige Frau. Es ward bald anders. Der Hengst starb in des Schmidts und des Knechts Händen.

Traurige Scene! Der arme Knecht! — Christoph, gebt Euch zufrieden, ich will an Euern Herrn, den Bauer, schreiben. — Aber Christoph sah und hörte nicht. — Mein bester Hengst, mein bestes Pferd, ein Pferd für hundert Thaler! das war alles, was er sagte. Dem Knechte, der sich sehr mit dem Pferde abgemattet hatte, ward übel. Ich strich ihn an, goß ihm in der Angst Selzerwasser und Wein in den Mund und dachte wirklich, er stürbe. Nach zwei Stunden brachten wir das gesunde Pferd und den kranken Knecht in der Kutsche nach dem Dorfe. Die Leute gingen gleich in die Betstunde und erbauten sich erst an unserm traurigen Aufzuge. Ich ging in der Angst auch mit in die Kirche, aber hatte wenig Aufmerksamkeit. Die Jungen, unter denen ich auf der Orgel saß, schrien mir alle Andacht weg, und es kam mir vor, als ob man keine christlichen Lieder in dieser Kirche sänge. Ich ging heraus. — Das Uebrige mag Ihnen der Knecht erzählen, wenn er anders lebendig zuückkömmt. —"

Der Stock in der Dorfkirche.*)

„Ich muß Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche der Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bei sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf

*) Siehe Gellerts sämmtl. Schriften Th. III. S. 188.

die Kanzel und fing über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärte, was säen und ernten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die Freiheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße sehr geschwind auf und rief: der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. In Kurzem erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hatte das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewaltthat fühlen lassen?"

Gellerts Liebe zu seiner Mutter.

Ueber der großen Menge von Freunden und Bekannten vergaß unser Gellert diejenigen nicht, welche Gott ihm zunächst gegeben hatte. Vor allem hing sein Herz mit der innigsten Liebe an seiner Mutter. Der Vater war schon gestorben. Sie mag allerdings die Liebe ihrer Kinder im reichsten Maaße verdient haben; denn Gellerts Freund und Biograph, Johann Andreas Cramer, sagt von ihr: „Sie war eine

redliche Gehülfin ihres Mannes und eine rechtschaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und sie ihnen sowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beispiels angenehm und liebenswürdig zu machen, sie erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidig und wohlthätige Menschenfreundin, an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken." *) Aber wie viele Eltern verdienen auch die Liebe ihrer Kinder und finden doch keine Gegenliebe. Die Undankbaren pflegen ihres Vaters im Alter nicht und haben es vergessen, wie sauer sie der Mutter geworden sind.

Wenn es seine Arbeiten oder seine Gesundheit nur einigermaßen erlaubten, so reiste Gellert wenigstens jährlich einmal zu seiner Mutter nach Hainichen, und wie freute er sich innig, wenn er auf irgend eine Weise durch seine Gegenwart und durch sein freundliches Gespräch ihr ein paar heitere Tage bereiten konnte. In einem Briefe, den er auf seinem Lieblingsplätzchen, unter den beiden Linden, schrieb, die in dem Jahre seiner Geburt sein Vater hatte setzen lassen, damit sie mit dem Sohne aufwachsen sollten, spricht er: „Jetzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andere Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlich-frommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die Du mich gebarst, hier, Theure, setz' ich heute
Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir geboren bin.

Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie

*) Gellerts sämmtl. Schriften Th. VI. S. 317.

lächelte die ganze Zeit über. „Das hat er hübsch gegeben“, fängt sie endlich an. „Wer muß ihm doch Alles gesagt haben? — Er hat es doch auch selbst gemacht? — Ich habe freilich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben höre. Die Leute werden's doch aufrichtig meinen. — Ich höre, daß er zuweilen in seinen Schriften von der Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar nicht, als ob er dem Frauenzimmer gut wäre. — Je nun, man kann ja einander in allen Ehren gut sein. — Er ist stets still und eingezogen gewesen.“ — In diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, gefalle ich mir mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! —“ *)

Daß die Mutter glücklich, ja überglücklich war, wenn sie den Sohn, den ganz Deutschland mit Achtung nannte, einmal wieder sehen konnte, läßt sich leicht denken. Zwar hatte Gellert selbst nur wenig; aber von dem Wenigen mußte doch immer noch etwas für seine alte Mutter übrig bleiben, und es mochte ihn wohl manchmal recht betrüben, daß er nicht mehr für dieselbe thun konnte. Deshalb rechnete er auch die Wohlthat, die ein edelmüthiger Mann, der Freiherr v. Craussen in Schlesien, an ihm übte, der der alten ehrwürdigen Mutter Gellerts bis an ihren Tod einen ansehnlichen Jahrgehalt ertheilte, **) „unter die vornehmsten Glückseligkeiten“ seines Lebens.

* * *

Wir schließen mit dem Worte der Schrift:

Das Gedächtniß des Gerechten bleibet in Segen.

Gellert lebt noch mitten unter uns. Ein bleibenderes Denkmal, als wir ihm zu stiften vermögen, hat er sich selbst gegründet in dem Gu-

---

*) Gellerts sämmtl. Schriften Th. III. S. 132.

**) Gellerts sämmtl. Schriften Th. V. S. 24—26. 28—31. 34 ff.

ten, das er unermüdlich stiftete und in den Werken seines Geistes. Darum lasset uns munter werden und munter bleiben in seinem Angedenken zur christlichen Thätigkeit, Demuth und Standhaftigkeit. Denn „das ist die Ehre der Todten, die in uns fortleben, und durch die wir fortleben, daß wir in ihrer Stärke auch erstarken und uns vollenden, wie sie vollendet wurden!“

Dresden, Druck der Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold u. Söhne.

